

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

31. Januar 2005

Nr. 1

Der Uhu – Vogel des Jahres 2005

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, Gruppe Balingen

Auf den lautstarken Zaunkönig folgt Europas größte Eule als Vogel des Jahres 2005. Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern weisen mit dieser Wahl auf den sensiblen Lebensraum „Felslandschaft“ hin. Darüber hinaus machen sie auf einen der größten Erfolge im Artenschutz aufmerksam. Die durch rücksichtslose Verfolgung, Lebensraumzerstörung und durch Unfälle an Stromleitungen und im Straßenverkehr in ihrem Bestand Mitte des 20. Jahrhunderts nahezu ausgerottete Vogelart ist heute in fast allen Bundesländern wieder anzutreffen. Durch gezielte Schutzmaßnahmen und Auswilderungen nahm die Zahl der Brutpaare in Deutschland von 40 in den 60er Jahren auf derzeit etwa 850 zu.

Die Beziehungen der Menschen zu den Eulen sind vielfältig und konträr. Wissenschaftliche Darstellungen gab es schon bei Aristoteles. Die antike Naturbeschreibung stellte die Eule als nachdenklich und weise heraus. Die griechische Göttin Athene, Göttin der Weisheit und Beschützerin Athens, war die Eule als heiliges Tier zugeordnet. Als Wappentier dieser damals reichen Stadt zierte sie die Rückseiten ihrer Münzen, die kurz als Eulen bezeichnet wurden. Geläufig ist uns heute noch das Sprichwort „Eulen nach Athen tragen“. Es drückt unsinniges Tun aus. Die Klugheit und Intelligenz der Tiere war auch an anderen Stellen Gegenstand der Literatur. Der französische Fabeldichter Jean de La Fontaine z. B. beschrieb die Eule in der Fabel „Die Mäuse und die Eule“ als kluges Wesen. Universitäten, Schulen, Bibliotheken und Verlage verwendeten sie in ihren Emblemen als Symbol der Weisheit. Uhus und andere Eulen wurden aber auch als Sinnbilder für das Vergängliche, Dämonische und für das Irrationale dargestellt. Dazu trugen die überwiegende Aktivität in der Dunkelheit, die Lautäußerungen in der Nacht und der fast geräuschlose Flug dieser Tiere bei. Die Eule bedeutete z. B. in der ägyptischen Hieroglyphenschrift Tod und Nacht. Auch in nahezu allen abendländischen Kulturen galten Eulen als Vorboten des Todes. Der spanische Maler Goya brachte in einer Radierung die irrationale phantastische Natur der Träume durch überfliegende Eulen und Fledermäuse sehr schön zum Ausdruck. Das Unheimliche und Gespenstische wurde in Märchen und in Filmen mit Eulen assoziiert, z. B. in Grimms Märchen die „Eule“ und in vielen Verfilmungen der Kriminalromane von Edgar Wallace. Um sich vor Hagel, Blitzschlag oder Feuer zu schützen, nagelten Menschen Uhus und andere Verwandte im Mittelalter und noch lange danach mit ausgebreiteten Flügeln an die Tore der Scheunen. Sie sollten Haus und Hof mit ihren Zauberkräften schützen.

Verbreitung

Das Verbreitungsgebiet des europäischen Uhus reicht von der halbtrockenen Zone des Sudans über Nordafrika, Südwesteuropa und Süd-Frankreich hinein nach Mitteleuropa. Von dort erstreckt sich das Brutareal weiter nach Nordeuropa und auf dem eurasischen Kontinent ostwärts bis nach Sibirien, Südindien und Südchina. In Nordeuropa sind die Gebiete jenseits



68° N nicht mehr besiedelt. Die Grenzen schwanken im Osten Europas und in Sibirien zwischen 60° und 67° N. Die Schwerpunkte der gegenwärtigen Verbreitung in Baden-Württemberg liegen nach Wiedereinbürgerung und Wiederbesiedlung in der Ostalb, in der Hohenlohe und im Taubergebiet sowie im Oberen Donautal.

Kennzeichen

Der Uhu erhielt seinen Namen in Anlehnung an den dumpfen, tiefen und weit hörbaren Ruf „uho“. Die Lautäußerungen des Weibchens sind während der Balz höher. Beide Geschlechter können so unterschieden

werden. Der dicke Kopf trägt markante Federbüsche (s. Foto). Diese dienen möglicherweise zum Abschrecken und Drohen, vielleicht auch zur Unterstützung des Hörens. Das Gefieder der Altvögel ist auf der Oberseite rostbraun und mit dunklen Flecken und Bändern gezeichnet. Die Färbungen auf der Unterseite sind insgesamt heller. Die Brust ist mit länglichen Flecken durchsetzt. Diese sind auf der Bauchseite noch länger und schmaler. Sie bilden Ansatzstellen für feine braune Querwellen. Die großen Augen sind starr nach vorne gerichtet. Durch die Drehung des Kopfes, z. T. bis zu 270 Grad, wird das relativ kleine Sehfeld mehr als ausgeglichen. Die komisch wirkenden Schaukel- sowie

Auf- und Abwärtsbewegungen des Kopfes dienen zum Abschätzen von Entfernungen und zur Fixierung von Beutetieren. Ermöglicht wird dies durch 14 Halswirbel. Andere Wirbeltiere verfügen nur über die halbe Anzahl. Um im Dämmerlicht und in der Nacht zu sehen, bedarf es weiterer Anpassungen. Die Hornhaut des Eulenauges hat einen großen Öffnungswinkel. Das eingefangene Licht erzeugt auf einer relativ kleinen Netzhaut ein Bild. Eine höhere Anzahl an lichtempfindlichen Zellen (Stäbchen) steigert die Empfindlichkeit. Die weit verbreitete Meinung der Uhu könne bei Tageslicht schlecht sehen, trifft nicht zu. Die Pupille, die als Blende wirkt, wird je nach Helligkeit verändert. Die Orientierung erfolgt nicht nur über das Sehen, sondern auch über das ausgezeichnete Gehör. Die Federn des Gesichtsschleiers sind gut beweglich und können ausgerichtet werden. Sie wirken als Schallfänger und begünstigen so die Registrierung von Geräuschen aus verschiedenen Richtungen. Die genaue Ortung einer Beute gelingt über die Verrechnung der Zeitdifferenz zwischen dem Eintreffen des Schalls an beiden Ohren. Die Beweglichkeit des Kopfes unterstützt auch hier die Sinnesleistung. Obwohl der Uhu nicht mit den Greifvögeln verwandt ist, gibt es gleichsinnige Anpassungen (Konvergenz), wie z. B. das Tarngefieder, der Hakenschnabel und die mit scharfen Krallen versehenen Fänge. Die Körpergröße der Eule schwankt zwischen 63 und 68 cm und die Körpermasse zwischen 2 und 2,5 kg. Die Weibchen sind, wie bei Greifvögeln, größer und schwerer. Die Unterschiede machen im Mittel etwa 4 cm und 0,5 kg aus. Die Spannweite von 150 bis 180 cm kommt derjenigen eines Schelladlers gleich. Die großen Schwingen ermöglichen ein leises Gleiten und die weichen Ränder der Schwungfedern dämpfen die Geräusche beim Flügelschlag.

Lebensraum und Brutbiologie

Uhus sind reviertreue Standvögel. Sie bevorzugen reich strukturierte Landschaften mit felsigen, schluchtenreichen Waldarealen, Feldgehölzen, Heckengürteln, offenen Wiesenflächen und Gewässern. Solche Biotope bieten mit Mäusen, Ratten, Igel, Hasen, Bissam und Wasservögeln genügend Nahrung. Die Jagd-

Bruterfolge in verschiedenen Regionen (2003)			
Region	Anzahl Junge/Revier	Anzahl Junge/Par	Anzahl Junge/erfolgreiche Brut
Nördl. Frankenjura	0.47	0.67	1.6
Südl. Frankenjura	0.24	0.33	2.0
Unterfranken	0.91	0.91	2.0
Alpenregion – Werdenfölscher Land	0.7	0.7	1.4
Baden-Württemberg	0.94	1.15	2.14
Landkr. Sigmaringen – Oberes Donautal	0.5 – 0.67	0.75 – 1.0	1.5 – 2.0

Bruterfolge in Baden-Württemberg (2001 bis 2004)			
Jahr	Anzahl Junge/Revier	Anzahl Junge/Par	Anzahl Junge/erfolgreiche Brut
2001	0.44	0.64	1.67
2002	0.78	1.04	1.7
2003	0.94	1.15	2.14
2004	0.97	1.25	2.0

Daten für die Regionen in Bayern errechnet nach Angaben des LBV-Projektreports Felsbrüterschutz 1/04; Daten von BW errechnet nach Jahresbericht 04 der BAG Wanderfalkenschutz; Daten für den Landkr. Sigm. errechnet nach Mitteilungen von N. Kuhn, Naturpark Obere Donau

gebiete umfassen eine Fläche von bis zu 40 Quadratkilometern. Ausgedehnte geschlossene Wälder, Höhenlagen über 1000 Meter und reine Agrarlandschaften werden gemieden. Die Brutplätze befinden sich an Felshängen oder auf geschützten Sims. Steinbrüche, so genannte Sekundärbiotope, sind weitere wertvolle Standorte. Im norddeutschen Flachland übernimmt der Uhu, der selbst keine Nester baut, verlassene Bussard- und Adlerhorste. Gelegentlich brütet er auch am Boden, am Fuße von Felswänden und in Höhlungen von Wurzelstöcken. In unserem Gebiet horstet der Uhu im Muschelkalkfelsen um Haigerloch,

in den Kalksteinbrüchen am Plettenberg und bei Straßberg und in bewaldeten Felsen der Oberen Donau. Die mittlere Höhenlage der Plätze liegt in Baden-Württemberg etwas über 500 Meter. Die Nistunterlage kann aus Stein, Geröll, Sand, Nadeln oder aus Erde bestehen. Nach und nach folgen dann Schichten aus zerfallendem Gewölle. Die Balz beginnt schon im Hochwinter. Das Gelege umfasst zwei bis drei, selten vier Eier. Diese werden meist von Ende Februar bis Mitte März in Abständen von zwei bis vier Tagen gelegt und vom Weibchen allein etwa fünf Wochen lang bebrütet. Beim Bruterfolg gibt es regional starke Abweichungen (s. Tabelle über den Bruterfolg in verschiedenen Regionen.) Für Baden-Württemberg konnten aktuell für die Anzahl der flüggen Jungvögel, bezogen auf die Menge der Paare bzw. der erfolgreichen Bruten, Werte von 0.9 bzw. 2.0 ermittelt werden. Die Nestlingszeit variiert je nach Lage des Brutplatzes zwischen 40 und 80 Tagen. Bei Bodenbruten können die Jungen früher vom Nistplatz in die Umgebung abwandern. Jungvögel aus Felshöhlen mit glatten Wänden müssen flugfähig sein und brauchen deshalb länger, bis sie die Umgebung erkunden können. Auf diese Phase folgt bis in den Herbst hinein eine weitere Betreuung durch die Altvögel. Erst wenn die Jungen gelernt haben, völlig selbstständig Beute zu schlagen, lösen sich die Familienverbände auf. Die Nahrung ist vielseitig. Untersuchungen in Baden-Württemberg geben dazu folgende Hinweise: Bei den Säugetieren bilden Feldmäuse, Wühlmäuse, Wanderratten und Igel mit über 80 Prozent den Hauptanteil, bei den Vögeln stehen Waldohreule, Waldkauz, Haustaube, Blässhuhn und Rabenkrähe mit zusammen mehr als 50 Prozent bevorzugt auf dem Speisezettel. Reptilien und Amphibien werden zwar regelmäßig erbeutet, gehören aber nicht zur Hauptnahrung. Fische, Krebse und Insekten fallen kaum ins Gewicht. Bei Versorgungsschwierigkeiten werden auch geschwächte Nestlinge Opfer ihrer Artgenossen. Junguhus streifen in den ersten zwei Jahren z. T. weit umher, um sich eigene Reviere oder einen Partner zu suchen. Bei diesen Ausflügen kommen allerdings auch einige Jungeulen durch Stromschlag oder im Straßenverkehr um.

Fortsetzung folgt

Ein gutes Stück „Balingener Kultur“

Karl Hötzers Gedichte und Geschichten wurden neu aufgelegt – Von Gudrun Stoll

Die Erstauflage aus dem Jahr 1984 ist vergriffen. Waldemar Rehfuss, rührig um die Bewahrung der Balingener Heimatgeschichte bemüht, hat sich um eine Neuauflage der schwäbischen Gedichte und Geschichten von Karl Hötzer bemüht. Der Verkaufserlös fließt in voller Höhe in den Fonds der Bürgervereins zur Erneuerung des Glockenstuhls an der Stadtkirche.

Waldemar Rehfuss fand Mitstreiter für sein Vorhaben: Die Nachkommen von Karl Hötzer haben ihn finanziell unterstützt, er erhielt auch eine stattliche Spende aus Tübingen. Vom Förderverein „Schwäbischer Dialekt“, den Regierungspräsident Hubert Wicker aus der Taufe gehoben hat.

Zwanzig Jahre liegen zwischen dem Erstdruck und der Neuauflage. Der Inhalt ist unverändert: Hötzers Ehefrau und sein Sohn haben damals die literarische Auswahl getroffen und das Nachwort verfasst. Willi Leygraf, einst Rundfunkmoderator in Tübingen und ein großer Förderer der schwäbischen Mundart, würdigt im Prolog das schöpferische Schaffen dieses Schulmeisters, der auch Poet war.

Eine kurze Biographie macht mit den wichtigen Lebensstationen Karl Hötzers vertraut: 1892 in Balingen geboren, ergreift er – der Tradition der Familie folgend – den Beruf des Volksschullehrers. Hötzer unterrichtet von 1920 bis 1928 in Nehren, in dieser Zeit entstehen auch seine ersten Mundartgedichte. Dann kehrt er nach Balingen zurück, wird 1938 nach Tübingen versetzt, wo er bis zur frühen Pensionierung im Jahr 1995 als Grundschullehrer arbeitet. Balingen, die Heimatstadt, die ihm Zeit seines Lebens ganz nahe war, hat Karl Hötzer 1967, zwei Jahre vor seinem überraschenden Tod, zum Ehrenbürger ernannt.

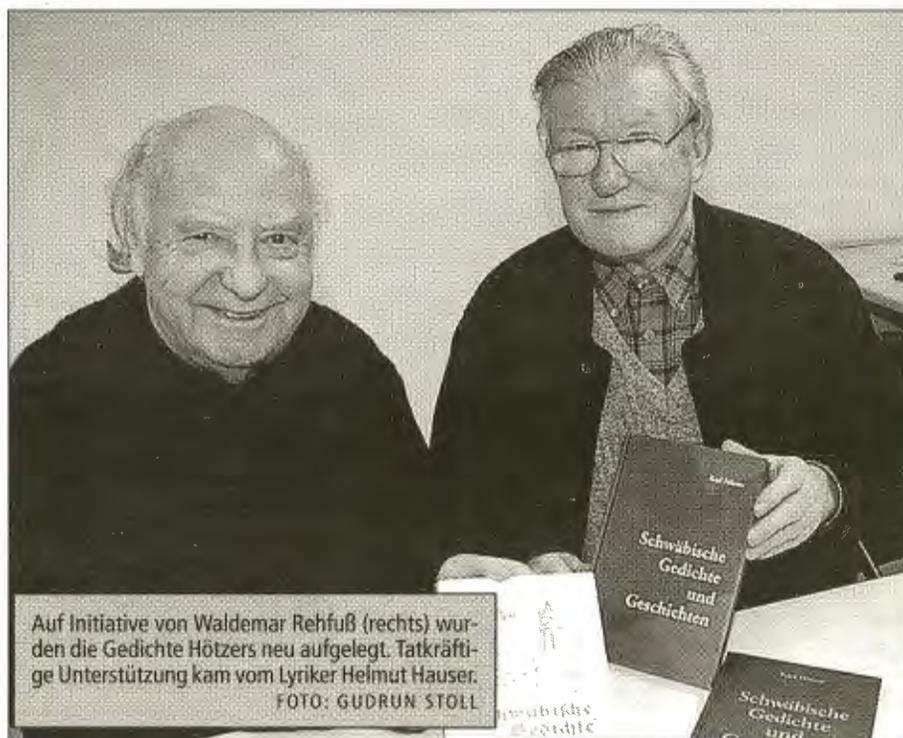
Hötzer hat in seinen Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten, wohl gereimt und wie Pinselstriche ge-

setzt, die Erinnerung an Orte und Originale, an Menschen und Landschaften bewahrt. Er war ganz dicht dran an den Menschen, die er schätzte und mochte und schuf Heimatdichtung in bestem Sinne, schlicht und schnörkellos, genau beobachtend und auch in der Sprache ganz konsequent dem lokalen Balingener Dialekt verhaftet.

Kritiker und Dichterkollegen haben diese Akribie nicht als Enge empfunden. Karl Hötzer in (unveränderter) Neuauflage: Für

Waldemar Rehfuss ein gutes Stück „Balingener Kultur“ und zugleich Reminiscenz an einen Mann, den die Balingener wertschätzten und achteten.

Ausgeblendet bleibt, dass die Biographie Risse bekommen hat, seit im Jahr 2001 aus dem nahen Nehren eine Diskussion Balingen ergriff, aufwühlte und spaltete, die Hötzers Handeln in der Zeit des Nationalsozialismus hinterfragte. Er war Parteimitglied und hat die NS-Ideologie und Hitler in den Jahren bis 1937 in Gedichten gelobt. Diesem Streit will der 70-jährige Walde-



mar Rehfuss mit seiner Initiative aber keine neue Nahrung geben.

INFO

Karl Hötzer „Schwäbische Gedichte und Geschichten“ sind im Druck- und Verlagshaus Hermann Daniel in 500 Exemplaren neu aufgelegt. Verkauf: In den Geschäftsstellen des Zollernalbkurier und der Balingener Buchhandlung „Das Buch“.

„Statt Armut das Gottesreich . . .“

Gustav Werner als Prediger und Sozialreformer im Raum Balingen – Von Adolf Klek, Teil 3

Ehrungen. Was bleibt?

Von allerhöchster Obrigkeit, nämlich von König Wilhelm und seiner Gemahlin erfuhr der Bruderhausgründer stets große Anerkennung. Das Königspaar unterstützte seinen Einsatz für Arme und Behinderte immer wieder mit Spenden. Der König gab dem jungen Maler Robert Heck, der in der Bruderhausverwaltung tätig war, den Auftrag, in einem Gemälde festzuhalten, wie Gustav Werner in einer Schafscheune am Stadtrand von Reutlingen einer Zuhörerschar als allen Schichten des Volkes predigt. Bis zu 500 Menschen pflegte er dort anzusprechen. Der König kaufte das Bild; es ist bis heute im Staatsbesitz. Zum 72. Geburtstag verlieh der König Vater Werner einen hohen Orden.

Ein weiteres Bild von Robert Heck stellt Vater Werner umgeben von Pflegebefohlenen dar. Im Hintergrund raucht der hohe Schornstein seiner Fabrik neben einem Anstaltsgebäude. Dieses Bild wurde Vater Werner zu seinem 78. Geburtstag überreicht, der sein letzter war. Es hat heute einen Ehrenplatz im Festsaal der BruderhausDiakonie im Reutlinger Stadtzentrum. Die Stadt Reutlingen gab an Gustav Werners 74. Geburtstag bei der Einweihung des neuen Kinderhauses dem bisherigen „Papiermühlenweg“ den Namen „Gustav-Werner-Straße“, der heute noch gilt. Zum 75. Geburtstag wurde Vater Werner durch einstimmigen Beschluss aller Stadträte zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Am 2. August 1887 ging das Leben von Vater Werner in Reutlingen zu Ende. Zur Beerdigung bildete sich ein Leichenzug von 2000 Menschen von der Gustav-Werner-Straße bis zum Friedhof „Unter den Linden“. Alle Reutlinger Kirchenglocken läuteten. Vielleicht haben auch Menschen aus dem Raum Balingen ihrem Prediger und Wohltäter das letzte Geleit gegeben.

Seltsamerweise hat Werner im Raum Balingen trotz der vielfältigen Kontakte keine Zweiganstalt des Bruderhauses gegründet. Es besteht aber gegenwärtig ein Sozialpsychiatrischer Dienst in Albstadt und seit September 2004 auch ein Wohn- und Betreuungshaus für psychisch Kranke in Balingen. Seit Januar 2004 ist die „Gustav-Werner-Stiftung zum Bruderhaus“, Sitz Reutlingen, mit einer Tochtergründung, dem „Haus am Berg“ in Bad Urach, verschmolzen. Unter dem Namen „BruderhausDiakonie“ werden in 14 Landkreisen in 128 Diensten und Einrichtungen der Alten- und Behindertenhilfe, Jugendhilfe und Sozialpsychiatrie rund 9200 Menschen begleitet und bringen sich rund 3500 Mitarbeitende fachlich und menschlich engagiert ein.

Es gibt immer noch Gründe genug, mit Gustav Werners Worten danach zu streben, „der Kirche zu ihrer Vollendung, dem Reiche Gottes zu seiner Verwirklichung und der seufzenden Kreatur zu ihrer Erlösung zu helfen“⁴⁰. – „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert!“

Quellen

- 1) Stadtarchiv Balingen, Pfarrberichte Zillhausen und Streichen (Kopien), Mai 1853
- 2) Magnus Schiebe, Bewahren und Bewegen. . . , S. 59
- 3) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht zur Visitation 1851
- 4) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht zur Visitation 1861
- 5) Magnus Schiebe, Bewahren und Bewegen. . . S. 35,
- 6) Magnus Schiebe, a.a.O., S. 111
- 7) Gustav Werner, Der Friedensbote 1855, S. 49
- 8) Zitat aus einem Sendbrief 1858 bei Paul Krauß, Gott im Maschinensaal, S. 125
- 9) Landeskirchliches Archiv (LKA) Stuttgart, Bestand DA Balingen, A 230, 1. August 1844. Die Sperrung der Schule erfolgte am 11. 4. 1851, Kirchenkonventsprotokoll im LKA Stuttgart, B 78
- 10) Ev. Pfarramt Engstlatt, Censur-Protokolle 1801 – 1846, Protokoll vom 21. Juni 1843
- 11) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbeschreibung von 1884
- 12) LKA Stuttgart, Bestand A 143, Schreiben vom 18. Dezember 1848 an das kgl. Dekanatsamt Balingen
- 13) Landeskirchliches (LKA) Archiv Stuttgart, Aktendes Dekanats Balingen, A 109, Kirchenkonventsprotokoll von Burgfelden, vom 28. Mai 1850
- 14) Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bestand DA Balingen, A 230, Protokoll vom 1. August 1844
- 15) LKA Stuttgart, Bestand A 138, Ev. Pfarramt Winterlingen an kgl. Dekanatsamt, 18. 12. 1843
- 16) Adolf Klek, Gustav Werner als Reiseprediger in Heselwangen, Heimatkdl. Blätter Mai 2001
- 17) Ev. Pfarramt Heselwangen, Kirchenkonvents-Protokollbuch 1832 – 1875 und Pfarrgemeinderats-Protokollbuch 1852 – 1870
- 18) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht vom 19. Mai 1843. Seelenzahl im Ort: 1162
- 19) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht zur Visitation 1855 und 1856
- 20) LKA Stuttgart, A 230, Antrag vom 29. Dezember 1847
- 21) wie Nr. 10
- 22) Karlheinz Bartel, Gustav Werner, Seite 147
- 23) Ev. Pfarramt Heselwangen, Kirchenkonvents-Protokollbuch, 21. Dezember 1849
- 24) LKA Stuttgart, Bestand A 138, Schreiben vom 22. März 1844
- 25) wie Nr. 15
- 26) wie Nr. 16
- 27) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbeschreibung von Dekan und Stadtpfarrer Georgii, September 1859
- 28) LKA Stuttgart, Bestand A 230. ohne Datum
- 29) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbeschreibung zur Dekanatsvisitation 1850

- 30) Ev. Pfarramt Zillhausen, Kirchenkonventsprotokoll 1844 – 1857, Actum 16. Dezember 1853
- 31) Gerhard K. Schäfer, Dem Reich Gottes Bahn brechen, S. 420
- 32) wie Nr. 30, Actum 21. Januar 1847
- 33) wie Nr. 30, Actum Oktober 1849
- 34) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht Zillhausen 1853 (wie Nr. 1)
- 35) wie Nr. 34, jedoch für das Jahr 1863
- 36) Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht Zillhausen 1851
- 37) Mündliche Mitteilung von Frau Emilie Maier, geb. Dirdra in Heselwangen am 25. 1. 2001
- 38) Ev. Pfarramt Zillhausen, Familienregister Streichen, S. 24
- 39) wie Nr. 38, S. 51
- 40) An die Freunde Gottes und der Menschen, 1850. Zitiert von G. K. Schäfer. Dem Reich Gottes Bahn brechen, SA. 405

Benützte Literatur

- Lothar Bauer (Hrsg.), Das Fusions-Journal, Zeitschrift der BruderhausDiakonie, Stiftung Gustav Werner und Haus am Berg, Reutlingen, Sonderausgabe 2004.
- Karlheinz Bartel, Gustav Werner – Eine Biographie, Stuttgart 1990.
- Hermann Ehmer u. a. (Hrsg.), Gott und Welt in Württemberg, Stuttgart 2000.
- Eberhard Fritz, Radikaler Pietismus in Württemberg, Epfendorf/N 2003.
- Richard Haug, Reich Gottes im Schwabenland – Linien im Württ. Pietismus, Metzingen 1981.
- Hartmut Kopf, mit Menschen für Menschen. Die BruderhausDiakonie – Ihr regionaler Sozialdienstleiter vor Ort. Reutlingen, September 2004.
- Paul Krauß, Gott im Maschinensaal – Der Christ Gustav Werner, Pfullingen 1980.
- Albrecht Roos, Mitwirkung am Reich Gottes – Soziale Gesichtspunkte im Württ. Pietismus. In: Ev. Gemeindeblatt für Württemberg, Nr. 41/1995.
- Paul Sauer, Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848, Schwäbisches Kulturarchiv des Schwäbischen Albvereins, Balingen-Dürrwangen 1998.
- Gerhard K. Schäfer (Hrsg.), Dem Reich Gottes Bahn brechen. Gustav Werner (1809 – 1887), Briefe, Predigten, Schriften in Auswahl, Stuttgart 1999.
- Magnus Schiebe, Bewahren und Bewegen, beobachtet am Lebensbild Gustav Werners und seines Bruderhauses, Reutlingen, 2. Aufl. 1978.
- Joachim Trautwein, Religiosität und Sozialstruktur, Calwer Hefte 123, Stuttgart 1972.
- Joachim Trautwein, Gustav Werner: Theologische, sozialpolitische und psychologische Aspekte. In: „Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 80/81 Jahrgang, Stuttgart 1980(81).

Krippenfahrt nach Gutenzell und Ulm

Die Nonnen des ehemaligen Zisterzienserinnen-Klosters Gutenzell bei Ochsenhausen haben sich ab 1700 bis in die Zeit der Säkularisation auf einem speziellen Gebiet künstlerisch betätigt. Sie fertigten als Klosterarbeiten aus kostbaren Stoffen und Litzen Gewänder für bewegliche Figuren der biblischen Geschichte des Neuen Testaments an und schufen mit ihnen Szenen zur Geburt Jesu im Stall, der Anbetung der heiligen drei Könige, dem Kindermord des König Herodes, der Darstellung Jesu im Tempel, der Hochzeit zu Kana und weitere.

Es ist nicht selbstverständlich, dass diese Figuren aus überlebt haben. In der Aufklärung wurde auf kirchliche Anordnung das Aufstellen solcher Figuren-Szenen untersagt. Die Nonnen, die nach der Klosteraufhebung im Jahr 1802 bis zu ihrem Tod in den Räumlichkeiten des Klosters bleiben durften, erkannten die Gefahr für die Figuren. Daher versteckten sie die ihrigen in einem Zwischenboden. Erst im Jahr 1900 entdeckte man den Schatz wieder. Das Denken der Zeit hatte sich gewandelt. So wurde auch in Gutenzell der alte Brauch wieder aufgenommen.

Eine Krippenfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung, organisiert und geleitet von Ingeborg Pemsel, galt diesem kostbaren Erbe. H. Kinder aus der dortigen

Kirchengemeinde ist schon seit Jahren Hüter und Betreuer dieser Schätze und gab Erläuterungen. Er führte auch durch die sehenswerte Kirche, die im 18. Jahrhundert nach Plänen von Dominikus Zimmermann durch einen Umbau von einer gotischen Kirche in ein Rokoko-Juwel verwandelt worden ist. Zweite Station der Krippenfahrt war Ulm zu einer Krippe im Münster, die jedoch erst aus den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammt. Der bedeutende Bildhauer Martin Scheible aus Ulm (1873 – 1954) hat für ein wohlhabendes Ehepaar 26 Figuren aus Lindenholz geschaffen, darunter in künstlerischer Freiheit auch ein Ulmer Marktweib und Straßenkinder. Der Möhrenkönig überbringt dort dem Jesuskind als besondere Gabe eine schwäbische Brezel.

Die Erben dieses Ulmer Ehepaares haben die Krippe im Jahr 1992 ins Ulmer Münster gestiftet. Martin Scheible zählt mit dieser Krippe zu den Pionieren der protestantischen Krippe, denn erst seit dem 20. Jahrhundert fanden Krippendarstellungen auch Eingang in evangelische Kirchen. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg schuf er auch die Brustungsfelder der gotischen Münsterkanzel, nachdem die früheren bereits im Bildersturm der Reformation verloren gingen. Er hat auch Werke in anderen württembergischen Kirchen hinter-

lassen, so zum Beispiel in der evangelischen Kirche in Truchtelingen, deren künstlerische Ausstattung weitgehend auf ihn zurückgeht.

Die Krippenschau im Ulmer Münster war auch Anlass zu weiteren Betrachtungen anderer bildnerischer Darstellungen der Weihnachtsgeschichte im Inneren und im Äußeren der Kirche. Hinreißend waren die Lichtverhältnisse im Innenraum des Münsters während des Besuchs der Heimatkundler. Durch die schräg stehende Sonne und entsprechendem Lichteinfall ins Mittelschiff mit seinem Gewölbe war der Raum in ein geradezu überirdisches Licht getaucht. Sicher nicht eine alltägliche Faszination!

Der sonnige Tag lockte noch zu anderen Unternehmungen in der Stadt. Die vor nicht sehr langer Zeit erbaute Stadtbücherei in Form einer Glaspypiramide direkt neben dem mittelalterlichen Rathaus verlockte dazu, sie nicht nur von außen, sondern auch von innen in Augenschein zu nehmen. Es erforderte Mut der Gremien, diesen hypermodernen Bau in das altstädtische Umfeld hineinzusetzen. Man könnte sich vorstellen, dass es dazu ein zwiespältiges Echo gab. Doch unabhängig von lokalen Befindlichkeiten, ist diese öffentliche kommunale Einrichtung ein wegweisender und ästhetischer Bau moderner Architektur. HANS KRATT

Tour nach Triest, Friaul und Istrien

Heimatkundliche Vereinigung fährt an die Adria – Von Professor Christoph Roller

Eine Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung führt von Donnerstag, 29. September, bis Dienstag, 4. Oktober, zu den Küsten des Lichts an die Adria – Triest, Friaul, Istrien.

Die Hinfahrt geht über Innsbruck nach Südtirol. Mittagsrast wird in „Innichen“ eingelegt. Dort hat im 8. Jahrhundert Herzog Tassilo von Bayern sein Benediktiner-Kloster gestiftet. Besichtigt wird die großartige, neu renovierte Stiftskirche St. Candidus + Korbian. Am Spätnachmittag wird GRADO erreicht (Hotelzimmerbezug). Das Hotel bietet den idealen Ruhepol für Entspannung, Rückschau und Badespaß nach den Erlebnissen und der Faszination der Tagesfahrten. Die Altstadt, in wenigen Minuten vom Hotel aus zu Fuß zu erreichen, wurde im 6. Jahrhundert als Sitz des Patriarchen erbaut. Prachtvolle Bauten mit Dom und Baptisterium künden von einstiger kirchlicher und weltlicher Größe.

AQUILEIA war unter römischer Herrschaft eine der bedeutendsten Großstädte und Hafenstädte des Kaiserreiches. Seit dem 4. Jahrhundert wurde es zum Mittelpunkt christlichen Lebens: Die lateinischen Kirchenväter Ambrosius und Hieronymus weilten hier; am Sitz des Patriarchen und Metropoliten von Aquileia entfaltete sich geistliche und weltliche Macht. Aus dieser Zeit haben sich die bedeutendsten frühchristlichen Mosaiken erhalten, die Jahrhunderte lang mit dem Schlamm einer alles zerstörenden großräumigen Überflutung abgedeckt, aber dadurch erhalten wurden.

Auf dem Burgberg von UDINE, Hauptstadt des Friaul, stand bereits in römischer Zeit eine Burg. Die Langobarden errichteten dort eine christliche Kirche. Im

10. Jahrhundert bestätigte Kaiser Otto II. den Besitz von Udine dem Patriarchen. Unter dem Patriarchen Berthold von Andechs (1218–1250) erhielt Udine Stadtrecht und wurde zum wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum des Friaul. Später kam Udine unter venezianische, dann unter österreichische Verwaltung. Burg, Dom, Kirchen und Paläste zeugen von einstiger Größe. Übrigens – von Friaul bestehen ganz wichtige Beziehungen zu Balingen: Anfang des 9. Jahrhunderts, zur Zeit der Karolinger-Kaiser, beurkundete Graf Eberhard von Friaul eine Schenkung seines Besitzes in Balingen. Dies ist die erste urkundliche Benennung von Balingen.

CIVIDALE, römische Stadt Forum Julii, gab dem Friaul seinen Namen. Die Langobarden erhoben Cividale zur herzoglichen und königlichen Residenz, mit dem Sitz des romunabhängigen Patriarchen. Die erhaltenen Zeugnisse christlich-langobardischer Kunst hinterlassen einen tiefen Eindruck.

Kaiser Otto III. schenkte 1001 GÖRZ je zur Hälfte dem Patriarchen von Aquileia und dem Grafen von Friaul und Istrien. Im 12. Jahrhundert residierten hier die Grafen von Görz/Tirol. Aus dieser Zeit stammt die festungsartige Burg, das Kastell von Görz. Im Ersten Weltkrieg (1914–1918) tobten hier die verlustreichen Isonzo-Schlachten.

TRIEST war über 500 Jahre, bis 1918, die blühende Finanz-, Welthandels- und Welthafenstadt Österreichs. Mit einem Hauch von Wehmut betritt man Schloss Miramare, das mit dem Namen des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko und der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich verbunden ist. Dom, Kirchen, Paläste sowie das Kastell und die Stadtviertel aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia zeugen von einstiger Größe, die Triest nach 1918 verlor. Mit Triest ging auch Istrien 1918 für Österreich verloren. Erfreulich ist,

dass die Jahrzehnte lang heruntergewirtschafteten österreichischen Verwaltungsbauten heute als schön erkannt, wieder belebt und renoviert werden – und das mit Feingefühl.

PIRAN in Istrien, Prospekten nach der schönste Ort an der slowenischen Riviera, bezaubert mit seinen wehrhaften Kirchen hoch über der Adria, mit dem Tartini-Platz, benannt nach dem Komponisten und Violinisten des 18. Jahrhunderts, und mit dem venezianisch-österreichischen Flair.

ROVINJ, die einstige Felsen-Insel-Stadt, mit ihren italienisch-österreichischen Gassen und Palästen, mit der Basilika auf höchster Stelle der Altstadt mit weitem Blick über die Adria, lädt ein zum Verweilen und Wiederkommen.

POREC mit der Euphrasius-Basilika aus dem 3. bis 6. Jahrhundert, mit Mosaiken und Fresken aus dieser und späterer Zeit, ist der Kristallisationspunkt christlicher Kunst in Istrien. Die Eindrücke, die diese Stadt hinterlässt, sind trotz Massentourismus unvergesslich.

Die sechstägige Exkursion endet mit der Rückfahrt über SALZBURG. Dort wird Mittagsrast eingelegt mit einer Besichtigung des großartigen Stadtzentrums. Organisation und Leitung liegen bei Professor Christoph Roller mit Begleitung durch Wolfgang Willig.

INFO

Anmeldungen, wegen Zimmerreservierung im stark frequentierten Ferien-, Kur- und Badeort Grado, werden möglichst frühzeitig erbeten. Sie sind zu richten an: Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40; Fax (0 74 71) 1 22 83. Abfahrt um 6 Uhr, Busbahnhof Albstadt-Ebingen; 6.30 Uhr Stadthalle Balingen. Zustiege in Hechingen, Tübingen, bei Stuttgart und Ulm möglich.

Interessantes und zauberhaftes Remstal

Heimatkundler auf Exkursion in Unterboihingen und Stuttgart – Von Prof. Christoph Roller

Eine Exkursion der heimatkundlichen Vereinigung führt am Mittwoch, 16. März, nach Unterboihingen, Stuttgart und ins Remstal.

Im uralten Schloss Unterboihingen wird Hans-Harman Baron Thunh von Neuburg die Heimatkundler empfangen und durch die heute museal ausgestatteten Räume führen. Seine Familie stammt aus Vorarlberg, wo noch heute die Ruinen der riesigen Festung Neuburg (bei Götzis) die beherrschende Lage aus der Zeit der Staufer-Kaiser bezeugen. Der Baron ist Experte auf den Gebieten der Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Pferdezucht. Aus seiner Kriegszeit beim Kavallerie-Regiment Bad Canostan datiert die Freundschaft mit Professor Christoph Roller. Heute liegt der Schwerpunkt seines Wirkens in Kanada, wo

er mit der Einführung moderner deutscher Landwirtschaft den Bauern und Landwirten Verdienstmöglichkeiten eröffnet und verschafft.

Vom Schloss Unterboihingen geht die Fahrt in das Zentrum der Stadt Stuttgart. Nach einem Besuch in St. Eberhard wird die Stiftskirche besichtigt, die auf eine über 1000-jährige Geschichte zurückblicken kann. Die Stiftskirche, im Krieg zerstört, dann wieder aufgebaut, wurde bis Ende 2004 neu renoviert. Eine Führung gibt Einblick in das was war und archäologisch aufgedeckt wurde sowie in das was neu geschaffen die Besucher fasziniert. Von ganz besonderer Ausdruckskraft sind die neu geschaffenen Fenster des Glasmalers Professor Hans Gottfried von Stockhausen. Es sind dies das Fenster der Hoffnung, das Vaterunser-Fenster und das Stuttgarter Fenster.

Während der Mittagspause kann die Schlosskirche zwischen 13 und 14 Uhr besucht werden. Nach der

Mittagspause geht die Fahrt weiter nach Stuttgart-Mühlhausen. Dort hat sich aus dem 14. Jahrhundert die St. Veits-Kirche, umhüllt von einem kräftigen Mauerring, erhalten. Beeindruckend sind die über 600 Jahre alten Fresko-Ausmalungen am Triumphbogen und im Chor.

Den Abschluss dieses ereignisreichen Tages gibt das Remstal mit seinen Sehenswürdigkeiten. Organisation und Leitung sind bei Professor Christoph Roller.

INFO

Anmeldungen an: Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Tel. (0 74 71) 1 55 40; Fax: (0 74 71) 1 22 83. Abfahrt: Busbahnhof Albstadt-Ebingen um 6.30 Uhr, Stadthalle Balingen um 7 Uhr. Zustieg in Hechingen und Tübingen möglich.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Adolf Klek
Wolfenbühlstr. 6, 72336 Balingen

Prof. Christoph Roller
Am Heuberg 14, 72336 Balingen

Gudrun Stoll
Grünwaldstr. 15, 72336 Balingen

Hans Kratt
Beethovenstr. 7/5, 72336 Balingen-Frommern

Nebra im Buch

Der Begleitband zur Landesausstellung rund um die berühmte Himmelscheibe von Nebra gibt einen einzigartigen Überblick zu den spannendsten Aspekten bronzezeitlichen Lebens um 1600 v. Chr. – einer Zeit, als Europas Kulturen weiträumig in regem Austausch standen. Die Himmelscheibe von Nebra ist einer der wichtigsten archäologischen Funde. Die Bronzescheibe zeigt die bislang älteste konkrete Darstellung des Kosmos und ist ein Schlüsselfund für die Archäologie, die Astronomie und die Religionsgeschichte. 1999 von Raubgräbern entdeckt und nach einer abenteuerlichen Odyssee wiederbeschafft, wird sie nun erstmals in einer großen Ausstellung präsentiert. Der Band „Der geschmiedete Himmel – Die weite Welt im Herzen Europas vor 3600 Jahren“ ist im Theiss-Verlag erschienen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53
e-mail: daniel.seeburger@zak.de

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

28. Februar 2005

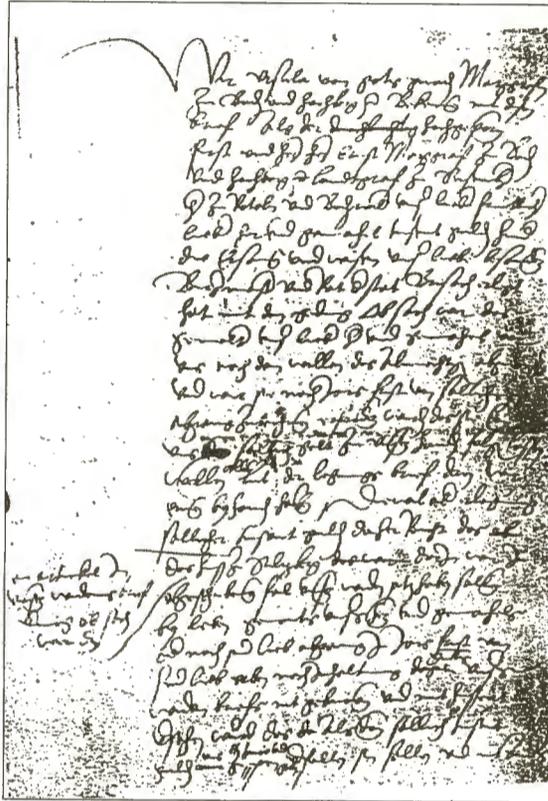
Nr. 2

Vom Hoffräulein zur Frau des Markgrafen

Ursula von Rosenfelds Ehe mit Markgraf Ernst von Baden – Von Manfred Seeger

Ursula wurde 1499¹ geboren und starb am 26. Februar 1538². Die Herren von Rosenfeld waren alter schwäbischer Adelsstamm und Wappengenossen der Ritter von Schalksburg, die 1226 erstmals erwähnt wurden und Dienstmännern der Grafen von Zollern waren. Der um 1345 bis 1385 bezeugte Burkhard von Schalksburg, der auch ein festes Haus in Streichen hatte und dort ansässig war, war der Letzte, der sich von Schalksburg nannte, denn sein Sohn Werner nahm den Namen von Rosenfeld an³. Werner war eine bedeutende Persönlichkeit, württembergischer Vogt zu Tübingen, Herrenberg und Leonberg und entschied am 23. August 1388 mit frischer Mannschaft, gerade noch rechtzeitig dort eingetroffen, die Schlacht zu Döffingen zugunsten des Grafen Eberhard des Greiners von Württemberg, in deren Verlauf Eberhards Sohn Ulrich gefallen war. Werner von Rosenfeld wurde auf Grund seiner Verdienste am 26. Januar 1403 bis zu seinem Tode 1408 Vogt zu Mömngelgard⁴. Er war verheiratet mit Adelheid Böcklin. Ihr Sohn Eberhard von Rosenfeld war Pfandherr der Burg Irslingen und des Dorfes Trichtingen⁵, er besaß auch einen Teil des Zehnten von Leidringen. Er stiftete zusammen mit seinen Schwestern Margarethe und Ursula einen Jahrtag für die 1409 verstorbene Mutter Adelheid. Eberhard war um 1433 tot. Seine Frau war eine von Neunck⁶. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne, Eberhard und Wolf, hervor. Dieser zweite Sohn Wolf, welcher mit einer Margarethe Gramlich von Jungingen verheiratet war, ist der Großvater von Ursula. Er starb am 7. Juni 1479 und hinterließ einen Sohn Wolf den Jüngeren⁷. Wolf der Jüngere war Ursulas Vater⁸. Wolf der Jüngere stand in württembergischen Kriegsdiensten 1480 und war Mitglied des schwäbischen Bundes 1488. Er war Schultheiß in Rosenfeld 1494, 1495, 1499 und 1500 genannt⁹. Er starb im Jahr 1500 und war mit Anna von Hohenheim 1482, 1500 und 1516 genannt verheiratet¹⁰. Aus dieser Ehe gingen vier Töchter hervor¹¹. Die Älteste, Sophia, heiratete Konrad von Frauenberg, einen Nachfolger ihres Vaters als Rosenfelder Schultheiß. Zwei weitere Schwestern Margred und Appollonia wurden Klosterfrauen¹². Die jüngste Tochter Ursula zog vermutlich erst nach dem Tod ihres Vaters 1500 zusammen mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern Margred und Appollonia in das seither so genannte Ursulahaus. Dies war laut Oberlehrer Gottlob Mayer der Witwensitz der Herren von Rosenfeld. Bis zum Jahr 1945/46 als Prof. Hansmartin Decker-Hauff die Ahnenprobe der Markgräfin Ursula von Baden veröffentlichte, ging man davon aus, dass Ursula die Tochter von Georg von Rosenfeld und Margarethe von Hohenek wäre, welche im Schloss Bühl bei Rottenburg lebten¹³. Der Grabstein von Georg von Rosenfeld befindet sich noch heute im Pfarrgarten von Bühl in der Gartenmauer. Der Grabstein seines Vaters Jörg von Rosenfeld, 1482 gestorben, befindet sich in der Sakristei der Rosenfelder Stadtkirche, er ist nicht befestigt.

Das Ursulahaus wurde 1998 unter Denkmalschutz gestellt und im selben Jahr fand eine bauhistorische Untersuchung, durch das Landesdenkmalamt angeordnet, statt. Zusammenfassend ergab die Untersuchung, dass das Gebäude 1428/29 gebaut wurde. 1544/45 wurde es erweitert und 1571 ein Kellerhals mit Rundbogenportal vorgelegt. Die großzügige Dimensionierung, die frühere Dreigeschossigkeit und die differenzierte Innengliederung des Baues lassen für diesen für das 15. und 16. Jahrhundert einen hohen baulichen Anspruch erkennen, der über jenen eines einfachen Ackerbürger- oder Bürgerhauses weit hinausgeht und das Gebäude als eines der bedeutendsten innerhalb des Rosenfelder Hausbestandes auszeichnet, so die



„Wir Ursula von gots gnaden Marggrefin zu Baden vnd Hochberg ...“

Zusammenfassung der bauhistorischen Kurzuntersuchung¹⁴.

Im September 1999 fand ein Besuch am Hochgrab von Ursula und ihrem Ehemann Ernst von Baden durch eine Abordnung von Rosenfeld, anlässlich ihres 500. Geburtsjahres, in der Schlosskirche Pforzheim statt. Es war ein bewegender Akt, am Hochgrab der bedeutendsten Rosenfelderin zu stehen. Dies war mit Sicherheit die erste Abordnung aus ihrer Heimatstadt, welche ihre letzte Ruhestätte besuchte.

Über Ursulas Kindheit ist bisher nichts bekannt. Jedenfalls ist Ursula schon etliche Zeit, bevor sie 18 Jahre alt war, Hoffräulein bei der ersten Frau von Markgraf Ernst von Baden, Elisabeth von Brandenburg, gewesen. Diese erste Ehe zwischen Markgraf Ernst und Elisabeth war trotz häufigem Wochenbett nicht sehr glücklich. Als Elisabeth nach wenig mehr als siebenjähriger Ehe in ihrem siebten Wochenbett starb, heiratete Markgraf Ernst trotz verschiedener angetragener Bräute – keine Hochfrei, sondern ein um mehr als 15 Jahre jüngeres Hoffräulein seiner verstorbenen ersten Gemahlin, Ursula von Rosenfeld¹⁵. Diese Heirat hat schon zu Ursulas Lebzeiten einen gewissen Neid hervorgerufen, was auch aus der Zimmerschen Chronik deutlich herausklingt. Dort steht: Markgraf Ernst und seine Gemahlin, die Markgräfin von Brandenburg, hatten wenig Vertrauen und Einigkeit zusammen gehabt. Gott weiß, wie sie gestorben ist, wie wohl die allgemeine Aussage ist, sie wäre im Kindbett gestorben, andere sagen, sie wäre vom Frauenzimmer dabei vernachlässigt worden¹⁶.

Auch 250 Jahre später in einem Buch von 1796 mit dem Titel „Missheiraten deutscher Fürsten und Grafen“ wird diese Verbindung als nicht standesgemäß

ziemlich abgewertet¹⁷. Ich gebe im folgenden die wesentlichen Behauptungen dieser Schrift weiter.

Markgraf Ernst von Baden-Durlach und Ursel von Rosenfeld 1518 – 1538.

Der erste Fall, der in Betrachtung kommt, ereignete sich im Haus Baden. Markgraf Ernst, von dem die Durlachsche Linie dieses Hauses abstammt, verlor im Februar 1518 seine Gemahlin, eine geborene Markgräfin von Brandenburg-Anspach, mit der er seit 1510 zwei Söhne, Albrecht, geb. 1511 und Bernhard, geb. 1517 gezeugt hatte. Außerdem waren von sieben Brüdern, die er gehabt hatte vier im geistlichen Stande, davon zwei schon gestorben, aber drei Brüder, Bernhard, Philipp und Wilhelm, im weltlichen Stande noch am Leben. Da es also an Herren des Hauses von standesgemäßer Geburt nicht fehlte, hatte Markgraf Ernst vielleicht Bedenken, das zweite Mal eine Gemahlin von seinem Stande zu nehmen, welche nach Ernsts Tod als Witwe samt ihren Kindern dem Hause Baden-Durlach zur Last hätte fallen können. Als ein Herr von 36 Jahren fand er doch auch keinen Trieb, Witwer zu bleiben. Er dachte also ohne Zweifel, wie auch bei Otto von Hessen vorgekommen ist und wie überhaupt die Gesinnung verwitweter Fürsten zu sein pflegt, wenn sie sich in morgantische Ehen begeben, oder unstandesgemäße Gemahlinnen sich zur linken Hand antrauen lassen. Diese Gesinnung konnte desto lebhafter bei ihm erregt werden, da er ohne Zweifel den Gegenstand schon kannte, der ihn bald in seiner Wahl bestimmte. Kurz, seine Gemahlin war im Frühjahr 1518 kaum gestorben, als Ursel von Rosenfeld ihre Stelle ersetzte, die ihn noch in eben dem Jahre schon mit einem Pfand der Liebe erfreute und nach etlichen Töchtern 1529 auch einen Sohn Karl zur Welt brachte. Von dieser Zeit an mochte Ursel von Rosenfeld darauf bedacht sein, ihren Gemahl dahin zu bewegen, dass er neben seinen beiden Söhnen aus erster Ehe auch ihren gemeinsamen Sohn Karl mit einem Teil seiner künftigen Erbfolge bedenken möchte. Beiden Söhnen aus erster Ehe konnte dies nicht gleichgültig sein. Diese unstandesgemäße Ehe ihres Vaters musste ihnen dieselbe doppel verhasst machen. Die damals gültige Römische Rechtslehre konnte ihnen jedoch einige Hoffnung machen, dass sich die Zweifel allenfalls beheben ließen, die man dem Recht der Erbfolge eines unebenbürtigen Sohnes entgegen setzen konnte. Nach und nach veränderten sich jedoch in der Familie einige Umstände, die hier Einfluss haben konnten. Markgraf Philipp, Ernsts älterer Bruder, welche beide miteinander in gutem Einvernehmen standen, starb 1533 mit der Hinterlassung von nur einer Tochter. Der älteste Bruder Bernhard (Stammvater der Badischen Linie) der erst seit 1535 mit einer Gräfin von Luxemburg vermählt war, jedoch mit Ernst nicht in Freundschaft lebte, starb 1537. Er hinterließ zwei unmündige Söhne. Die beiden unmündigen Söhne Philip und Christoph kamen unter die Vormundschaft Herzog Wilhelms von Bayern und des Pfalzgrafen Johannes II. von Simmern. Beide waren mit badischen Prinzessinnen vermählt und Pfalzgraf Johann II. war ein Freund von Markgraf Ernst.

Ursula lebte noch und war nicht untätig ihren Gemahl zu bewegen, dass er am 27. 6. 1537 zu Pforzheim eine Teilung unter seinen drei Söhnen vollzog, also auch Karl, dem Sohne der Rosenfelderin, seinen Landesteil anwies. Dabei sollte der erstgeborene Sohn Albrecht die Markgrafschaft Baden, die Herrschaften Besigheim Mundelsheim und Altensteig erhalten. Das übrige Gebiet wurde in zwei Teile aufgeteilt: a) Hachberg, Usenberg, Sulzberg, Höhingen und Landeck. b) Sausenberg, Röteln und Badenweiler. Unter a) und b) sollte Bernhard, der 2. Sohn aus erster Ehe die Wahl ha-

ben, somit hatten die beiden Söhne erster Ehe einen Vorzug gegenüber Karl. Sollten beide Brüder ohne Erben sterben, würde Karl auch deren Erbteil bekommen. Bald nach diesem Vertrag verlor Karl 1538, noch ehe er 9 Jahre alt war, die große Stütze, die er bisher an seiner Mutter gehabt hatte. Nichts destoweniger beharrte Markgraf Ernst auf dem Teilungsvertrag, zumal am 12. 12. 1542 sein ältester Sohn Albrecht aus ebenbürtiger Ehe ohne Hinterlassung von Erben starb. Somit beruhte die standesgemäße männliche Nachkommenschaft auf dem 25-jährigen 2. Sohn Bernhard. Unter diesen Umständen bewirkte Markgraf Ernst am 20. 8. 1550 von Kaiser Karl V. zu Augsburg die kaiserliche Bestätigung seiner väterlichen Disposition. Um allen Schwierigkeiten vorzubeugen, übergab er noch zu seinen Lebzeiten am 26. 9. 1552 die Regierung seinen beiden Söhnen Bernhard und Karl. Jedoch auch Bernhard verstarb unvermählt am 20. 1. 1553 und sein Vater folgte ihm schon am 7. 2. 1553 im Tode nach. So ist Markgraf Karl trotz seiner unstandesgemäßen Geburt mit Einwilligung seiner lebenden Stammesvettern der alleinige Erbfolger der Durlachischen Landesteile geworden und somit der alleinige Stammvater aller Markgrafen dieser Linie. Zum Glück seines Hauses und Landes haben seine vortrefflichen und persönlichen Eigenschaften reichlich ersetzt, was ihm an Ebenbürtigkeit abging. Der Verfasser des Buchs von 1796 kann sich auch auf der ganzen nächsten Buchseite mit der Missherirat immer noch nicht abfinden, um dann mit vielen „Wenn und Aber“ auf der übernächsten Seite fortzufahren. Dass die Vermählung des Markgrafen Ernst mit der Rosenfelderin nichts anderes als eine wahre Missherirat gewesen sei, dies würde vielleicht diplomatisch dargestellt werden können, wenn der Ehevertrag den sie miteinander eingegangen sind, noch ans Licht kommen sollte. Schon aus den Familienumständen könnte so wie er sie oben beschrieben hat, höchstwahrscheinlich ableiten, dass anfangs die Absicht nur auf eine morgantische Ehe gerichtet war. Der gesuchte Ehevertrag liegt mir nun seit Anfang 2004 vor und ich werde ihn anlässlich der 750-Jahr-Feier der Stadt Rosenfeld erstmals im Jahre 2005 veröffentlichen¹⁸. Auch im weiteren Verlauf seines Buches kann sich der Verfasser im Jahre 1796 nicht mit der unstandesgemäßen Einheirat Ursulas abfinden und er fährt

fort, auf der Rosenfeldin Leichenstein würde sie zwar des Markgrafen Ernsts Gemahlin genannt, aber doch ohne ihren eigenen Geschlechtsnamen dabei zu nennen, noch ihr Wappen mit dem badischen zu verbinden, so dass jedem kundigen Leser dieser Grabschrift die Wahrnehmung der Unebenbürtigkeit dieser Gemahlin doch nicht entgehen kann. Prof. Decker-Hauff kommt allerdings zu einem anderen Schluss, dass die Anordnung der Wappen (und nicht das Rosenfelder Wappen) künstlerische und architektonische Gründe hatte. Auch auf Markgraf Ernsts Grabseite sind die Wappen nach dem gleichen System angeordnet und dass es sich dabei um ein tatsächlich gebräuchliches Schema handelt, das auch sonst im Umkreis des badischen Hofes jener Zeit üblich war, beweisen die Epitaphen der beiden Schwiegertöchter Ursulas, der ersten und zweiten Gemahlin ihres Sohnes Markgraf Karl II. von Baden¹⁹.

Es ist nicht abzustreiten, dass Markgraf Ernst seine zweite Gemahlin sehr geliebt hatte, denn das Grabmal zeigt den Stammvater der Durlacher Linie Markgraf Ernst (1482 – 1553), zusammen mit seiner Frau Ursula von Rosenfeld. Das Grabmal in der Pforzheimer Stadtkirche zählt zu den prächtigsten Epitaphen und wurde durch die Position in der Chormitte zugleich Mittelpunkt der ganzen fürstlichen Denkmalarchitektur, so die Geschichte Badens herausgegeben 1993.

Ein weiterer Beweis, dass Ernst seine Ursula und deren Verwandtschaft schätzte, ist die Tatsache, dass sich Ernst noch ein drittes Mal verheiratete mit einer Verwandten mütterlicherseits von Ursula, mit Anna Bombast von Hohenheim. Aus dieser Ehe gingen keine Kinder hervor. Die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Ursula und Markgrafs dritter Frau gingen auf die Mutter von Ursulas mütterlichem Großvater, Margarethe Trutwein, zurück. Diese Urgroßmutter von Ursula war laut der Ahnenprobe von Hansmartin Decker-Hauff eine Richterstochter aus der Amtsstadt Vaihingen/Enz und verwandt mit den Herren von Hochschlitz, die als Dienstmänner der Herzöge von Teck die Teckschen Wecken in abgewandelter Form in ihrem Wappen führten. Diese Urgroßmutter war die interessanteste Frau unter Ursulas Vorfahren. Sie war auch die Urgroßmutter von Paracelsus. So floss in Ursula und ihren Nachkommen das gleiche Blut wie in ihrem Verwandten Paracelsus. Decker-Hauff holt noch weiter

aus, der Bruder Ursulas Urgroßmutter wäre der Ahnherr hervorragender schwäbischer Dichter und Denker: Hegel, Schelling, Mörike, Uhland, Justinus Kerner, D. F. Strauß, Hauff und Hölderlin. Somit sitzen die Nachfahren dieses Geschlechts, sowohl in der bürgerlich akademischen Oberschicht Württembergs, als auch fast im gesamten Hochadel auf den Thronen Europas. Bedauerlich ist, dass auch im Stammbaum der Markgrafen und Großherzöge von Baden, Herzöge von Zähringen das elterliche Wappen von Ursula nicht aufgeführt ist, es ist nicht vorstellbar, dass auch heute noch das Markgräfliche Haus Anstoß an der niederadeligen Herkunft ihrer Rosenfelder Stammutter nimmt. Ohne Ursula wäre das Geschlecht wohl längst ausgestorben.

Nun soll, wie oben erwähnt, auf den kürzlich aufgetauchten Erb- und Ehevertrag vom 19. 7. 1520 eingegangen werden. Der Vertrag ist mit vielen Ergänzungen ausgestattet, welche in der Überarbeiteten Wiedergabe in anderer Schreibweise dargestellt sind. Der Text ist zum Teil sehr schwer verständlich, aber im wesentlichen wird bezeugt, dass Ernst und Ursula offiziell und vor Zeugen in der Schlosskapelle von Schloss Hochberg ihre Ehe geschlossen haben, auch welcher Kaplan die Ehe vollzogen hat ist angegeben. Es wird auch erwähnt, dass der Vertrag durch verschiedene geschäftliche Gründe erst mit einiger Verspätung zu diesem Zeitpunkt verfasst wurde. Es wurde festgelegt, welche Ansprüche Ursula im Fall des vorzeitigen Todes von Ernst erheben kann bzw. welche Abfindungen ihr zustehen. Zukünftiger Wohnsitz wäre das markgräfliche Haus in der Stadt Sulzberg, entsprechende Naturalien oder entsprechende Geldbeträge sind jährlich an Ursula zu entrichten. Die Untertanen der Stadt Sulzberg sollen nach Ernsts Tod Ursula schwören und huldigen. Als Sicherheit wird Ursula beim Bürgermeister und Rat der Stadt Breisach 4000 Gulden hinterlegt. Ursula könnte in diesem Fall auch in Basel ihren Wohnsitz haben. Bis der Witwensitz gerichtet ist, kann Ursula auch in den Schlösschen Hochberg oder Röteln mit 4 oder fünf Personen unterkommen. Auch ist festgehalten, was den beiden schon lebenden Töchtern im Fall des frühzeitigen Todes ihres Vaters zustehen würde. Ob es sich bei diesem Vertrag nur um einen Entwurf handelt ist nicht auszuschließen, da er mit vielen Korrekturen versehen ist.

Fortsetzung folgt

Der Uhu – Vogel des Jahres 2005

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzgruppe Deutschland, Gruppe Balingen – Teil 2

Der Waldkauz und die Waldohreule sind in ganz Baden-Württemberg verbreitete Jahresvögel. Der Waldkauz bevorzugt Habitats mit alten Baumbeständen, insbesondere lichte Laub- und Mischwälder, Parkanlagen und Friedhöfe. Gemieden werden reine Fichtenwaldbestände. Höhlen in alten Bäumen bilden bevorzugte Brutbiotope. Nistkästen werden ebenfalls angenommen. Die Waldohreule, mit 36 cm Länge etwa 6 cm kleiner und schlanker als der Waldkauz, besitzt als auffallendes Merkmal hoch aufgerichtete Federohren und wird deshalb auch oft mit dem Uhu verwechselt. Sie bewohnt Randbereiche dichter Wald- und Mischwälder, kleine Feldgehölze und wie der Waldkauz Parkanlagen und Friedhöfe. Nester von Rabenkrähen, Elstern, Ringeltauben, Graureihern und Eichhörnchen sind beliebte Brutplätze.

Bei der Schleiereule fällt vor allem der deutlich ausgeprägte helle Federkranz um die Augen auf. Die Spannweite erreicht etwa einen Meter. Harte und schneereiche Winter können ganze Populationen auslöschen. Die Schleiereule, Vogel des Jahres 1977, ist ein Siedlungsfolger und als solcher auf Brutplätze in Gebäuden angewiesen. Die NABU-Gruppe Balingen montierte in verschiedenen Scheunen und Kirchtürmen entsprechende Nisthilfen. Die Eule brütet z. B. in Endingen und im Tal in Balingen. Der Steinkauz, mit 22 cm Länge eine der kleinsten Eulen, ist aus unserer Gegend verschwunden. Die Abwanderung konnte nicht verhindert werden, obwohl die Ortsgruppe in zahlreichen Streuobstbeständen Brutröhren anbrachte. Bis 1970 kam der Steinkauz bis in Höhenlagen von 500 Meter noch in fast allen Landesteilen Baden-Württembergs vor. Er brütete in Höhlen alter Obstbäume und in Kopfweiden. Mit dem Rückgang dieser Bruthabitats verminderte sich auch der Bestand. Die klimaempfindliche Art wanderte außerdem aus den kühlen und nie-

derschlagsreichen Gebieten in die klimatisch günstigeren Areale ab. Verbreitungsschwerpunkte sind heute die südliche und mittlere Oberrheinebene, das Schussenbecken, das mittlere Vorland der Schwäbischen Alb und der mittlere Neckarraum (s. Tabelle).

Der Uhu war bis zum 19. Jahrhundert in ganz

Einige Verwandte	Vorkommen, Lebensraum, Bestände in Baden-Württemberg
Waldkauz	Jahresvogel; in ganz BW verbreiteter Brutvogel bis in Höhenstufen von 900 bis 1000 m; Waldbewohner, aber auch Siedlungen, Parks und Friedhöfe; Brutplätze in Höhlungen alter Bäume; Bestand: 8000 Paare (1988)
Waldohreule	Jahresvogel; eine im ganzen Land verbreitete Art bis in Höhenlagen von 700 bis 800 m, gelegentlich bis über 1000 m; dichte Nadel- und Mischwälder, Waldränder, Feldgehölze, Siedlungen; Horste von Raben- und Greifvögeln; Bestand: 3500 Paare (1987/88)
Schleiereule	Jahresvogel; verbreitet in ganz BW bis in 600 m Höhe, oberhalb dieser Höhenlage nur noch vereinzelt vorkommend; Siedlungsfolger mit Brutplätzen in Scheunen und Kirchtürmen; Bestand: 600 Paare (1998)
Steinkauz	Jahresvogel; aus unserem Raum abgewandert; Kerngebiete der heutigen Verbreitung: Oberrheinisches Tiefland, mittlerer Neckarraum und Schussenbecken bei Friedrichshafen, Höhenlagen bis 550 m; Brutplätze bevorzugt in Höhlungen von Kopfweiden und Obstbäumen; Bestand: 250 Paare (1998)

Deutschland anzutreffen. Auch in Baden-Württemberg kam er an zahlreichen Stellen auf der Alb, insbesondere im Oberen Donautal, und im Schwarzwald als regelmäßiger Brutvogel vor. Bezeichnungen wie z. B. Uhu felsen in Urach, Lichtenstein, Heidenheim und in Lautlingen weisen darauf hin. Die württembergischen Bestände nahmen dann rapide ab: 1890 wurden noch 55 Paare gezählt, 20 Jahre später gab es noch 20 und bis 1925 sank der Bestand auf etwa fünf Paare ab. Im Bezirk Balingen lebte der Uhu an der Schalksburg, am Gräbelsberg, am Grat und am Wenzelstein. 1925 konnte in diesem Bezirk nur noch ein Brutpaar beobachtet werden (Daten nach Dr. med. Pfeiffer, Göppingen, zitiert in Schwenkel, H.: Vom Naturschutz in Württemberg, 1927). Die damalige württembergische Regierung sprach am 28. Februar 1925, auf Drängen von Dr. Pfeiffer, den staatlichen Schutz aus, der allerdings zu spät kam. Der Uhu galt 1935 in Württemberg als ausgestorben. Hauptgründe für das Zurückgehen der Bestände waren nach Pfeiffer ein organisierter Handel mit Junguhus, Abschüsse und Plünderungen von Gelegen. An verschiedenen Stellen auf der Alb saßen Aufkäufer, welche die Jungtiere an die Versandplätze in Tübingen, Schelklingen oder Ulm weiterreichten. Der Handel war nicht verboten. Die meisten Tiere wurden ins Ausland verkauft und viele von ihnen für die so genannte Hüttenjagd benutzt. Bei dieser Jagd diente der Uhu als Lockvogel für auf ihn hassende Raben- und Greifvögel. Diese konnten dann von einer Hütte aus abgeschossen werden. Mancherorts galt der Uhu auch als ausgesprochener Nahrungskonkurrent und Jagdschädling. Horste wurden ausgenommen und die dazugehörigen Altvögel mit Fallen gefangen und getötet. Ein Teil der Eier landete im Kochtopf oder in der Bratpfanne. Eine von Pfeiffer (1925) in Auftrag gegebene Umfrage in Forstämtern entzog erwähnter Auffassung eindeutig die

Grundlage. Die meisten Revierförster bestätigten einen geringen Jagdschaden. Berichte über Beutetiere von der Größe eines Hirsches gingen an der Realität vorbei. Es dürfte sich um Aas gehandelt haben. Trotz strengem Schutz und der Freilassung einiger Zuchtuhus in den 50er Jahren z. B. an der Oberen Donau stagnierte der Bestand in Baden-Württemberg. Von 1960 bis 1971 blieb er konstant bei nur zwei Paaren. Danach kam der Umschwung. Naturschützer und Jäger arbeiteten bundesweit mit zoologischen Gesellschaften und Tiergärten zusammen und initiierten verschiedene Programme zum Schutz des Uhus. In neu angelegten Steinbrüchen und in Gebieten, in denen der Uhu früher lebte, wurden Zuchtuhus ausgewildert. Die Wilhelma stellte durch ihr Wiederausbürgerungsprogramm zwischen 1976 bis 1993 36 Junguhus zur Verfügung. Der Landesverband für Eulenschutz in Schleswig-Holstein wilderte seit 1980 jährlich bis zu 60 Jungvögel aus. Die parallel dazu getroffenen strengen Schutzmaßnahmen an den Horsten trugen zur Bestandssicherung bei. In Baden-Württemberg stieg die Anzahl der Brutpaare auf etwa 70 und in Schleswig-Holstein auf 80 an. Rheinland-Pfalz meldete über 100 Paare mit Schwerpunkt in der Vulkaneifel. Niedersachsen ermittelte über 80 Paare. Günstige Lebensbedingungen gibt es auch in Nordrhein-Westfalen. Dort kommen 120 bis 140 Paare vor. Die Zentren liegen im Bergischen Land, in der Eifel und im Hochsauerland. Bundesweit brüten heute wieder

850 Uhu paare. Für den Artenschutz ist dies eine stolze Bilanz. Trotzdem gibt es nicht nur Zunahmen, sondern auch Abnahmetendenzen und es drohen auch heute noch viele Gefahren. Abnahmen gibt es z. B. im Bereich der Oberen Donau, im Frankenjura und im Alpenraum. Unzureichende winterliche Nahrungsangebote mit danach entsprechenden schlechten Brutkonditionen könnten Gründe dafür sein. Möglich wären auch stetige Abnahmen von Beutetieren infolge geänderter Landnutzungen. Große Gefahren gehen von Stromleitungen und dem Verkehr aus. Auf sie gehen 70 Prozent aller Todesursachen zurück. Störungen am Brutplatz durch Touristen, forstliche Arbeiten sowie durch den Klettersport führen oft zu Aufgabe der Gelege. In unserer Region nimmt das NABU-Vogelschutzprogramm bei Mössingen verletzte oder erschöpfte Uhus auf und betreut sie. Ein Jung- und zwei Altvögel wurden dort in diesem und im vergangenen Jahr gepflegt und nach Erreichen der nötigen Fitness wieder freigelassen (Auskunft: Dr. Schmidt, Vogelschutzzentrum).

Die Verbände machen zum Schutz folgende Vorschläge:

- Entschärfung gefährlicher Masten und einen vogelfreundlichen Leitungsbau;
- Absprachen mit Forstämtern, Jägern und Waldbesitzern zur Einhaltung der nötigen Abstände zu den Horsten;

- Erhalt von Sekundärbiotopen wie z. B. Steinbrüchen;
- Maßnahmen zum Erhalt einer struktur- und artenreichen Kulturlandschaft – Förderung des Ökolandbaus.

LITERATUR

- Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz: Jahresbericht 2004, S. 7
 Bauer, H.-G. und Berthold, P.: Die Brutvögel Mitteleuropas, Wiesbaden 1996
 Fitter: R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973
 Grzimeks Tierleben: Bd. IX, Vögel 3, Lizenzausgabe 1977
 Hölzinger, J. und Mahler, U.: Die Vögel Baden-Württembergs, Bd. 2.3, Nicht-Singvögel 3, Stuttgart 2001
 LBV – Projektbericht: Felsenbrüterschutz 1/2004
 Lindahl, K.: Das große Buch vom Vogelzug, Berlin und Hamburg 1982
 Mebs, Th.: Eulen und Käuze, Stuttgart 1971
 NABU-Informationen, Vogel des Jahres 2005
 Schwenkel, H.: Vom Naturschutz in Württemberg, Stuttgart 1927
 Steinbach, G.: Die Welt der Eulen, Hoffmann und Campe, 1980
 Bildnachweise: Foto NABU/M. Dolpho, Foto Kuhn N., Naturpark Obere Donau

In memoriam Gerhard Rehm

Von Universitätsmusikdirektor Professor Dr. Konrad Klek, Erlangen

Mit dem überraschenden Tod von Kirchenmusikdirektor Gerhard Rehm (78) am 18. August 2004 in seinem französischen Urlaubsdort in Balingen eine Ära zu Ende gegangen, welche diese schwäbische Kleinstadt als ausgesprochene Kulturstadt profiliert hat und wesentlich dazu beitrug, dass künstlerische Kreativität, ehrenamtliches Engagement und Gemeinsinn in Kirche und Bürgerschaft zu typisch Balingen Tugenden geworden sind.

Begründet wurde diese Ära von Hermann Rehm, in fantastischer Weise ausgebaut aber von dessen Sohn Gerhard Rehm und seiner Frau Rose, geborene Schauble, deren Name eigentlich immer dazu gehört und implizit mitzuhören ist, wenn von Gerhard Rehm die Rede ist. Gerhard und Rose Rehm – selten nur wird man solch einem Ehepaar begegnen, wo das „und“ so essentiell war für Leben, Arbeit und Ausstrahlung auf andere, wo zudem die eigene Kinderlosigkeit so überschwänglich zum Segen wurde für die Mitmenschen, weil beide ihr Glück darin fanden, mit anderen und für andere zu wirken.

In Balingen war kirchenmusikalisch Dank Gerhard Rehm schon viel los, als anderswo die Kirchenmusik noch in den Kinderschuhen steckte. Von seinem Vater, der noch Lehrerkantor gewesen war, hatte er 1951 Chorarbeit und Organistendienst übernommen. Gleichsam modellhaft verließ er nun mit seinem Wirken als einer der ersten dem Berufsbild Kirchenmusiker und Bezirkskantor Profil. Als Absolvent der Stuttgarter Musikhochschule nicht nur mit der A-Prüfung, sondern auch mit dem Konzertexamen als Querflötist ausgestattet, ging er mit einem künstlerischen Elan zur Sache, der gut biblisch Mauern überspringen ließ. Nachdem Professor Hans Grischkat im Jahre 1960 die Generalprobe zur Balingen Erstaufführung von Bruckners f-Moll-Messe unter Leitung seines Ex-Studenten mitverfolgt hatte, bemerkte er: „Gerhard, du bist ein Saukerle.“

Die künstlerische Neugier des auch in der Malerei höchst kreativen Mannes ließ manches wagen, was bis dato als unmöglich gegolten hatte, auf dem Terrain der zeitgenössischen Musik ebenso wie in unbekanntem Gefilden des Repertoires. Kunst ist Kunst und kann nicht vorab reglementiert werden, auch in der Kirche nicht. Dafür trat Gerhard Rehm ein und wusste auch stets dazu zu motivieren, Chorsänger, Schüler, Hörer samt den dafür nötigen Sponsoren gleichermaßen.

Das Repertoire-Spektrum der Balingen Kantorei war enorm von frühester Chormusik bis zu Uraufführungen und erfasste auch Randbereiche der herkömmlichen Oratorienliteratur. Orgelschüler bekamen parallel schon zu den ersten Literaturaufgaben aus den „Alten Meistern“ Hermann Schroeder und den geschätzten Stuttgarter Lehrmeister Johann Nepomuk David als tägliches Brot, eigene Gehversuche in Improvisation

waren von Anfang an selbstverständlich. Für Darbietungen sehr alter Musik stand in der Balingen Stadtkirche seit den 1970er-Jahren ein Regal, später erhielt die große Stadtkirchenorgel eine fast mitteltönige, unerhörte Stimmung, und andererseits konnte hinter dem Altar plötzlich ein großes Tam-tam hängen, um – in einer Uraufführung von Gerhard Rehm selbst geschlagen –, die Mauern von Jericho (nach des Nagolder Kollegen Gerhard Kaufmanns Anordnung) einfallen zu lassen.

In Sachen Neue Musik ambitionierte Kollegen und Ensembles durften stets mit einem Gastspiel in Balingen rechnen. Weithin bekannt aber wurde Rehm mit seinem Balingen Barockensemble, das er bis zuletzt managte und von der Querflöte aus musikalisch anführte. Die vorbehaltlose künstlerische Neugier war gepaart mit Lebenslust und -freude, die ansteckend wirkte. Gerhard Rehm ließ spüren: Kunst macht Spaß, ja Kunst in der Kirche kann, darf und soll Spaß machen. Kein Wunder, dass die Balingen C-Kurse zur Ausbildung nebenamtlicher Kirchenmusiker im Landesvergleich stets überdurchschnittlich besetzt waren und manche der unzähligen Schüler auch die Motivation zum Kirchenmusikstudium fanden.

Ein solches Kunstverständnis konnte nicht nur innerhalb der Kirchenmauern zur Geltung kommen. Mit dem „Freundeskreis für gute Musik“ organisierte Rehm für Balingen eine Konzertreihe, die ein Forum bot für Künstler mit internationalem Rang und Namen. Da spielte Jörg Demus im Evangelischen Gemeindehaus auf dem Probenflügel der Kantorei. Mit Aurele Nicolet, Heinz Holliger oder Maurice André musste man in die Turn-Stadthalle ausweichen. Schon früh wurden bewusst auch DDR-Künstler eingeladen, woraus Freundschaften erwachsen wie etwa mit Ludwig Güttler, der dankbar zum 70. Geburtstag aufspielte (und am 80. Geburtstag nun „in memoriam“ wieder kommen wird).

Ohne diese künstlerischen Vorgaben wäre Balingen wohl kaum zu einer solch vorzeigbaren neuen Stadthalle gekommen. Es ging aber überhaupt nicht um künstlerische Elite allein – in der Treue zum Werk seines Vaters leitete Gerhard Rehm jahrzehntelang den Balingen Sängerbund, der sich in einer Todesanzeige ausdrücklich „für die innige und kameradschaftliche Verbundenheit“ bedankte.

Und es ging nicht nur um Musik: Als vor gut 25 Jahren der Bürgerverein ins Leben gerufen wurde, war Gerhard Rehm Gründungs- und Vorstandsmitglied. Die Fülle der Todesanzeigen erst erschloss manchem die vielen Bezugfelder von Rehms vielseitigem Engagement. Die einzigartig kreative wie kommunikative Atmosphäre um Gerhard Rehm war Frucht des idealen gemeinschaftlichen Engagements mit seiner Ehefrau Rose. Das kam in erster Linie der Balingen Kantorei und der Kinder- und Jugendarbeit „Singjungschar“ zugute,

aber auch Kindersingfreizeiten im württembergischen Verband für evangelische Kirchenmusik, wo Gerhard Rehm auch im Verbandsrat jahrelang in hervorgehobener Stellung tätig war. Im höheren Alter traten an deren Stelle konsequenterweise Seniorensingfreizeiten. Feste, Freizeiten und Reisen mit den Rehms wurden immer zum Erlebnis und erübrigten vielleicht auch manche Kur, denn man kam garantiert um vieles fröhlicher heim.

Das Spitzenprodukt des Unternehmens Rehm-Reisen waren bis zuletzt die Fahrten der Balingen Orgelfreunde mit internationalem Radius. In diesem Jahr sollte das 50-Jahr-Jubiläum begangen werden mit einer Wiederaufnahme der ersten, noch per Drahtesel unternommenen Tour im Oberschwäbischen. Damit gelang es dem jahrzehntelangen Orgelsachverständigen der württembergischen Landeskirche, das Instrument Orgel als solches interessant zu machen in Referenz mit seinen kulturellen Rahmenbedingungen und -es aus der kirchlichen Nische heraus ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bringen. Bei den Rehms haben viele Menschen weit mehr lernen und erleben können als Kirchenmusik. Vielleicht kann man es Lebenskunst nennen – ein aktuelles Modewort! –, die Kunst zu leben als wahrhaft fröhlicher (Christen)Mensch, eine Kunst, die ernsthafte Auseinandersetzung mit politischen, kirchenpolitischen und sozialen Zeitfragen einschließt, eine Kunst, die an der Grenze von Zuruhesetzung (1991) und Verlust des Ehepartners (Rose Rehm starb 1997) nicht halt macht, weil sie im Vertrauen auf die Kräfte des Glaubens und der Gemeinschaft immer neu Freiräume der Lebensgestaltung sucht, findet und auszugestalten wagt.

In gewissem Sinne Lebenskunst war es wohl sogar, als schon immer frankophiler Mensch in Frankreich und im Urlaub aus dem Leben zu scheiden. Für die Mitmenschen und besonders die Schüler am wichtigsten aber war vielleicht jener echt Rehm'sche Charakterzug, völlig uneitel die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit zu erkennen, zu akzeptieren, manches Mal auch darüber zu lachen und den anderen nicht nur implizit, sondern auch oft explizit, z.B. via einzigartig gestalteter Postkarten, zu signalisieren: gut, dass es Euch gibt und ihr Euch mit euren Fähigkeiten einbringt. Solche Lebenskunst wirkt ansteckend und macht fröhliche Mitmenschen!

INFO

Professor Dr. theol. Konrad Klek wurde 1960 in Ebingen geboren und war Schüler von Gerhard Rehm. Er ist seit 1999 Universitätsmusikdirektor und außerordentlicher Professor für Kirchenmusik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Klek hielt beim Gedenkkonzert für Gerhard Rehm am 29. Dezember in der Stadtkirche Balingen einen Nachruf auf seinen Lehrer.

Tagesexkursion nach Oberschwaben

Am 2. April führt eine Tagesexkursion zunächst nach Sigmaringen in die Hedinger Kirche mit Führung durch die Gruftkirche des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen. Die nächste Station ist das Kloster Siessen bei Saulgau. Dort lebte und wirkte die Schwester Maria Innocenta Hummel, Schöpferin der berühmten Hummel-Figuren. Ein Ausstellungsraum ist ihrem Werk gewidmet und ein Vortrag über ihr Leben und Wirken wird uns erwarten. Die Klosterkirche Siessen ist ein Werk des berühmten Baumeisters Dominikus Zimmermann. Dem Mittagessen in einem Restaurant am Rulfinger See schließt sich ein Besuch des Klosters Habst-

hal an, einem weiteren barocken Juwel der oberschwäbischen Klosterlandschaft, mit Führung durch Kirche und Konventbau. Die kleine Zahl der Nonnen verdient sich ihren Lebensunterhalt mit Sticken von Paramenten. In der Zehntscheuer in Habstthal ist erst in neuerer Zeit ein privates Modemuseum errichtet worden. Zum Abschluss des Tages schauen wir dort noch rein. Führung Ingeborg Pemsel und Hans Kratt. Abfahrt 7.30 Uhr Stadthalle Balingen, 8 Uhr Omnibusbahnhof Albstadt-Ebingen. Anmeldung bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 1 55 40, Fax (0 74 71) 1 22 83.

DAS AKTUELLE BUCH

Buch wider das Vergessen

Kurz vor Kriegsende im April 1945 wurden im fränkisch-hohenlohischen Dorf Brettheim (heute ein Ortsteil von Rot am See) vier Hitlerjungen durch Mitbewohner entwisst. Einer der Beteiligten, die verhindern wollten, dass das Dorf in einem sinnlosen Verteidigungskampf gegen die vorrückenden Truppen der Alliierten zerstört wurde, wurde wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Tod verurteilt. Der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter, die sich weigerten das Urteil zu unterschreiben, wurden noch am selben Tag durch die SS erhängt. In der Folge dieser Ereignisse erklärte die SS Brettheim zu einem „Eckpfeiler der deutschen Verteidigung“ und verhinderte so eine friedliche Übergabe des Ortes. Binnen kürzester Zeit wurde das Dorf nach dem Beschuss der Amerikaner zum brennenden Inferno. Weitere 17 Menschen fanden den Tod.

Anhand vieler einmaliger Bilddokumente gibt der Historiker Hans Schultheiß eine anschauliche dokumentarische Darstellung der Ereignisse, die zu der „Tragödie von Brettheim“ führten und beleuchtet deren juristische Aufarbeitung nach Kriegsende, die in den Brettheim-Prozessen der Nachkriegszeit ihren Höhepunkt fand. – Die Geschichte der „Männer von Brettheim“ erscheint im Rückblick weit mehr als ein Ereignis von lokalgeschichtlichem Wert, sondern als exemplarischer Fall deutscher Geschichte, in der die ganze Tragödie des Frühjahres 1945 auf Dorfebene sichtbar wird. Ein Buch wider das Vergessen, das zum Zwiespalt von gewissen und Gehorsam berichtet, vom Versagen von Vernunft und Moral in Zeiten der Diktatur. Ein Buch, dem durch die besondere Art seiner Aufarbeitung eine breite Verwendung im Schulunterricht zu wünschen bleibt und das in der Lage ist, Jugendliche an das Thema heranzuführen.

INFO

Hans Schultheiß: Die Tragödie von Brettheim. Herausgegeben vom Förderverein Erinnerungsstätte „Die Männer von Brettheim“. 124 Seiten, 86 Abbildungen, kartoniert, 9,90 Euro. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.



Hitlers Statthalter in Württemberg

Wilhelm Murr war von 1933 bis 1945 Statthalter Hitlers in Württemberg. Begonnen hatte seine politische Karriere Mitte der zwanziger Jahre als Ortsgruppenleiter der NSDAP in seiner Heimatstadt Esslingen am Neckar. Schon nach kurzer Zeit stieg er zum Gaupropaganda-leiter und 1928 zum Gauleiter des NS-Gaus Württemberg-Hohenzollern auf.

Wer war dieser Mann, der in Adolf Hitler den Heros der deutschen Nation sah? Warum wurde er ein blind ergebener Gefolgsmann des „Führers“ und blieb es bis zu dessen jämmerlichen Ende? Wie verhielt er sich als ranghöchster Nationalsozialist Württembergs und wie setzte er die politischen Direktiven seines „Führers“ um? Wie sahen ihn Hitler-Anhänger, wie Gegner des NS-Regimes?

Der Autor Paul Sauer zeichnet erstmals ein Bild von der Persönlichkeit, dem Leben und den politischen Aktivitäten Wilhelm Murrs. Er stellt die verhängnisvolle

Rolle dar, die Murr als oberster württembergischer Repräsentant des Nationalsozialismus spielte, und beleuchtet die lokal- und landespolitische Rolle der anderen Akteure des Regimes.

Der Historiker Professor Dr. phil. Paul Sauer war über fünf Jahre im Hauptstadtarchiv Stuttgart tätig, bevor er 1986 die Leitung des Stuttgarter Stadtarchivs übernahm. 1996 trat er in den Ruhestand. Der Autor ist Verfasser zahlreicher Bücher zur Landesgeschichte, von denen viele zu Standardwerken wurden. Für sein Schaffen wurde er unter anderem mit dem Schillerpreis der Stadt Marbach ausgezeichnet.

INFO

Paul Sauer: Wilhelm Murr. Hitlers Statthalter in Württemberg. 176 Seiten, 38 Abbildungen, kartoniert, € 9,90. ISBN 3-87407-282-7. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen. Erhältlich im Buchhandel.

Schöne Karstquellen der Schwäbischen Alb

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V. unternimmt am Samstag, 23. April, unter Leitung von Margarete Bühler-Weber eine Exkursion zu insgesamt fünf Karstquellen der Schwäbischen Alb. Den Auftakt macht der Quelltopf der Läuterquelle im ehemaligen Dominikanerkloster von Offenhausen. Sie ist ein gutes Beispiel der Karsterscheinungen der Schwäbischen Alb. Weiter geht es zur Schmiechaquelle – eine noch ursprüngliche Quelle und heute ein Naturdenkmal. Beim ehemaligen Benediktinerinnenkloster Urspring gibt es gleich zwei Quellen: Die Urspringquelle, eine gefasste Karstquelle mit typischen Kalksinterablagerungen und ganz in der Nähe des Klosters versteckt sich eine zweite Karstquelle, der Achursprung. Sie bildet einen Quelltopf ähnlich wie der Blautopf. Als Höhepunkt der Exkursion wird der Blautopf beim Benediktinerkloster Blaubeuren besichtigt, der wohl schönsten Quelle der Schwäbischen Alb. Um sein blau-grün schimmerndes Wasser ranken sich Märchen und Sagen. Eduard Mörike widmete dem Quelltopf seine „Historie von der schönen Lau“. Bei lang anhaltendem schönem Wetter bleibt der Blautopf wegen der großen Tiefe und Klarheit des Wassers rein blau. Bei Regen werden Lehmteilchen gelöst, die das Wasser grün oder gelb verfärben. Zum Abschluss wird noch ein Film von Jochen Hasenmayer gezeigt, dem bekanntesten Forscher des Blautopfs. Der, seit einem Tauchunfall querschnittgelähmte Hasenmayer, ist mit seinem U-Boot so tief in die Blauhöhle vorgedrungen wie noch nie ein Mensch zuvor. Bitte gutes Schuhwerk mitnehmen. Abfahrt ist in Balingen an der Stadthalle um 7 Uhr und in Ebingen um 7.30 Uhr am Busbahnhof. Anmeldungen und andere Zustiegewünsche sind bitte an den Geschäftsführer Herrn Mahler zu richten, Telefon (0 74 71) 15540.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Manfred Seeger
Panormastr.8, 72348 Rosenfeld

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Prof. Dr. Konrad Klek
Institut für Kirchenmusik,
Theologische Fakultät der FAU
Kochstr.6, 91054 Erlangen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 155 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53
Fax: (0 74 33) 266 118
E-Mail: daniel.seeburger@zak.de

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

31. März 2005

Nr. 3

Das Heilige Grab oder Ostergrab

Zur Geschichte eines besonderen Aspekts der Volksfrömmigkeit – Von Dr. Klaus Peter Dannecker

Im Jahre 2004 wurde nach vielen Jahren in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Schömberg das noch vollständig auf dem Kirchenspeicher vorhandene Heilige Grab wieder aufgebaut. An diesem Osterfest wurde es erneut aufgebaut.

Es besteht aus einem etwa fünf Meter hohen Aufbau. Unten befindet sich das „Grab“, eine etwa 1,5 mal 0,6 Meter große Öffnung, in der ein Bild des toten Christus aufgeklappt werden kann. Die Öffnung könnte früher

mit einem Vorhang verschlossen worden sein. Rechts und Links sind je drei Kerzenhalter angebracht. Dahinter und darüber ist von zwei Engeln flankiert, jeder einen dreiarmligen Kerzenleuchter in der Hand, eine Schiebefigur des Auferstandenen. Hinweise in der Bemalung deuten darauf hin, dass dort eventuell auch eine Monstranz ausgestellt worden ist.

Über das Alter, den Hersteller oder den Maler des aus Holz und Leinwand angefertigten Heiligen Grabes ist

bislang nichts bekannt. Vom Stil her gehört es jedoch in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Die ersten Nachrichten über die Verehrung des Heiligen Grabes verdanken wir der gallischen Pilgerin Egeria, die aus dem 4. Jahrhundert von Wortgottesdiensten zur Grablegung und Auferstehung in der Jerusalemer Grabeskirche berichtet (Peregr. Aeth. 37,8f.; 38,2). Im süddeutschen Raum entstehen im 10. Jahrhundert Nachbildungen an verschiedenen Orten. Es sind feste



Das Heilige Grab von Schömberg am Karfreitag (links) und am Ostersonntag

FOTOS: DANNECKER

Heilige Gräber, Nachbildungen des Heiligen Grabes in Jerusalem. Bischof Konrad von Konstanz (934-975), der drei Mal das Heilige Grab in Jerusalem besucht hat, lässt in der Mauritiusrotunde des Konstanzer Münsters eine Nachbildung des Jerusalemer Heiligen Grabes errichten. In diesem und anderen Heiligen Gräbern wurde am Karfreitag ein Christussymbol beigesetzt, vor dem dann Andachten gehalten wurden, bis es am frühen Ostermorgen feierlich erhoben wurde.

Dieses Christussymbol war entweder das allerheiligste Sakrament wie es in der Biographie des Hl. Ulrich von Augsburg († 973) berichtet wird. Nach der Kommunion der Gläubigen am Karfreitag setzte Bischof Ulrich die übriggebliebenen heiligen Gestalten außerhalb der Augsburger Domkirche in der Kirche des Hl. Ambrosius bei (MGH. SS 4, 392). Das „Heilige Grab“ entstand in diesem Fall also bei der Suche eines geeigneten Ortes, an dem die bei der allgemeinen Kommunion am Karfreitag übrig gebliebenen heiligen Hostien aufbewahrt werden konnten. Das war zwar auch an anderen Tagen notwendig, aber am Karfreitag legte sich die symbolische Deutung auf das in der Liturgie gefeierte Begräbnis der Herrn nahe.

Ein anderes, sich aus der Liturgie des Karfreitag ergebendes Christussymbol ist das Kreuz. Ebenfalls aus dem 10. Jahrhundert berichtet die „Concordia Regularis“ vermutlich des Erzbischofs Dunstan von Canterbury († 988) wie das Kreuz nach seiner Verehrung in der Karfreitagliturgie im heiligen Grab beigesetzt wurde. Dieses befindet sich auf einer Seite des Altares und ist rings mit einem Vorhang umgeben. Bis zum Ostermorgen wurde dann eine Gebetswache gehalten. Dieser Brauch in Canterbury muss wohl älter sein als die schriftliche Bezeugung in der „Concordia Regularis“. Diese berichtet nämlich von der Übernahme dieses Brauches von Ordensleuten, die damit Ungelehrten und Neugetauften den christlichen Glauben nahebringen wollten (PL 137, 493f).

Dieser Brauch der Niederlegung und Erhebung des Kreuzes oder des allerheiligsten Sakramentes verbreitete sich in der folgenden Zeit. Im ganzen folgenden Mittelalter lassen sich heilige Gräber nachweisen, in

denen am Karfreitag entweder nur das heiligste Sakrament oder nur das Kreuz, in wenigen Fällen auch das Sakrament und Kreuz zugleich beigesetzt wurden. Die Beisetzung des Kreuzes oder des allerheiligsten Sakramentes wurden im Mittelalter dramatisch ausgebildet: Das Grab wurde mit priesterlichen Stolen umwunden, es wurde versiegelt, mit Tüchern verhüllt oder bewacht.

Weniger sachgerecht ist die mancherorts nachweisbare Angleichung an den Begräbnisritus mit Psalm 50 und Besprengung mit Weihwasser. In den mittelalterlichen Heiligen Gräbern wurde das Allerheiligste verschlossen aufbewahrt. Erst Ende des 16. Jahrhunderts kommt der Brauch auf, das Allerheiligste in verhüllter Monstranz zur Anbetung im heiligen Grab auszusetzen. Ein Zeugnis dafür kommt von den Münchener Jesuiten aus dem Jahr 1577.

Allgemein setzte sich die Aussetzung des Allerheiligsten in der Monstranz nur langsam durch. Ende des 17. Jahrhunderts war die zuvor geübte Aussetzung im verhüllten Ziborium derjenigen in der verhüllten Monstranz gewichen. Jedenfalls hat die Aussetzung zu einer Verlebendigung der uralten Gewohnheit, den im Grabe liegenden Christus zu besuchen, gefördert. Die Andacht vor dem Heiligen Grabe wurde viel volkstümlicher als es im Mittelalter der Fall war. Neben wenigen festen heiligen Gräbern, wie z. B. im Konstanzer Münster, gab es in vielen Kirchen Heilige Gräber, die nur in den Kartagen meist im Chorraum aufgestellt wurden. Daneben gibt es meist in Seitenkapellen auch figürliche oder bildliche Darstellungen des im Grabe liegenden Christus; die das ganze Jahr über zu sehen sind, so z. B. im Freiburger Münster eine in Stein gehauene figurenreiche Darstellung von 1330.

Die nur zeitweise aufgestellten Heiligen Gräber sind fast vollständig aus dem Brauchtum verschwunden. Die der Karfreitagliturgie angefügte Grablegung findet nicht mehr statt. Die Andacht beim Grab Christi oder der Besuch beim Heiligen Grabe ist ein volkstümlicher Ausdruck für die von der Theologie immer wieder unterstrichene Wichtigkeit des Karsamstages: Christus steigt in die Welt des Todes hinab und vollzieht gerade

dort sein Erlösungswerk. Die letzte Grenze unseres Menschseins ist auch Teil des Menschseins Christi. Er unterstellt sich ihm und erlöst uns gerade dadurch. Gerade dieser Aspekt kann durch eine theologisch stimmige Verehrung des heiligen Grabes und des im Grabe liegenden Christus gefördert werden. Die fast aggressive Verdrängung des Todes in unserer Gesellschaft erfährt dadurch ein kleines Gegengewicht, nicht als Bedrohung sondern als Hinweis auf einen anderen Umgang mit dem Tod: Christus ist für uns gestorben. Wir sind erlöst vom Tod. Der Tod hat letztlich keine Macht über uns Menschen und können ihm so gelassen und getröstet entgegensehen. Um so erfreulicher ist es, dass dieses alte Brauchtum an manchen Orten wieder auflebt.

QUELENNACHWEIS

1 Bärsh, Jürgen. „Heiliges Grab, II. Nachbildungen: 2. Liturgisch“: Lexikon für Theologie und Kirche. 3. Aufl. 1995, 1322f.

Cabié, Robert. „La veneration du tombeau du Christ dans la liturgie et la piété populaire“: Scicolone, Ildebrando O. S. B., a cura di. La celebrazione del triduo pasquale. Anamnesis e mimesis. Atti del III Congresso internazionale di liturgia, Roma, Pontificio Istituto Liturgico, 9-13 Maggio 1988. Roma 1990, 209-225.

Eisenhofer, Ludwig. Handbuch der katholischen Liturgik. 2 Bde. 2. Aufl. Freiburg i.Br. 1941. Insbesondere I, 531f.

Kroesen, Justin E. A. The sepulchrum domini through the ages. Its form and function. (Liturgia condenda 10). Leuven 2000.

Reinle, Adolf. Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter. Darmstadt 1988. Insbesondere 228-237.

Reinle, Adolf. „Heiliggrab“: Lexikon des Mittelalters 4. 1989, 2029f.

Young, Karl. The dramatic associations of the Easter sepulchre. Madison 1920.

Vom Hoffräulein zur Frau des Markgrafen

Ursula von Rosenfelds Ehe mit Markgraf Ernst von Baden, Teil 2 – Von Manfred Seeger

Wir dokumentieren den kürzlich aufgetauchten Erb- und Ehevertrag vom 19.7.1520 zwischen Markgraf Ernst von Baden und Ursula von Rosenfeld:

Wir Ernst etc. bekennen mit disem Brief als Wir hievor Got dem Almechtigen vorab zu Lob, auch Merung cristenlichst Glaubens wellen, Vns mit der Edlen Jungfraven Vrsulen von Rosenfeld ehlich verheirat, deselb zu Vns beden furstlichen Gemahel Vrouwen vnd demnach inn Vnserem Schlos Hochberg in der Capell daselbs durch den ersamen vesten, lieben andechtigen Hern Johannsen Bück (?) Caplan daselbs sollich Gemahelschafft nach cristenlicher Ordnung in Biwesen etlicher anderer Personen bestegen lassen vnd das Byschlaffen daruff getan.

Vnnd aber die Bewidmung, die Wir Derselben, Vnser ehlichen Gemahel Versprochen, vss ehafften Ursochten *bisscher* mit vffrichten konnten., auch Vnser merglichen Geschefften halb den vffzurichten nachmals verhindert sind. Damit dannen, die ermelt, Vnser elich Gemahel sollich irs Widems dennecht (= demnächst) versichert sy, so haben Wir für Vns und Vnser Erben ir Lieb inn Krafft des Briefs zugesagt vnd by furstlahten (= fürstlichen) Eren vnd Würden versprochen, als *Wir auch hiemit gered vnd versprochen*, iren selbs Widem in Jarsfrist nechst nach Dato des Briefs folgende vnverzegenlich vffzurichten, vnd ob Wir aber (das Got verhüten well) in solicher Zit mit bed(er) abgehen, so sollen sollich Vnser Erben in vier Monaten demnecht iren, noch dem wir nit mehr in Leib vnd Leben sind, erstatten vnd vffrichten inn Form vnd Gestalt wie nachvolgt: Dem ist also, das die gemelt, Vnser lieb Gemahel, vff vnseren in Stat Sulzberg vnd den Zinsen, so Vnser lieber Her vnd Vatter von den Frauen zu Adlehuser hievor erkaufft hat, mit allen iren Rechten vnn Zugehörungen vnd den Gefellen daselbs, es sy in Wein, Kern oder Fruchten, verweisen (= anweisen) vnd bewidmet werden soll vmb vier tusent Gulden, *dabey zweyhundert Gulden* Gelts yr von zwentzig einen zu haben gerechnet, in welchen ir Lieb zwen (Som?) Win fir ein Gulden, zwey Mallter Rocken, Weissen oder Kernen fur ein Gulden vnd der Dinkel, Habern, Erweissen (= Erbsen) oder Linsen fier (= 4) Mallter fur ein Gulden vnd nit, heher. Auch erfunden kun Frewel Fell oder andere vnbestendig Gefell angeschlagen werden. Wo aber vff der Stat Sulzberg vnn den Adlehuser Zinsen nit souiel wurd gefunden, das die obgemelt, Vnser Egemahel die zweyhundert Gulden, wie oblut (= wie es oben lautet)

Korrektur

Durch einen Fehler wurde in der Februarausgabe eine Aussage ins Gegenteil verkehrt. Wir haben geschrieben: „Prof. Decker-Hauff kommt allerdings zu einem anderen Schluss, dass die Anordnung der Wappen (und nicht das Rosenfelder Wappen) künstlerische und architektonische Gründe hatte“.

Richtig allerdings muss es heißen: „Prof. Decker-Hauff kommt allerdings zu einem anderen Schluss, dass die Anordnung der Wappen **das badische mit dem Schalksburg Wappen** (und nicht das Rosenfelder Wappen) künstlerische und architektonische Gründe hatte“. Der fett gedruckte Teil fehlte in unserer Februarausgabe.

verwiesen (= angewiesen) oder bewidmit werden mecht, so soll ir Lieb des von Vns oder Vnseren Erben, wie obstat (= oben steht), vff anderen gewissen Gülten (= Zinserträge) versichert vnd ir Lieb sollich damit erstatten werden. Es soll auch die obgemelt, Vnser Gemahel iren Sitz nach Vnserem todlichen Abgang in Vnserem Huss in gemelter Stat Sulzberg haben, welich Huss, Wir ir Lieb in Jars Frist oder, so wir in sollicher Zit abgehen, vnseren Erben in vier Monate nach Vnserem Abgang nach Noturfft buwen oder ir Lieb druhundert Gulden sollich Huss zu Henden geben, *auch ein ziemlich Husradt oder das fur 200 fl ir geben*. Wir sollen vnd wellen auch in Jars Frist, oder, wo Wir dar inn abgehen, Vnser Erben in vier Monaten, wie oblut, Vnser Husfrauen die Stat Sulzberg sweren vnd huldigen thun lassen, nach Vnserem todlichen Abgang der gemelten, Vnser Husfrauen, gewertig vnd gehorsam zu seind, in aller Mass vnd Gestalt sie Vns gewsen sin. Allein Vns vnd Vnsern Erben die hoch Oberkeit, Reisen vnd Manschafft (= milit. Aufbruch) vorbehalten, doch soll die obgemelt Vnser Gemahel in sollicher Stat vnd Vnserem Hus Niemandts, der wider Vnser Erben oder Landschafft were, husen, herbergen oder vffenthalten. Vnd wann aber die vilgemelt, Vnser Gemahel mit Tod auch vergangen vnd nit me inn Leben, so soll als

dann sollicher Widem vff der Stat Sulzberg, den Adlehuser Zinsen oder anderen, on alle Mittel wider fallen an Vnseren Erben ganz Personen. Vnd damit vnser Gemahel desto neherer vnd gewisserer sy, das ir sollicher Widem in Jars Frist von Vns oder in vier Monaten von Vnseren Erben vffgericht werde, so haben Wir ir Lieb des zu kener Handveste vnd in Burgschafft wies hinder die Ersam vnd Lieb, besondere Burgermeister vnd Rat der Stat Brysach – viertusent Rinscher (= Rheinischer) Gulden an Geld erlegt vnd damit ir Lieb die Schlüssel- vnd Bekanntnis-Brief, so Wir von denselben von Brysach empfangen, vberantwort, also vnd mit dem Geding, ob Vnser Gemahel solliches ir Widem, wie obstat, nach Vnserm Todt von Vnseren Erben in vier Monaten nach des Briefs Besag, nit vffgericht wurd, so soll vnd mag sie (= Ursula) die gemelten vier tusent Gulden nehmen und behalten *vnd damit handeln als mit irem eigen Gudt*. Dagegen Vnser Erben ir kon Widem schuldig oder pflichtig sollen sin vffzurichten. *Doch soll ir Lieb dannacht alsdann ob ir gelegen in Vnsern Hof zu Basel ir Leben lang iren Sitz haben*. Wer aber Sach, das ir Lieb sollichen Widem in Jars Frist abgieng, in fier Monat, wie obstat, durch vnser Erben vffgericht wurd, so soll ir Lieb von sollichem Gelt sechshundert Gulden *fur Morgengab* einnehmen vnd behalten, damit handeln nach irem Willen vnd Gefallen. Das vorig, nämlich dru tusent vnd fier hundred Gulden, zu Vnser Erben Handen vollen lassen vnd stellen *on Irrung vnd Intrag vnd so ob sich begeb, das wir in Jars Frist tods abgiengen, also das Vnser Gemahel ir Widem nit vffgericht wer, so soll dieselb, Vnser Gemahel, ire vier Monat, dar in Vnser Erben ir sollichen Widem vffrichten sollen, in Vnserem Schlosschen Hochberg oder Röteln mit vier oder fünff Personen, in Vnser Erben Costen, gehalten werden bis sollicher Widem vffgericht werde*.

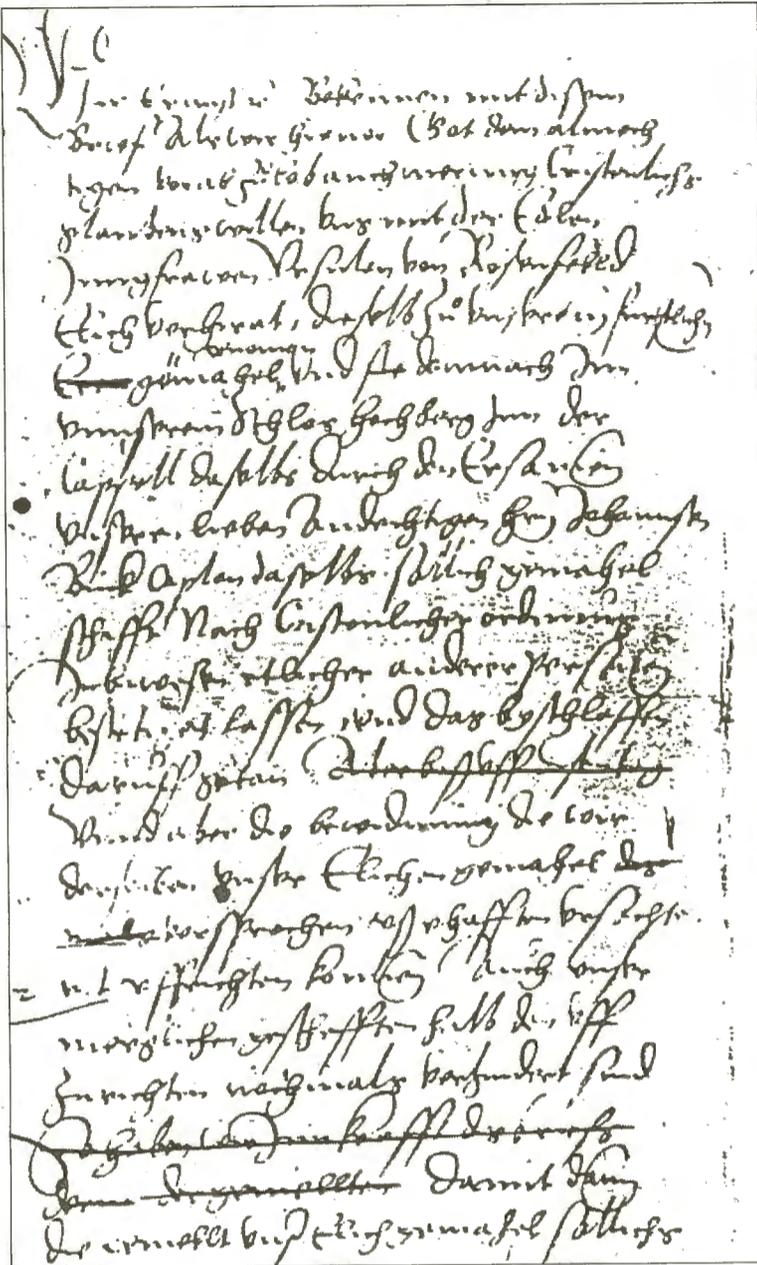
Wir wellen auch vnd ist gertzlich Vnser Meynung, das sollichs alles stet vns vest gehalten vnd wede durch Vns oder Vnser Erben, verner wie nit oder on Recht Heradt handelt wird. Wer aber, das vber sollich Vnser Erben Heiradten handeln wurden, das doch nit sin soll, so wellen Wir dieselben hiemit in Krafft des Briefs als (o) zu reck triben vnd verbrechen Vnseren Glupt (= Gelübde), aller Vnser Land vnd Leut, Hab vnd Güter Enterbt vnd vssgeschlossen haben. Vnd Wir als dann Vnser Gemahel by disen Vnseren Zinsen schirmen vnd handhaben wirdt denselben Ernennen Setzen (?) instat weren vnd machen Wir *hiemit in Kraft des*

Briefs zu Vnseren natürlichen rechten Erben vnd wellen, das derselb als dann Vnser rechter vnd warer Erb geheisst vnd sy. Vnd als wir dann by oder obgemelt, Vnser Gemahel sin der Zit vnd Gemahelschaft von Genaden des Almechtigen zwo liplich (= leiblich), natürlich, elich Tochteren vberkommen vnd haben, ob Wir dann kunfftiglich Vnser letsten Willens kein Satzung witer thun werden, so ist derralben des Vnser letster Will vnd Meynung, das, so sich dieselb nach unserm Tod elichen verheiraten wurden sollen, denselben von Vnseren Erben geben werden zu Heiratgut 5000 Gulden vnd nicht witer. Ob sich aber dieselbe in geistlichen Stand in ein reformirt beschlossenes Closter nach dem Willen des Almechtigen verfügen wurden, so soll yr yeder hundert Gulden Libdings ir Leben lang gegeben werden vnd nicht witer. Dies alles in vnd mit Kraft des Briefs den Wir mit Vnser anhangens Insigel besiglet vnd vilgemelt, Vnser Gemahel zu Handen gegeben haben, vuff Dienstag nach Sanct Margarethen-tag nach Cristi Geburt funffhundert vnd zwentzig Jar.

Nachfolgend ist nun die Empfangsbestätigung von Ursula über obigen Ehevertrag wiedergegeben. Bei Ursulas Empfangsbestätigung ist allerdings nur von tausend Gulden die Rede, welche bei der Stadt Breisach für sie hinterlegt wurden. Konrad von Frauenberg hat auf Ursulas Wunsch den Brief versiegelt und verwahrt.

Wir Ursula von gots gnaden Marggrefin zu Baden vnd Hochberg etc. bekennen mit diesem Brif als der hochgepornen Furst vnd Her Ernst Marggraf zu Baden vnd Hochberg etc. Landraf zu Sausenberg Her zu Roteln vnd Badenwiler vnser lieber frundlicher lieber Herr vnd Gemahel tuset Gulden hinder die ersamen vnd wissen vnser liebr besondern Burgermeister vnd Rat der Stat Brisach erlegt hat mit dem Geding, ob Sach wer, das gemelt vnser lieber Her vnd Gemahel vor vns nach dem Willen des Almechtigen abengen vnd wir sie nach Jars Frist von sollichem Abgang zu rechnen erfordern werden, das sie dann vns sollich Gelt zu vnsern Handen folgen lassen wellen als lut der Legungs Brif, den wir vns byhanden haben, diwil aber erlegung sollicher tuset Gulden daher Recht, das im Artikel in vnserm Widemsbrif -? ob sach were, das das Huss zu Sulzberg -, darin wir in obgeschriben sol vnser Widemsitz haben sollen, oder nach seiner Lieb Abgang in Jars Frist von siner Lieb eben nach Inhalt - luts vnders Widemsbrifs mit Gebuven vnd mit Hussrat versehen werde, das - alsdann sollich tuset Gulden - vns zu Pen Gelt trew vnd verfallen sin sollen vnd nit anders. So gereden wir by vnser furstlichen Eren vnd Wir dem hiermit in Kraft des Brifs, das wir obgemelt tuset Gulden mit erfordern sollen nach Wellen dann in dem Fal - wir sollich Huss jeder Zit vnd inmassen der Widems Brif vermag mit geben wer vnd mit Hussrat versehen wurd. Ob - sich auch begrif das obgemelts vnser Herr vnd Gemahel Erben -? -? wurden das sollich Huss noturfftiglich vnd lut des Widems Brif mit Hussrat versehen vnd bebauen wer vnd wir aber das nit benugs werden so sollen vnd wellen wir - deshalb Erluterung vor Burgermeister vnd Rat der Stat - Brisach nehmen vnd vns des - (be)stetigen lassen. Alles in vnd mit Kraft des Brifs etc. Des zu vrkundt ist dieser Brif vff vnser Beger mit vnser lieben bestandigen Conrat von Frawenberg Insigel doch Im vnd sin Erben on schaden verwort vnd geben vff.

Bevor ich noch das 3. Dokument vorstelle, welches auch als Kopie in meinem Besitz ist, möchte ich noch kurz auf Ursulas Schwager Konrad von Frauenberg eingehen. In der Stadtkirche von Rosenfeld befindet sich das Grabmal eines Ritters, welches als Todesjahr 1531 nennt, dies war das Todesjahr von Ursulas Schwager Konrad von Frauenberg. Konrad war Vogt in Rosenfeld von 1527 - 1531. Laut den Beiträgen zur Landeskunde vom Februar 1987 stellt das Grabmal nicht Konrad dar, sondern seinen Sohn Hans Konrad 1547 - 1574, Vogt in Rosenfeld. Das daneben stehende weibliche Denkmal



Wir Ernst etc bekennen mit diesem Brief ...

ist Hans Konrads 1551 jung verstorbenen Schwägerin Cäcilia Nothaft, welche mit Christoph von Breitenlanden zu Täbingen verheiratet war, gewidmet²⁰. Abschließend möchte ich noch eine kurze lustige Erzählung aus der Zimmerschen Chronik über Konrad von Frauenberg wiedergeben. Wir haben sonst noch einen Edelmann in unserer Gegend gehabt, er hieß Konrad von Frauenberg und wohnte in Rosenfeld, derselbige soll eine solche Manier zu seiner Wollust an sich gehabt haben, dass er, wenn es zur Sommerszeit heiß war, ihm einer seiner Knechte abends, bevor er schlafen ging, einen Kübel oder auch zwei mit kaltem Wasser ans Gesäß schütten musste, alsdann konnte er desto ruhiger schlafen.

Bei dem oben erwähnten dritten Dokument handelt es sich um den Erbschaftsvertrag zwischen Ursula und ihrer Schwester Sophia von Rosenfeld. Welches die beiden Ehemänner Markgraf Ernst und Konrad von Frauenberg im Namen ihrer Ehefrauen der Markgräfin von Baden und der Hausfrau Sophia verfasst haben. Im Gegensatz zu den vorherigen Schriftstücken ist dieser Erbvertrag in schönster Reinschrift geschrieben und hier werden auch die beiden anderen Schwestern von Ursula bzw. Sophia erwähnt: Margred von Rosenfeld im Kloster Oberstenfeld und Appollonia im Kloster Sanct Steffan in Straßburg. Auch eine Kusine, welche gleichfalls im Kloster Oberndorf als Nonne war, ist im Erbvertrag erwähnt.

Wir Ernst von Gottes Gnaden Marggraue zu Baden und Hochberg Landgraue zu Susenberg Her zu Röteln vnd Badenweiler etc. als von wegen unser Gemahel Frawen Ursulen, Marggrefin zu Baden etc., vnnch ich Conrat von Frawenberg als von wegen myner Hußfrawen Sophia von Rosenfeld, bekennen vnnch thun kunt allemniglichen mit diesem Brief, das Spenn vnnch Irrung zwuschen vns erwachsen sind, antreffen vnser Markgraue Ernstens Gemahel, obgenannt vetterlich vnd mutterlich Erb, so ich Conrat von Frawenberg, als von wegen myner Hußfrawen wie ob-

stat vnuerteilt, by Hannden hab, welcher Spenn und Irrung halb wir vnns zu beden Syten vff hut Datum eins gutlichen Tag (= Schiedstag), alhar gein Röteln, verinbart, vnd vnns dero mit wissenthafter Tedung (= Ausgleich) gutlich vereint gericht vnnch vertragen haben, inn Maß nach stat dem ist also, dass ich Conrat von Frawenberg an statt myner Hußfrawen, dem obgenannten mynem gnedigen Herren, anstatt seiner furstlichen Gnaden Gemahel, für derselben vetterlichen, vnnch mutterlichen Erb, hie zwuschen vnnch Sanct Hilarien Tag nechstkunfftig zu seiner Gnaden Handen vnnch Gwallt antwurten soll, vnd will die zwen Hauptbrieff (= Darlehensverträge) dryzehen hundert Guldin Hauptguts (= Darlehen) vff Wirtenberg besagend, darzu ein verdeckten (= mit Deckel) vergulden silberin Becher, so ich in von obgemeltem Erbguts hinder mir hab, vnnch darnach vff Mitfasten nechstkunfftig sin Gnaden an statt wie obstatt auch zu Hannden antwurten die gubentzig (= 70) Guldin Rinisch vssstend Zins vff Bastian Bombast von Hohenheim, das ander alles soll vnnch mag ich von myner Hußfrawen wegen inhaben nutzen und niessen damit schalten vnd walten, als mit anderen mynem eigenen Gut vnuerhindert obgemelts myns gnedigen Herrn seiner Gnaden Gemahel, vnnch menigklichen.

Doch soll vnd will ich die zwo Swestern, mitnamen Margred von Rosenfeld im Closter zu Oberstenfelden, vnnch Appollonia von Rosenfeld zu Straßburg zu Stanch Steffan im Closter, so vff vetterlich vnnch mutterlich Er verzugen haben, deßgleich Dorothen von Rosenfeld ir Basen im Closter zu Oberndorf, der man das Libding gibt, ob sie kunfftiglich sollich Erguts halben anspruchig wurden, abstellen und vermugen on Costen vnnch Schaden obgemelts myns gnedigen Herrn, seiner Gnaden Gemahel oder beider Erben, vnnch sie des Orts gentslich vertreten, vnnch hiermit sollen wir zu beiden Siten Innamen wie obstatt, sollicher Spenn, fur vnns vnser Erben vnnch Nachkomen gericht vnnch vertragen sin und blißen kein Teil den andern deßhalb nymerme ersuchen, oder anlangen mit nach on recht (= mit nachherigem Unrecht), sonnder diesem Vertrag gentslichen on alle Furwart (= Fürsprecher) geloben vnnch nachkomen, das versprechenn wir Marggraf Ernst von wegen vnser Gemahel als obstatt, by furstlichen Eren vnd Wuden, vnnch ich Conrat von Frawenberg von wegen myner Hußfrawen by zeitten trewen (= in zeitlicher Treue) an Eidstatt, mit Verzihung aller Gnaden, Fryheiten Gerichten und Rechten geistlicher vnnch weltlicher, vnd besonder, des Rechten gemeiner Verzihung widersprechend, wir Marggraue Ernst obgenant, als rechtlicher Vogt unser Gemahel Fraw Ursulen Marggrefin etc. vilgemelt, haben vnns ouch hieruff an statt der selben sonnderlich verzigen vnnch verzihen vns in Krafft diß Brieffs für sie vnnch ir Erben aller Anproch vnnch Vorderung, so ir Lieb zu Conraten von Frawenberg als von wegen siner Hußfrawen sinen Erben oder Nachkomen, obgemelts Erbeils halben gehebt hatt, oder kunfftlich vberkomen mecht in einichen Weg (= einig), besonnder ouch der Fryheit Senatus Consulti Velegiani vnnch aller andern Uszug, in vnnch mit Krafft dis Brieffs. Alles ungeheurlich, vnnch des zu Urkund, haben wir Markgraue Ernst obgenant anstatt unser Gemahel, vnd ich Conrat von Frawenberg anstatt myner Hußfrawen, vnnsers Innsigel thun hengken, an zwen glichlutend diser Vertragsbrieff, deren Yederteil einer gegeben ist zu Röteln, vff Zynstag nach Sanct Lucien Tag, als man zalt von Cristi vnseres lieben Hern Geburt, tuset funffhundert vnnch zwentzig Jare.

QUELENNACHWEIS

- 1 Stammbaum der Markgrafen u. Großherzoge von Baden
- 2 Oberlehrer Scherer, Markgräfin Ursula von Rosenfeld, Febr. 1963
- 3 dto.
- 4 Stammbaum der Herren von Rosenfeld, Oberbadi-sches Geschlechterbuch III, Seite 625
- 5 Heimatbuch Trichtingen 1993, Seite 74
- 6 Die Ahnenprobe der Markgräfin Ursula von Rosenfeld, Decker-Hauff, Seite 127
- 7 Stammbaum der Herren von Rosenfeld, Oberbadi-sches Geschlechterbuch III, Seite 625
- 8 Die Ahnenprobe der Markgräfin Ursula von Rosenfeld, Decker-Hauff, Seite 126
- 9 Stammbaum der Herren von Rosenfeld, wie 4 und 7
- 10 dto.
- 11 Erbschaftsvertrag von Baden u. Frauenberg vom 18. 12. 1520
- 12 dto.
- 13 Stammbaum der Herren von Rosenfeld, wie 4 und 7
- 14 Bauhistorische Kurzuntersuchung Dr. Ing. Stefan Uhl
- 15 Die Ahnenprobe der Markgräfin Ursula von Rosenfeld, Decker-Hauff, Seite 113
- 16 Zimmersche Chronik, von Karl Barack, Band 2, Seite 398
- 17 Mißheiraten Deutscher Fürsten und Grafen von 1796, Geheimer Justizrath Johann Stephan Pütter, Seite 83 - 91
- 18 Der Verfasser Manfred Seeger, Rosenfeld
- 19 Die Ahnenprobe der Markgräfin Ursula von Rosenfeld, Decker-Hauff, Seite 124
- 20 Beiträge zur Landeskunde, Feb. 1987, Johann Ottmar, Mössingen

DAS AKTUELLE BUCH

Alltagsgeschichte Ebingens

Der Verfasser, 1922 in Ebingen geboren, hat mit Ausnahme seiner Militärzeit immer in seiner Heimatstadt gelebt. Dieses Leben beschreibt er mit ungemein großer und bis ins Einzelne gehender Ausführlichkeit, wobei er vor allem die konkreten Lebensumstände ins Auge fasst, wie beispielsweise den Schulbesuch, die Lehre als Feinmechaniker, den Ministrantendienst oder die HJ. Dazu kommen sehr präzise Angaben etwa über Lebensmittel, über Löhne und Preise oder auch über Freizeitverhalten, über Speisegewohnheiten und über die Verwendung von Verkehrsmitteln – um nur einige wenige Beispiele anzuführen.

Dergestalt erfährt man Einzelheiten, die in anderen Quellen allenfalls vereinzelt und, wenn überhaupt, dann nur mit großer Mühe entdeckt werden können, die aber zuallererst wohl nur hier, in dieser Lebensbeschreibung, schriftlich festgehalten sind. So lässt der Verfasser uns unter anderem wissen, wann die Margarine auf den Markt kam, oder wie viel Zigaretten sich

in einer Schachtel befanden, als er jung war, welche Zigarettenmarken es damals gab und was diese kosteten; er hält auch fest, wann und wie in Ebingen welche Straßen asphaltiert wurden oder wie die Entsorgung der Plumpsklos in der Stadt organisiert war.

Auf diese Weise versteht es der Verfasser, uns eine ungemäße breite Palette der zahllosen Aspekte des Alltagslebens vorzuführen. Was er uns in der Summe bietet, ist eine mitunter etwas weiträumige, aber doch stets äußerst vielseitige und hautnahe Alltagsgeschichte Ebingens im 20. Jahrhundert, eine Alltagsgeschichte, wie sie andernorts wohl kaum zu finden sein dürfte, und dies deshalb sicherlich einen unschätzbaren Informationswert besitzt.

PETER THADDÄUS LANG

INFO

Otto Klaiber, „Lebenserinnerungen eines Zeitzeugen aus Ebingen“, Albstadt 2004, 206 S., 48 Abb.

Versuch über Schiller

Im Schillerjahr 2005 wird viel Nützliches, aber auch Verzichtbares über den großen Denker und Poeten geschrieben. Absolut unverzichtbar allerdings ist der jetzt wieder aufgelegte „Versuch über Schiller“ von Thomas Mann.

Über Schiller ist viel geschrieben worden. Kaum etwas davon charakterisiert ihn so treffend und persönlich wie Thomas Manns Essay „Versuch über Schiller“. Er basiert auf der legendären Rede, die Thomas Mann zu Schillers 150. Todestag im Jahr 1955 im Großen Haus der Württembergischen Staatstheater in Stuttgart gehalten hat. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges und eines drohenden dritten Weltkriegs appellierte der fast achtzigjährige Thomas Mann an eine Menschlichkeit im Sinne Friedrich Schillers. Gleichzeitig zeichnete

er mit diesem Essay, seinem letzten größeren Werk, ein umfassendes Schiller-Porträt, das von seiner zarten Seelenverwandtschaft mit dem Marbacher getragen wird. Der Literaturwissenschaftler Professor Helmut Koopmann ist profunder Schiller- und Thomas-Mann-Kenner gleichermaßen. In seinem Nachwort erläutert er den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Thomas-Mann-Rede und deutet den Essay aufschlussreich für die heutige Zeit.

INFO

Thomas Mann: Versuch über Schiller. Mit einem Nachwort von Helmut Koopmann. 144 Seiten, 2 Abbildungen, ISBN 3-87407-656-3. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.

Gießberts Gartenbuch

„Im Garten findet das eigentliche Leben statt“, meint Gießbert, das Maskottchen des Rundfunkprogramms SWR4. Deshalb widmet er sich in seinem neuen Buch ganz und gar diesen Themen: In zwölf Kapiteln folgt er dem Gartenjahr und präsentiert Monat für Monat einen bunten Strauß an Hinweisen, Tipps und praktischen Regeln für alle, die sich in Haus und Garten hingebungsvoll der Pflanzenwelt widmen. Dazwischengesät finden sich 24 Geschichten, die von alltäglichen Freuden und Problemen mit dem „grünen Paradies“ erzählen. Dazu gibt es jeden Monat einen ganz besonderen Leckerbissen: Gießbert stellt seine zwölf Lieblingsrezepte vor, vom Bauernomelett über die „ultimativ beste“ Spargelcremesuppe bis hin zum russischen Borschtsch.

Hinter dem Namen Gießbert steht der passionierte Gartenfreund Martin Born, seines Zeichens Programmchef von SWR4 Baden-Württemberg. Seine Tricks und Kniffe hat er selbstverständlich im eigenen Garten und die Rezepte in der heimischen Küche ausprobiert. Die wunderschönen farbigen Illustrationen des bekannten Karikaturistischen Sepp Buchegger unterstreichen den ganz eigenen Charme des Bändchens.

Ein wunderbares Verschenkbuch und ein Vergnügen für Garten- und Gießbert-Freunde!

INFO

Martin Born: Gießberts Gartenbuch. Illustriert von Sepp Buchegger. 112 Seiten. ISBN 3-87407-645-8. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.

Kulturgeschichte des Einzelhandels

Wenn über die Wirtschaftsgeschichte geschrieben wird, so ist zuallererst von großen Konzernen des produzierenden Gewerbes die Rede und allenfalls noch von großen Handelshäusern. Was in der Regel vergessen wird, das ist der kleine Laden um die Ecke und gerade dieser kleine Laden ist es, den wir alle mit der größten Selbstverständlichkeit fast täglich besuchen, um uns mit den gewohnten Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs einzudecken.

Diese Lücke schließt Wilhelm Maute, und er tut dies mit geradezu unnachahmlicher Bravour. Dazu kommen ihm mehrere Umstände zupass: Erstens weiß er ganz genau, wovon er schreibt, denn er stammt aus einer alteingesessenen Ebinger Einzelhändler-Familie; er selbst führte das Familienunternehmen bis zu seiner Zuruhesetzung, und zwar durchaus erfolgreich. Zwei-

tens erfüllte er sich einen lang gehegten Wunschtraum, indem er nach seiner Zuruhesetzung ein Geschichtsstudium absolvierte. Demnach hat er also das Handwerk des Historikers von Grund auf gelernt: Er weiß, wie man ein Archiv benützt und wie man mit Quellen umgeht. Drittens verfügt er über die gewiss nicht häufig anzutreffende Gabe, flüssig, unterhaltsam und überaus ansprechend schreiben zu können. Was unter diesen äußerst günstigen Bedingungen herauskam, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Kultur- und Sozialgeschichte des Einzelhandels, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Wende reicht und die meines Erachtens ihresgleichens sucht. Zur Sprache kommen beispielsweise Gesichtspunkte wie Gestaltung des Eingangsbereichs, die Schaufenster, die Werbung, die

Auswirkung des elektrischen Lichts, der Verkaufsraum oder die Präsentation der Ware.

In einem zweiten Teil stellt Maute 36 Unternehmer- und Firmenporträts zusammen (S. 77 – 135), wobei er vier Auswahlkriterien zugrunde legte. Die Geschichte des Handels- und Gewerbevereins (S. 136 – 141) und ein „Bilderbogen“ (S. 144 – 155) schließen sich an. Diese Festschrift hätte es verdient, überregional wahrgenommen zu werden!

PETER THADDÄUS LANG

INFO

Wilhelm Maute „Handel und Gewerbe im Wandel“. 150 Jahre Ebinger Wirtschaftsgeschichte. Herausgegeben vom Handels- und Gewerbeverein Albstadt-Ebingen aus Anlass der Neugründung des Vereins vor 50 Jahren. Albstadt 2004, 158 S., rund 200 Abb.

Exkursion nach Siessen

Am Samstag, 2. April, führt eine Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb die Teilnehmer nach Oberschwaben. Zunächst steht ein Besuch der Hedinger Kirche in Sigmaringen und der Gruftkirche des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen auf dem Programm. Anschließend geht es nach Siessen, in das von Dominikus Zimmermann erbaute Kloster, wo in den 30er Jahren die Schwester Maria Innocenta Hummel ihre berühmten Figuren zeichnete und schuf. Das nächste Ziel wird Kloster Habsthal sein, in dem die Nonnen heute ihren Lebensunterhalt unter anderem auch mit Paramentenstickerei verdienen. Ein Besuch der Zehntscheuer des Klosters, in dem heute ein privates Modemuseum untergebracht ist, bildet den Abschluss der Studienfahrt. Abfahrtszeiten: 7.30 Uhr Stadthalle Balingen; 8 Uhr Omnibusbahnhof Albstadt Ebingen. Anmeldungen sind noch möglich bei Geschäftsführer Erich Mahler, Mörkeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (07471) 15540 / Fax 12283.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Dr. Klaus Peter Dannecker
Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft
Theologische Fakultät Trier
Deutsches Liturgisches Institut
Weberbach 72a, 54290 Trier

Manfred Seeger
Panoramastraße 8, 72348 Rosenfeld

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadarchiv Albstadt, Johannesstr. 5,
72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörkeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

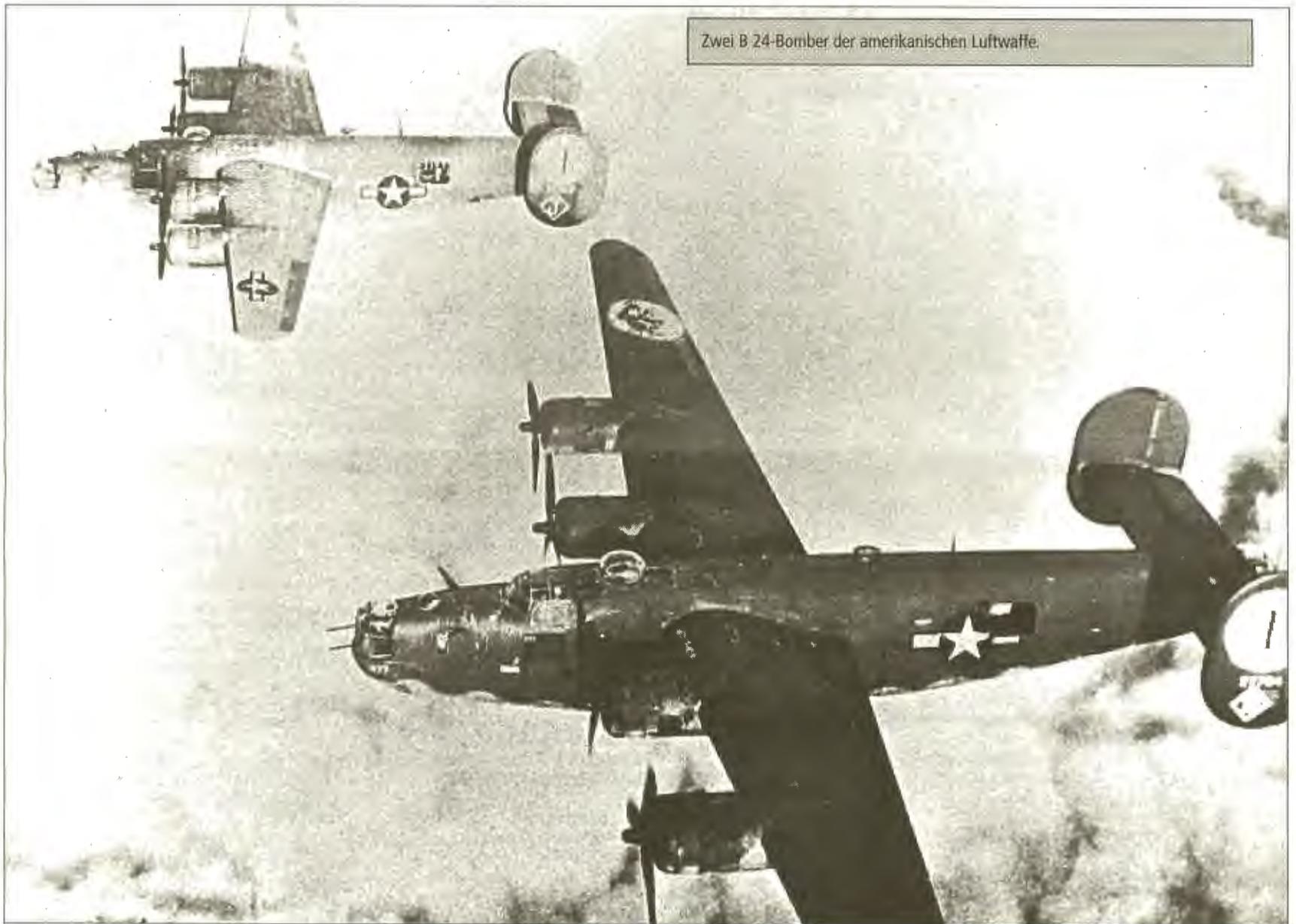
Jahrgang 52

30. April 2005

Nr. 4

Der Luftangriff auf Ebingen

Die genauen Umstände des verheerenden Angriffs vom 11. April 1944 – Von Franz Leitermann



Ereignisse, wie der Luftangriff auf Ebingen am 11. Juli 1944, sind für die Medien immer wieder ein Grund, darüber zu schreiben. In den letzten 60 Jahren wurde alle zehn Jahre im Vorfeld dieses für Ebingen schicksalhaften Ereignisses über den Bombenangriff berichtet. So war es auch dieses Mal im Juli 2004. Viele ältere Ebinger, die damals Kinder waren, haben, wenn überhaupt, nur noch vage Erinnerungen an diesen schrecklichen Tag. Ich selbst, 1948 geboren und 1950 als Kind mit der Familie nach Ebingen gekommen, spürte noch die Nachwirkungen dieses schwersten von insgesamt sieben Luftangriffen.

In den 50er Jahren sah man noch manches notdürftig wiederaufgebaute Haus und auch noch einige Ruinen ehemaliger Häuser oder Fabriken. Da ich in dieser Zeit in der Oststadt wohnte, führte mich mein Schulweg in die Untere Vorstadt, vorbei an der Wühotri und vielen zerstörten Häuserresten. In diesem Alter machte man sich wenig Gedanken darüber, warum diese Häuser zerstört worden sind. Wenn man dann doch einmal

fragte, merkte man instinktiv, dass da etwas vorgefallen sein musste, über das man am besten schwieg.

Als Schüler erfuhr man dann in Heimatkunde und später im Geschichtsunterricht, dass Fliegerbomben die Ursache für diese Zerstörungen waren. Im Ebinger Heimatbuch, verfasst von Walter Stettner, konnte man auf knapp drei Seiten lesen, was vor allem an diesem 11. Juli 1944 in Ebingen geschehen war. Alle zehn Jahre konnte man in der Zeitung immer wieder nachlesen, was viele ältere Ebinger bis heute nicht vergessen haben. 1964, 1974, 1984 gingen so vorbei, ohne dass man die näheren Umstände dieses Bombenangriffs erfuhr, denn es war ja alles „geheim“ und in den Archiven gelagert.

Zur 50. Wiederkehr dieses Ereignisses 1994 war dann meine Neugier geweckt und ich wollte mehr erfahren. Im Archiv erfuhr ich dann, wie viele Menschen getötet und verletzt worden sind und wie viele Häuser, Fabriken und öffentliche Gebäude zerstört oder beschädigt worden waren. Es gab viele Mutmaßungen, warum und

wieso Ebingen bombardiert wurde. Richtig weiter gebracht hat dies mich aber nicht, und so verlor ich wieder das Interesse an diesem Geschehen. Als dann im Juli 2004 wiederum ein Bericht über den 11. Juli 1944 in den Zeitungen auftauchte, wusste ich, dass ich nun den genauen Ablauf dieses Luftangriffs erfahren wollte. Mit Hilfe des Internets versuchte ich nun, an Informationen zu kommen, die vorher so nicht zugänglich waren.

Auf gut Glück tippte ich „Bombenkrieg“ ein und fand mich bald in der „Combat Chronology“ der 8. USAAF wieder. Hier wurde jeder Tag im Luftkrieg festgehalten. Am 11. Juli 1944 stand folgendes: Der 466. Einsatz der 8. Luftflotte der USA bestand aus einem Bombenangriff auf Deutschland mit dem Ziel München.

1176 viermotorige Bomber und 795 Jagdflugzeuge machten sich an diesem Morgen auf den Weg. Diese Armada von drei Luftdivisionen mit 401, 340 und 435 Bombern flog bei schlechtem Wetter und schlechter Sicht los, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Die dritte Welle (2. Air Division) flog mit 435 B24-Li

berator-Bombern Richtung München. 291 Maschinen bombardierten das Zentrum von München, 55 Maschinen den Flughafen Riem, 29 Maschinen Augsburg und acht Maschinen „Eppingen“. Nun hatte ich meinen ersten Anhaltspunkt, wenn auch Ebingen falsch geschrieben stand. Vorsichtshalber fragte ich dann doch in Eppingen/Baden nach und war dann sicher, dass es sich wirklich um Ebingen handelte. In den Sommerferien fuhr ich dann nach Freiburg ins Militärarchiv, um dort eventuell mehr zu erfahren. Einen schönen Stadtbummel durch die historische Altstadt Freiburgs war der Trost, was meine Nachforschungen anbelangte. Ein Archivar gab mir dann noch den Tipp, es doch bei den Amerikanern selbst zu probieren, da diese ihre Archive geöffnet hatten und auch geheime Unterlagen nun zugänglich waren. Er gab mir die Adresse eines Militärarchivs der USAAF in Maryland, USA.

Ich schrieb also einen Brief nach Maryland mit der Bitte, mir über den 466 Einsatz und den 11. Juli 1944 nähere Auskunft zu geben.

In der Zwischenzeit hatte ich dann noch eine weitere Adresse in England ausfindig gemacht und zwar „2nd Air Division USAAF Memorial Library“ in Norwich, Norfolk, England.

Nun entwickelte sich ein reger Schriftverkehr mittels E-Mail. Ich war überrascht, mit welcher Bereitwilligkeit versucht wurde, mir Informationen zukommen zu lassen. Ich erfuhr viel über die 2. Air Division und ihre Geschichte. Die Mutmaßungen führten zunächst auf eine falsche Fährte und acht Maschinen der 44th Bombardement Group wurden als diejenige herausgefunden, die Ebingen bombardiert haben sollten. Richtig stichhaltig war dies aber nicht. Ende Oktober bekam ich dann den lang ersehnten „Report of Operation July 11th, 1944“ aus Maryland. Auf jeder Seite stand „secret“ durchgestrichen. Was stand in diesem Bericht?

Nicht mehr und nicht weniger als die Planung und Durchführung des gesamten Unternehmens. Wie viele Wings (Geschwader) mit wie vielen Flugzeugen wo starteten und welche Ziele angegriffen werden sollten. Welches Wetter voraussichtlich herrschte und welche Ausweichziele angefliegen werden sollten. Dann wurde es interessant: Operationsbericht Seite 4!

A single B24 Squadron from 2nd Bomb Division was prevented from releasing on the primary target because of interference from other units and subsequently attacked visually the marshalling yard at Ebingen as a target of opportunity.

Übersetzt: Eine einzelne B24-Staffel der 2. Bombardement Division konnte ihr Primärziel wegen Einmischung anderer Einheiten nicht erreichen und griff als Gegenziel den Verschiebehof von Ebingen nach Bodensicht an.

Da bei der USAAF nur militärische Ziele bombardiert werden durften, wurde immer das Ziel definiert – hier „marshalling yard“ Verschiebehof als Ziel.

Angriffsverband: 8 – B24 Liberator Bomber der 448th Bomber Group (H), 715 Bomber Squadron

8. Luftflotte / USAAF

2. Air Division – Consolidated B 24 Liberators
Hauptquartier: Ketteringham Hall, Norwich / Norfolk, England

Strategische Operation:

Mission 466 – Dienstag, 11. Juli 1944

Flugzeuge: 1176 Bomber und 795 Jagdflugzeuge (P-38, P-47, P-51)

1. Welle: 401 Bomber B17-Bomber, 371 Bomber: Stadtzentrum von München

2. Welle: 340 B17-Bomber, 183 Bomber:

BMW-Werk München,

106 Bomber: Stadtzentrum

3. Welle: 435 B24-Bomber, 291 Bomber – Stadtzentrum München,

55 Bomber – Flugplatz Riem, 29 Bomber – Augsburg, 7/8 Bomber – Ebingen, (nicht geplante Angriffe)

Angriff auf Ebingen: 8. USAAF, 2. Air Division, 20. Wing, 448th Bomber Group, 712th, 713th, 714th und 715th Squadron

Angriffsziel – Ebingen, als Zufallsziel, weil diese Squadron München nicht anfliegen konnte. Wetter! Maschinen: 8 Flugzeuge der 715 Squadron der 448. Bomber Group

Airfield: Seething / Norwich / Norfolk

Hinweis: Report of Operation, 11 July, 1944, Operation Nr. 466

– Primary Target Munich – 969 Bomber attack Munich while 38 other bomb Augsburg and M/Ys at Ebingen.

Auf Seite 5 im Operationsbericht stand dann noch folgendes:

„Ebingen Marshalling Yard – 7 aircraft dropped 322 x 100 HE – the pattern covered the center of the town and extended to open fields at the northwest limits of the built-up district.“

Übersetzt: Verschiebehof Ebingen – 7 Maschinen warfen 322 Bomben mit je 100 Pfund HE (50 kg Sprengbomben) über dem Zentrum von Ebingen ab, wobei welche auch nordwestlich auf freies Feld fielen (Raidental – Katzenbuckel!).

In einer Tabelle (Bombing Data) wurde dann noch folgendes festgehalten: 7 B24 Liberators der 448. Bomber Group überflogen um 13.40 Uhr Ebingen in Richtung 300° in einer Höhe von 21 000 feet (ca. 6400 m) und warfen 16,1 Tonnen Bomben ab (322 Splitterbomben – 46 Bomben pro Flugzeug).

Die Consolidated B24 Liberator war neben der B17 (fliegende Festung) der zweite schwere viermotorige Bomber, der die Bombenangriffe der 8. Luftflotte (8. USAAF) auf Deutschland durchführte.

Die Liberator, siehe Bild, konnte bei einem Startgewicht von 32 Tonnen eine Bombenlast zwischen 2200 kg bis 5800 kg (je nach Reichweite) mitschleppen. Jede Maschine hatte eine Besatzung von zehn bis 13 Mann (Pilot, Copilot, Navigator, Funker, Bombenschütze, Mechaniker, vier Bordschützen und andere Beobachter). Bewaffnet war die B24 mit zehn MGs Kaliber 12,77 mm. Bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 350 km/h musste in Formation von 12 bis 54 Maschinen (Combat Box) geflogen werden. So war gewährleistet, dass sich die Bomber gegenseitig auch ohne Schutz der Begleitjäger (little friends) abschirmen konnten. Diese Formation durfte nicht ohne zwingenden Grund (Defekte, Beschädigungen...) verlassen werden. Jede ausscherende Maschine war auf sich selbst gestellt und konnte keine Hilfe erwarten, sie war in der Regel verloren. (Abschluss mit und ohne Überlebende, Bruchlandung, Notlandung und Landung im neutralen Ausland, im süddeutschen Raum war dies die Schweiz). An diesem Tag wurden von den 1176 Bombern die gestartet waren, 20 Bomber von der Flak abgeschossen. Acht Bomber retteten sich in die Schweiz. Anders ausgedrückt: Von zirka 11 760 Mann Besatzung kamen 280 Mann nicht mehr zurück, viele waren tot. Daneben waren viele Maschinen durch Flakbeschuss beschädigt und auch viele Besatzungsmitglieder verletzt oder sogar getötet worden. Deutsche Jäger waren an diesem Tag wegen schlechten Wetters nicht aufgestiegen. Von den 795 Jägern (P-51 Mustang, P-

38 Lightning und P-47 Thunderbolt) wurden vier Jäger abgeschossen.

Jede Bombergruppe bestand aus vier Squadrons zu je zwölf Maschinen. In der Regel flogen drei dieser Squadrons bei einem Unternehmen mit, eine verblieb als Reserve oder musste mit einigen Maschinen aushelfen.

Das ursprüngliche Ziel für den 11. Juli 1944 war Calais am Ärmelkanal gewesen, um die Invasionsfront zu unterstützen. Hier waren die V2-Stellungen stationiert und viele Fabriken, die Rüstungsgüter herstellten. Wegen schlechter Wetterprognose wurde am Vorabend dieses Unternehmens abgeblasen und das Ersatzziel (secondary target) München ins Auge gefasst. Hier war die Wettervorhersage günstiger.

München war als Ziel ausgesucht worden, weil hier vor allem Flugzeug-Motoren und Flugzeugteile hergestellt wurden. Der Münchner Eisenbahn-Verschiebehof (marshalling yard) wurde dann als erstes Ziel festgelegt, um den Schienenverkehr im süddeutschen Raum nachhaltig zu stören. Als weitere Ziele waren dann die Bayerischen Motorenwerke in Allach bei München (1. Air Division), Bayerische Motorenwerke in Milbertshofen (3. Air Division) und der Flughafen Riem (2. Air Division) als Ziel definiert.

Über die Homepage der 448th Bomber Group und Patricia E. (eine Historikerin der 448. Bomb Group) habe ich dann den Bericht des 111. Einsatzes der 448. Bomber Group ausgewertet.

Die 448. Bomber Group war seit Oktober 1943 in Seething stationiert, zehn Meilen südöstlich von Norwich. Eine Bombergruppe bestand aus zirka 3000 Mann Boden- und Flugpersonal mit 60 bis 70 Bombern.

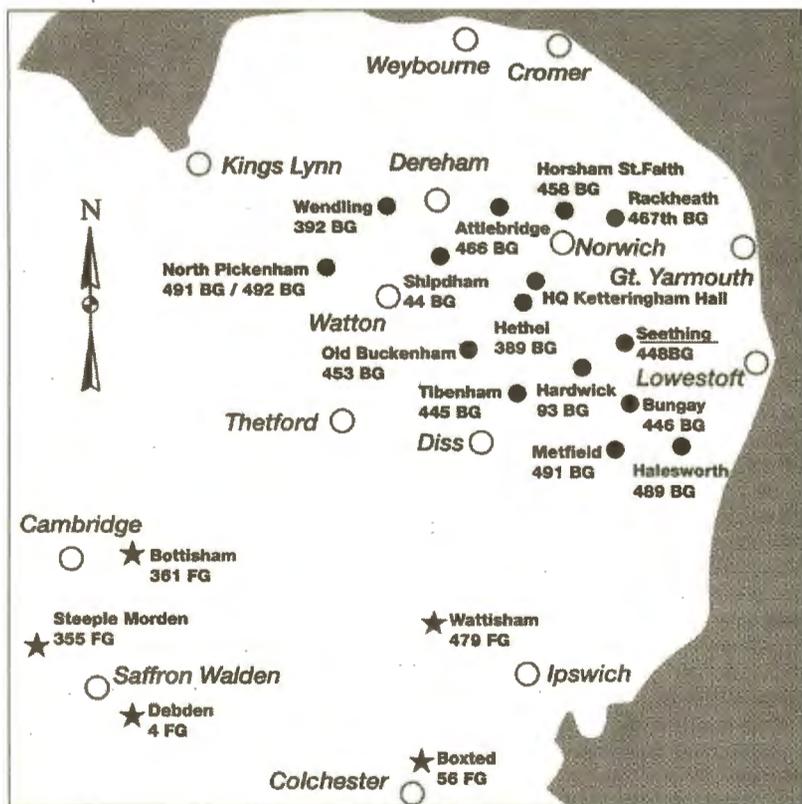
Vor einem Einsatz wurde die ganze Nacht vom Bodenpersonal an den Maschinen gearbeitet, um sie flugfähig zu machen und dann mit Bomben zu bestücken.

Um 4 Uhr wurden die Besatzungen geweckt, dann wurde gefrühstückt. Um 5 Uhr war Einsatzbesprechung (briefing). Die Piloten, Navigatoren, Bombenschützen wurden gesondert unterwiesen, da jeder verschiedene Aufgaben erfüllen musste. Der spannendste Moment jeder Einsatzbesprechung war die Nennung des Angriffszieles. Dies wurde entweder mit Erleichterung oder mit unterdrücktem Murren aufgenommen. Im Juli 1944 waren die Einsätze in Deutschland immer noch sehr gefährlich und jeder wusste, dass nicht alle Maschinen heil zurückkommen werden. Die Verluste betragen zirka zwei bis vier Prozent der gestarteten Maschinen.

Um 7.30 Uhr wurden dann die Motoren angelassen und zwischen 7.50 und 8.30 Uhr MESZ starteten 35 B24-Bomber der 448. Bomber Group (BG) im Minutenkontakt zu ihrem Tageseinsatz nach München. Zunächst musste die Formation der 2. Air Division mit 435 B24-Bombern gebildet werden. Dies dauerte in der Regel zwischen 60 und 90 Minuten und wurde von so genannten Sammelbombern (assembly ships) organisiert – das waren bunt bemalte alte Maschinen, die nicht mitflogen. Die fünf Combat Wings (Geschwader) der 2. Air Division sammelten sich dann über Ostengland zum Abflug.

Erst als sich alle 1176 Maschinen der drei Air Divisions eingereiht hatten, wurde der endgültige Befehl für das Unternehmen gegeben.

(Fortsetzung folgt)



Die Flugplätze in Ostengland.

„Germans to Franklin County“

Bemerkenswerte Deutsche Einwanderung im 19. Jahrhundert – Von David J. Sautter

Franklin County, an der Grenze zu den U.S.-Staaten Vermont und New Hampshire gelegen, ist der nördlichste Teil des Staates Massachusetts und grenzt im Westen an den Staat New York. Massachusetts, einer der Neuengland-Staaten an der amerikanischen Ostküste, zählte seit den Tagen der Pilgrim Fathers zu den klassischen Einwanderungsgebieten in der neuen Welt. Der nachstehende Artikel schlägt einen historischen wie menschlich-familiären Bogen von einem kleinen Gebiet in Württemberg zu einem kleinen Gebiet im U.S.-Staat Massachusetts, nach Franklin County.

Waschtag in Montague, einem Dorf in Franklin County, Massachusetts, um das Jahr 1900. Barbara Pfersich geht in den Hof, um die Wäsche aufzuhängen – nimmt sie sich da die Zeit, ihre Nachbarin Anna Haigis zu begrüßen? Sieht sie Annas Stieftochter Christina Schüle beim Spielen im Hof zu? Ist sie vielleicht auch mit Mary Koonz befreundet – Mary hatte ihren Namen aus Kunz angelifiziert – die nur ein paar Türen weiter wohnt? Das wissen wir natürlich alles nicht. Was wir aber genau wissen: diese drei Frauen und ihre Männer waren um die Mitte und am Ende des 19. Jahrhunderts alle aus derselben Gegend von Deutschland ausgewandert, weil sie Arbeit in einem neuen Land suchten. Und nun arbeiteten diese Männer, zusammen mit vielen anderen, in den Besteckfabriken von Greenfield, Turners Falls und Montague, die diese Orte wegen ihrer hohen Qualität im ganzen Land berühmt gemacht hatten.

Als 1880 die Volkszählung in Montague stattfand, lebten Familien mit den Namen Cook (englisch für Koch), Koonz, Sweitzer, Sauter, Zimmermann, Voetsch (Vötsch), Stutz, Hauser, Long (eigentlich Lang), Bitzer und Pfefferle alle in der Second Street – ein Beweis für die Dichte der deutschen Gemeinde. Und diese Familiennamen waren andererseits auch vorherrschend in einem kleinen Gebiet, dem Zollernalbkreis im Schatten des Schwarzwaldes und der Burg Hohenzollern, am Rande der Schwäbischen Alb in Württemberg. Während ich diesen Artikel schreibe, haben wir schon über 400 Personen identifiziert, die alle aus einem Dutzend Orte um Balingen kamen, eine kleine Stadt etwas mehr als 30 Kilometer südlich der Universitätsstadt Tübingen, und etwa 60 Kilometer südlich von Stuttgart, der baden-württembergischen Landeshauptstadt. Das waren Orte wie Dürrwangen, Endingen, Frommern, Laufen, Waldstetten und Weilheim.

Über die Jahre verschmolzen viele Gemeinden aus wirtschaftlichen Gründen miteinander, einige davon wurden mittlerweile auch nach Balingen eingemeindet. Auch aus Waldstetten und Weilheim zusammen wurde inzwischen Weilstetten; aus diesen beiden Orten stammt der Hauptanteil der Menschen, die nach Franklin County kamen. Es waren über 260. Warum wanderten so viele Menschen aus einem Häuflein von Ortschaften in Süddeutschland in so ein kleines Gebiet in Massachusetts? Offenbar war „Arbeit – Arbeit – Arbeit“ der Hauptgrund. Und die Vereinigten Staaten waren das Land der Möglichkeiten geworden.

Lassen sie uns einen kurzen Blick zurück in die Geschichte werfen zum Verständnis der Situation in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Land, das als Deutschland bekannt ist, war während des 30-jährigen Krieges 1618 bis 1648 verwüstet worden. Gegen Ende des Krieges brach die Pest aus. Insgesamt reduzierte sich so die Bevölkerung von ursprünglich 16 bis 18 Millionen auf 7 oder 8 Millionen Menschen: über 50 Prozent der Bevölkerung starb. Nach Charles M. Hall („The Atlantic Bridge to Germany“, Band 1 Baden-Württemberg) fiel die Bevölkerungszahl in dieser Epoche von 450 000 auf 166 000. Ganze Städte wurden ausgelöscht; Familiennamen, am Anfang des 17. Jahrhunderts noch weit verbreitet, kamen 1650 in manchen Gegenden überhaupt nicht mehr vor. Die Region war ein einziges Schlachtfeld geworden.

Endingen beispielsweise, eines „unserer“ Dörfer, wurde dreimal geplündert und lediglich sechs Häuser waren unbeschädigt oder unzerstört geblieben. Jahrzehntlang wurden die Felder nicht bestellt, tausende von Heimstätten waren zerstört und die Region erholte

sich nur ganz langsam wieder. Nach meiner Berechnung dauerte es nach dem Ende der Feindseligkeiten fast 100 Jahre, bis Endingen, das Dorf meines Großvaters, wieder 160 Seelen zählte wie zu Beginn des Krieges.

Aber einmal wieder zur Ruhe gekommen, nahm die Bevölkerung rasch wieder zu: 1820 gab es dort schon wieder fast 740 Einwohner. In Weilheim/Waldstetten, nur ein paar Kilometer entfernt, war es das gleiche Bild: im Jahre 1500 zählten beide Gemeinden ungefähr 110 Einwohner, 1706 gab es schon wieder 321, und 1810 waren sie auf 746 gestiegen. Frommern, wieder nur ein paar Kilometer weiter, hatte nach dem 30-jährigen Krieg, in dem das halbe Dorf durch Feuer zerstört worden war, nur noch ungefähr 200 Menschen; dort gab es aber im Jahre 1700 bereits wieder 400 Einwohner, und 820 im Jahre 1820. Die Folge dieser Entwicklung war, dass die bäuerlichen Anwesen nun nicht länger in Parzellen aufgeteilt werden konnten, die ihre Besitzer hätten ernähren können. Und die industrielle Revolution war noch einige Jahre entfernt.

Just zu dieser Zeit entstand in Greenfield in Franklin County, Massachusetts, eine Industrie: die Herstellung von Bestecken und anderen Haushaltsartikeln, die bald schon hunderte von Arbeitern beschäftigen sollte. Der Standort war ideal. Wasserkraft war im Überfluss vorhanden. Obwohl 1850 bei der Volkszählung in Deerfield und Greenfield bereits eine Reihe von Deutschen ermittelt wurden, konnten wir niemanden aus den uns interessierenden Dörfern entdecken. Die Auswanderung aus unserer Gegend, nämlich den Dörfern, die wir in diesem Artikel als „unser Zielgebiet“ bezeichnen, begann erst in den 1850-er Jahren.

Die Volkszählung von 1860 zeigt da schon ein wesentlich anderes Bild. Jetzt erscheinen ganz eindeutig und in großer Zahl Namen aus unserem Zielgebiet. Zwar wurden bei dieser Zählung lediglich Alter, Geburtsland und Beruf registriert, was eine genaue Identifikation manchmal erschwert. Aber in Buckland finden wir Haley (angelifiziert aus Hölle), Pfersich, Schatz, March (angelifiziert aus Merz), Schweizer. In Deerfield gibt es beispielsweise Eppler, Hages (vermutlich Haigis), Koch, Puffer (eigentlich Pfeffer), Sauter und Markle, und auf einer Seite der Liste von Greenfield aus dem Jahr 1860 notierte der Zähler zusätzlich auch die Geburtsorte: Andrew Hermann, 38, Besteckmacher, Weilheim; Martin Schempp, 29, Besteckmacher, Walstaten, wahrscheinlich Waldstetten; Mary Schempp, vermutlich die Frau von Martin, 28, Oberdukesheim statt Oberdigsheim. Die meisten dieser Geburten konnten wir in Deutschland ausfindig machen, weitere suchen wir noch.

Lassen Sie mich einen Moment abschweifen für einen Blick auf die Art der Registrierung in Deutschland. Im frühen 19. Jahrhundert begannen die evangelisch-lutherischen Kirchen für jede Familie ein Familienregister anzulegen, glücklicherweise auch die in unserer Gegend von Württemberg. Die Eintragungen lassen sich mit den Familien- und Sippen-Datenblättern vergleichen, die von den meisten heutigen Genealogen benutzt werden. Jeweils eine Seite, in späteren Zeiten 2 Seiten pro Familie, enthielt die Namen des Hausvaters und der Hausmutter, Datum und Ort der Geburt der beiden sowie Datum und Ort ihrer Heirat; üblicherweise den Beruf des Mannes und/oder seine Stellung in der Gemeinde sowie in den meisten Fällen auch ihren Todestag; die Eltern von Hausvater und Hausmutter mit dem Mädchennamen der Mutter, dem Beruf des Vaters und ihrer beider Geburtsort; ferner die Namen aller Kinder des Ehepaares, das Geburtsdatum, oftmals das (falls davon abweichend) Taufdatum, den Tag der Konfirmation und schließlich noch die Angabe von Heirat und Tod eines Kindes, wieder mit dem Ort für jedes Ereignis. In einigen Registern wurde neben die Namen von Hausvater oder Hausmutter das Wort „evang.“ hinzugesetzt zum Zeichen, dass sie Lutheraner waren; bei Katholiken, die in unseren Dörfern sehr selten waren, wurde dies entsprechend vermerkt.

In einigen Dörfern wurden uneheliche Geburten von Kindern der Hauseltern ebenfalls auf diesen Seiten notiert, andernorts gab es separate Familienregister für ledige Töchter und ihre unehelichen Kinder. Oft steht „nach Amerika“ neben einem Namen, und in einigen wenigen Fällen auch der Name der Stadt, in die es gehen sollte, wie beispielsweise Bridgeport oder Turner Falls. Die Quelle aller Daten in den Familienregistern

waren die getrennten Hauptregister für die Geburten bzw. Taufen, Heiraten und Todesfälle bzw. Beerdigungen. Wegen der immensen Zahl von Geburten, die wir zu recherchieren hatten, und wegen unserer guten Erfahrungen mit den äußerst korrekt geführten Familienregistern unterließen wir es von vornherein, irgendwelche Daten aus den Hauptregistern zu überprüfen.

Da unser deutsches Gebiet lutherisch ist, und da weiterhin eine große Zahl von derartigen Familienregistern verfilmt und über die Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage (Mormonen) und ihr Netzwerk von familiengeschichtlichen Zentren kostengünstig verfügbar ist, gestaltete sich die Suche nach unseren Einwanderern relativ einfach, besonders auch wenn wir das Geburtsdatum und/oder die Namen der Eltern kannten.

In Franklin County hingegen überprüften wir die Anwesenheit eines Individuums jeweils in mehreren Zusammenhängen wie Heirat, Volkszählung, Tod, Todesanzeige, Geburt von Kindern und so weiter. Das ist extrem zeitraubend, und die Arbeit erfordert zudem einige Kenntnis der deutschen Schrift.

Der Start des Projekts

Nachdem ich meinen Großvater Johannes Sautter gefunden hatte, in Endingen geboren und 1870 in die Vereinigten Staaten ausgewandert, und im Grunde genommen alle seine Vorfahren aus diesem Dorf bis zurück in die Zeit vor 1600, hielt ich es für ein interessantes Projekt, alle Auswanderer aus Endingen nach Amerika aufzuspüren. Ich meinte, es könnten so etwa 200 Personen sein – was nicht gerade eine leichte Aufgabe werden würde. Aber ich stellte fest, dass bestimmte Familiennamen hier in bestimmten Orten vorherrschend waren; und viele Namen waren eindeutig schwäbisch. Bis jetzt habe ich ungefähr 100 gebürtige Endinger in den Vereinigten Staaten ausfindig gemacht, die meisten dokumentiert, ihre Berufe erforscht und ihre Heiraten sowie ihre Lebensumstände hier in Amerika festgestellt. Vieles von diesem Material wurde den heutigen Endingern schon für ihr kleines Museum und die Archive übergeben, die damit etwas über ihre amerikanischen Vetter erfahren sollten.

Während ich in Greenfield nach einer bestimmten Familie Sautter aus Endingen suchte, bemerkte ich dort einen anderen Sautter, der sich ebenfalls für Genealogie interessierte. Er stellte sich als Richard N. Sautter heraus, ein weitläufiger Vetter, den ich aber bis dahin nicht gekannt hatte. Was aber noch wichtiger war: ich erkannte, dass die Namen in der Volkszählung von Franklin County und in den Friedhofsregistern exakt mit den Namen in den Familienregistern aus Endingen und den umliegenden Dörfern übereinstimmten. Der Name Sautter in den Registern, Sautter bei der US-Volkszählung und auf den Grabsteinen. Sauter mit einem „T“ in den Registern – Sauter bei der Volkszählung. Haigis – Haigis, Luippold – Luippold, Eppler – Eppler, Schick – Schick. Und so ging es weiter. Richard bestätigte mir: es gab viele, möglicherweise hunderte mit diesen Namen, die auf dem Green-River-Friedhof in Greenfield lagen, dem Aeron-Clark-Friedhof in Montague; und dem Arms-Memorial-Friedhof in Shelburne Falls. Er meinte, es würde ihn nicht wundern, wenn die meisten davon auch aus derselben Gegend in Deutschland kämen wie unsere Sautter-Ahnen. Einige Nachkommen dieser Deutschen hatten bereits ihre Abstammung zusammengestellt. Andere mochten wohl eine Verbindung zwischen diesen beiden Regionen festgestellt haben, aber noch nie hatte jemand den Versuch unternommen, die deutschen Kirchenbücher mit den Standesamt-Registern von Franklin County, den Grabsteinen auf den Friedhöfen, den Volkszählungen und den Todesanzeigen miteinander zu vergleichen!

Ungefähr 600.000 Auswanderungen aus Württemberg nach Nordamerika vor dem 1. Weltkrieg sind dokumentiert. Allgemein scheint es in den Neuengland-Staaten nicht die große Konzentration von Deutschen gegeben zu haben wie in den größeren Städten Cincinnati, Buffalo, New York, Philadelphia und den ländlichen Gebieten des mittleren Westens. Dass aber so viele Auswanderungen aus einem kleinen deutschen Gebiet nach Franklin County, bevorzugt nach Greenfield, Montague, Shelburne und Buckland stattfanden, ist tatsächlich ein historisches Phänomen. Vetter Richard erklärte sich bereit, mit mir zusammen zu arbei-

ten an dem, was wir nun unser Projekt „Deutsche nach Franklin County“ nannten.

Einige unserer Funde

Inzwischen wurden 408 Deutsche von uns erfasst, die ihren festen Wohnsitz in Franklin County genommen hatten oder die dort durchkamen, ursprünglich zumeist in Greenfield und Deerfield, und dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Montague und Turners Falls. Es war die vielleicht aufregendste Entdeckung, dass so viele dieser Menschen aus Weilheim/Waldstetten gekommen waren: bis jetzt haben wir 265 gefunden, die dort geboren wurden und/oder dort geheiratet hatten. Und mehr als 40 Personen aus Eendingen, dem Dorf mit dem zweitgrößten Aufkommen, siedelten zudem ebenfalls in Franklin County. Menschen beiderlei Geschlechts kamen herüber, ledige und verheiratete. Manchmal kamen erst die Männer und ließen dann ihre Frauen und Kinder nachkommen; andere brachten ihre Familien gleich mit. Tatsächlich haben wir nicht weniger als 38 Einwanderer-Ehepaare aus unserem Zielgebiet entdeckt, eine erstaunliche Zahl. Einige ließen ihre Eltern nachkommen, nachdem sie sich selbst eine Existenz aufgebaut hatten. Mindestens in einem Fall kam ein Mann herüber, arbeitete eine Weile und ging dann nach Deutschland zurück, um sich eine Frau zu suchen. Ein anderer Fall ist der einer Frau, die nach Franklin County kam, dort heiratete, mehrere Kinder hatte, und nach dem Tod ihres Mannes mit ihren Kindern in ihr Dorf zurückging, um dort nochmals zu heiraten.

Da sowohl Männer als auch Frauen auswanderten, war es wohl nahe liegend, dass sie irgendwann heiraten würden. Und das taten sie denn auch in großer Zahl, üblicherweise mit Personen aus ihrem eigenen oder aus einem anderen Dorf aus dem Zielgebiet. Bis jetzt haben wir in Franklin County, und zwar hauptsächlich in Greenfield, nicht weniger als 75 Eheschließungen erfasst, wo beide Partner aus demselben oder einem nahe gelegenen anderen Dorf stammten. Wiederum eine überraschende Zahl. Ich bin sicher, dass die Hochzeit manchmal die Einlösung eines mehrere Jahre zuvor gegebenen Heiratsversprechens war: der Mann wurde zuerst sesshaft und ließ dann seine Braut nachkommen.

Weiter habe ich in Franklin County etwa 36 Eheschließungen von Einwanderern gefunden mit Personen, die in erster Linie wegen ihres Namens aus dem Zielgebiet zu stammen scheinen, wenn ich ihre Geburten bisher auch noch nicht nachweisen konnte. Und dann gibt es einige Beispiele von ledigen Frauen, die ihre unehelichen Kinder mit nach Franklin County brachten, um dort zu heiraten und ein neues Leben zu beginnen. Ganz erstaunlich ist, dass diese Frauen offensichtlich alle einen Ehemann fanden; wir haben nur sehr wenige Todesfälle unverheirateter Frauen aus unserem Zielgebiet gesehen, es sei denn, sie wären in jungen Jahren an irgend einer Krankheit gestorben. Dagegen blieben jedoch recht viele Männer ledig; gab es vielleicht nicht genügend Bräute? Und schließlich haben wir noch eine Anzahl männlicher wie weiblicher Auswanderer gefunden, die wiederum in Franklin County geborene Töchter oder Söhne von Auswanderern aus dem Zielgebiet heirateten. Diese gegenseitigen Heiraten in Amerika von Leuten, die aus derselben Gegend in Deutschland stammten, sind für mich einer der faszinierendsten Aspekte unserer Studie. Aber dann denke ich mir: sie sprachen ja denselben Dialekt; ihre Lebensgewohnheiten und Vorlieben waren ähnlich, ihre religiöse Erziehung und die strikte lutherische Unterweisung waren gleich. Vielleicht gab es schon Beziehungen untereinander durch gemeinsame Freunde und familiäre Bande. Und wer jemanden heiraten wollte, der in den Staaten als Kind von Eltern aus Weilheim oder einem der anderen Dörfer geboren war, hatte sofort ein unmittelbar heimisches Gefühl.

Ich bin auch sicher, dass viele in der ersten Generation noch zweisprachig waren. Hier in Amerika angekommen, fanden viele Männer Arbeit in der Besteckfabrik von John Russell. Als ich mit dem Projekt anfang, sagte mir jemand: „Die wurden von Russell für Amerika angeworben.“ Vielleicht wurden sie das, meine eigene Meinung ist, dass sie irgend jemandem aus ihrem Dorf hinterher kamen, einem Freund oder Verwandten. Sie hörten, dass es dort Arbeit gab. Wohnen konnte man da auch. In vielen Häusern ihrer deutschen Dörfer lebten ja auch zwei Familien zusammen.

Die Schwaben hatten einen guten Ruf als fleißige Arbeiter, sie galten als erfinderisch und sparsam. Ge-

messen an der Situation in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie gut ausgebildet. Ich vermute, dass beide Geschlechter bis zum 14. Lebensjahr die Schule besuchten und dann nach der Konfirmation in ihrer Dorfkirche in das richtige Leben „entlassen“ wurden. Die Mädchen blieben zuhause, um für den Haushalt und ihre jüngeren Geschwister zu sorgen, für die Eltern im Alter, für Großeltern und unverheiratete Tanten. Die Männer gingen in die Landwirtschaft oder verdingten sich als Handwerker. Aber Deutschland war überbevölkert, und die Zukunft in ihrem Vaterland war alles andere als rosig. Und Amerika winkte! Die Familien sahen ihre jungen Männer und Frauen mit Bedauern ziehen, aber man erkannte auch, dass es jenseits des Atlantiks eine leuchtende Zukunft gab. Von den über 400 erfassten Personen aus dem Zielgebiet werden rund 136 Männer bei der Volkszählung, in Trauregistern und Todesanzeigen als Arbeiter in der Stahlwarenindustrie benannt. Es gab deren gewiss mehr; aber das ist einfach die Zahl, die wir bisher ermitteln konnten.

Der zweithäufigste Beruf war der eines Landarbeiters. Letztendlich lebte ja die Mehrzahl der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Aber die Berufe der Deutschen waren bezeichnend für das Leben in Amerika: vielschichtig. Da gab es zum Beispiel ein Paar, das ein Friseurgeschäft eröffnete, einige wurden Besitzer eines Lebensmittelladens, wieder andere führten eine Gastwirtschaft, und sehr viele arbeiteten in Zellstoff-, Papier- und Sägemühlen. Bestimmt aber hatten alle diese späteren Friseure, Ladenbesitzer und Fabrikarbeiter in Amerika erst einmal in der Haushaltswarenindustrie begonnen.

Im Großen und Ganzen behielten die Menschen die deutsche Schreibweise ihrer Familiennamen bei. Lediglich Pfersich wurde aus nahe liegenden Gründen Pfersick. Aus Hölle wurde Haley oder etwas Ähnliches. Jetter wurde bald zu Yetter – beides wird gleich ausgesprochen. Natürlich wurde in einigen Fällen Koch zu Cook, und aus Kunz wurde Koonz. Single wurde Singley. Ein oder zwei Leuckhardts änderten ihren Namen in Leucott. Und die meisten Merz wurden zu March. Aber es gab nicht weniger als 39 Sauter – mit einem T, so wie sie ausgewandert waren; vier hatten den Vornamen Anna, drei Jacob, und drei Johann Georg. Die weit aus meisten der nach Amerika ausgewanderten Männer wurden eingebürgert, die Frauen wurden durch ihre Ehemänner amerikanische Staatsbürgerinnen.

In unserer Untersuchung beschäftigen wir uns auch mit den Schiffen, auf denen die Einwanderer kamen. Hierbei sind wir jedoch erst in den Anfängen. Trotzdem ist es nicht selten, dass wir verschiedene Männer und Frauen auf jeweils demselben Schiff identifizieren konnten. Rosina Sauter geb. Goinger, 59 Jahre alt, und ihre Tochter Anna Maria, 18, waren Passagiere auf der „WM Nelson“, die am 7. Oktober 1861 in New York ankam. Rosinas Mann, Johann Caspar Sauter, war ihr mit sechs der gemeinsamen Kinder vorausgegangen. Auf der Passagierliste unmittelbar vor Rosina Sauter steht Magd. Herter, 26, und Marie, 3. Sie konnte als die Magdalena identifiziert werden, die in Greenfield Jacob Schempp, im Mai 1862 in Weilheim geboren, heiraten sollte. Wir haben Magdalenas Geburt in unserem Zielgebiet bisher noch nicht finden können, aber nach ihrem Familiennamen zu schließen stammt sie sicherlich aus einem Dorf in unmittelbarer Nähe davon. In der Liste nach Rosina Sauter, auch auf diesem Schiff, kommt Anna Jetter, 20, ebenfalls eine gebürtige Weilheimerin. Sie sollte 1863 einen anderen Weilheimer heiraten, Ludwig Schick. Schließlich steht noch Anna Stengel, 15, auf der Passagierliste. Sie konnten wir leider noch nicht identifizieren. Aber: Stengel ist ein schwäbischer Name, der in Weilheim und Waldstetten vorkommt. Und da einige der Passagiere ja auf dem Weg nach Franklin County waren: warum sollte sie dies nicht auch vorgehabt haben? Der Platz verbietet uns, dieses Thema auszuweiten. Trotzdem soll noch die „WM Frothingham“ erwähnt werden, die am 22 Juni 1865 in New York festmachte. 21 Personen stehen auf der Passagierliste mit Namen, die sowohl im Zielgebiet als auch in Franklin County verstärkt vorkommen.

Catharina Sauter, 48, ist aufgeführt mit sechs ihrer Kinder im Alter zwischen drei und neunzehn. Sie war auf dem Weg zu ihrem Ehemann, Johann Sauter in Deerfield, den sie in Weilheim geheiratet hatte. Barbara Thieringer war mit auf dem Schiff mit vieren ihrer Kinder zwischen sieben und sechzehn Jahren; sie wollte zu ihrem Ehemann Gottlieb in Buckland. Beide Männer arbeiteten in einer Besteckfabrik. Mit an Bord der „WM Frothingham“ befanden sich Männer, Frauen und Kinder, die Eppler, Single, Schempp, Fritz, Schweitzer,

Schick und Zimmermann hießen. Alle diese Familiennamen sind Teil unserer Studie; bislang haben wir aber erst drei davon in Franklin County identifiziert.

Greenfield, Sprungbrett nach Amerika

Im Zuge meiner Forschungen über Eendingen entdeckte ich verschiedene Familien, die in Greenfield geheiratet hatten, manchmal dort eine Familie gründeten, und dann von Massachusetts aus in andere Gegenden der Vereinigten Staaten aufbrachen.

Johannes Hess wurde am 12. November 1843 in Tietingen geboren, einem Dorf, dem ebenfalls unser Interesse gilt. Er wurde Besteckmacher in Greenfield, wo er am 11. Dezember 1869 Christina Messner heiratete, ebenfalls eine gebürtige Württembergerin. Der Name Messner kommt, wenn auch nicht sehr häufig, im Zielgebiet vor; Christinas Geburt konnten wir aber noch nicht finden. Das Paar lebte in Deerfield, möglicherweise in dem Gebiet, das jetzt zu Greenfield gehört, und hatte drei Kinder. Zwei der Kinder starben und wurden auf dem Green-River-Friedhof beigesetzt. Zwischen 1873 und 1875 zogen John und Christina mit ihrer verbliebenen Tochter nach Lee County, Illinois, wo sie in der Nähe von Johns Mutter und einigen Mitgliedern einer Familie Hochstrasser lebten, die alle aus zwei Dörfern unseres Zielgebietes eingewandert waren.

Catharina Pfefferle, geboren in Eendingen am 26. Oktober 1849, heiratete am 19. November 1869 in Greenfield Haver (später bekannt als Frank) Mader; er war gebürtiger Badener und zur Zeit seiner Heirat Besteckmacher. Sie bekamen im September 1870 einen Sohn, möglicherweise in Buckland, zogen dann weiter nach Pennsylvania, Columbiana County, Ohio, und später nach Hancock County, West Virginia. Der Grund für ihre Wanderung war offenbar die Arbeit; die Nähe zur Familie in Form eines Halbbruders Christian Gottlob Pfefferle (der sich in Greenfield angesiedelt hatte und sich später George nannte) schien da wohl nicht so wichtig.

Christina Pfefferle, geboren in Eendingen am 9. Juni 1854, heiratete am 11. August 1880 in Turners Falls Johannes Schick, am 17. November 1857 in Weilheim geboren. Christina war verwandt mit der vorstehenden Catharina Pfefferle-Mader und ebenso mit ein paar weiteren Pfefferle-Familien, die in Franklin County lebten. John und Christina Schick trafen in Bridgeport, Connecticut, auf eine große Zahl Deutscher aus unserem Zielgebiet, und gründeten dort eine Familie. Es scheint, als sei die Haushaltswarenindustrie auch dort ein bedeutenderer Arbeitgeber gewesen. Wir wissen nicht, wie viele Deutsche aus unseren Dörfern sich in der Gegend von Bridgeport niedergelassen haben; das ist auch nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Aber wir haben eine erkleckliche Zahl von Familien ausfindig gemacht, einschließlich einer Familie Sautter.

(Fortsetzung folgt)

Die Autoren dieser Ausgabe:

Franz Leitermann
Krämerstraße 32
72458 Albstadt

David J. Sautter
Philadelphia
USA

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Leutenheldstr. 22,
76327 Pfinztal-Söllingen
Telefon (0 72 40) 9 43 07 00
Fax: (0 72 40) 9 43 07 66
Mobil: (01 72) 3 92 99 31
E-Mail: ruth@huebner-web.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

31. Mai 2005

Nr. 5

Hochwasser im Oberamt Balingen

Die schreckliche Katastrophe vom 4. Juni 1895 – Von Hans Geißler

Dienstag, 4. Juni 1895: wolkenbruchartiger Regen und Hagelschauer. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag (5./6. Juni) schwere Gewitter mit Wolkenbrüchen. Der Berichtler Walter Degenfeld beschreibt die Geschehnisse ausführlich in einem zeitgenössischen Extra-Bericht (erschieden bei Enßlin und Laiblin, Reutlingen).

Hier eine Zusammenfassung: Der erste Ort ist Pfeffingen. Dort schollen die Bäche und kleineren Rinnsale mit solch unglaublicher Schnelligkeit an, dass die meisten der Einwohner von dem Hochwasser im Bett überrascht wurden. Die Ortsstraße wurde vollständig zerstört. Ein kleineres Wohnhaus, dessen Bewohner noch gerettet werden konnten, wurde ganz fortgerissen, die am unteren Ende des Dorfes gelegene Mühle stark beschädigt. Der Blitz schlug in das Haus des J. Konzelmann, wodurch der Besitzer vollständig gelähmt und ein Knabe an der Hand verletzt wurde. Im Schweinestall wurden zwei Schweine vom Blitz erschlagen. Der Verkehr mit dem weiter unten an der Eyach gelegenen Margrethausen war vollständig unterbrochen, da das Wasser alle Brücken fortschwemmte und die Straßen verwüstete. An der dortigen Mühle wurde der untere Stock zertrümmert und die Mühle drohte einzustürzen.

Von Pfeffingen bis Balingen bot das ganze Eyachtal einen schauerlichen Anblick. Zahllose große Felsblöcke, die das Wasser mit sich wälzte, hohe Schlamm-schichten, umherliegende Tierleichen, hohe Schlamm-schichten, umherliegende Tierleichen, wenige Mauerreste von einstigen Wohnhäusern, die samt ihren Bewohnern in dem tosenden Elemente verschwunden sind, gesprießte Häuser, vom Einsturz bedrohende Scheunen bildeten ein fürchterliches Chaos.

Ein grausiges Bild der Zerstörung bot Margrethausen. Einige Wohnhäuser wurden ganz weggeschwemmt, viele halb zerstört. Das ganze Tal war überschwemmt, Steine, Trümmer und Balken lagen hoch aufgeschichtet. Gleich am Dorfeingang der Trümmerhaufen eines Hauses, das größtenteils fortgeschwemmt worden ist. Alle Bewohner des Hauses, die Familie Schairer, Vater, Mutter und drei Kinder, darunter zwei erwachsene Töchter, ertranken. Die Leichen fand man in Lautlingen und Laufen. So rasch kam hier das Wasser und so reißend schnell stieg es, dass jeder Rettungsversuch unmöglich war. So wollte z. B. der Müller Deufel mit einigen seiner Angehörigen die Pferde von dem eben angekommenen Fuhrwerk im Stall unterbringen. Ehe die Leute sich dessen versahen, war ihnen der Weg zum Wohnhaus abgeschnitten, sie mussten sich in die Krippe flüchten und längere Zeit bis unter die Arme im Wasser stehen. Den Knecht riss das Wasser fort. Die Mühle selbst wurde so beschädigt, dass sie von Grund auf neu aufgebaut werden muss. Fünf Häuser stürzten vollständig ein, mehreren anderen dort drohte der Einsturz. Wie in Frommern hat die



Ein Bild der Verwüstung: Die Ortsmitte von Laufen nach der großen Flut 1895.

Eyach auch in Margrethausen ihren Lauf vollständig verändert und sich ein neues Bett gewählt.

In Lautlingen hatte die Eyach ebenfalls entsetzlich gehaust. Eine Scheuer und ein Wohnhaus wurden vollständig fortgeschwemmt; die Bewohner konnten nur mit größter Mühe gerettet werden. Viele andere Häuser, besonders die Mühle, wurden arg beschädigt. Am schrecklichsten hausten die Fluten in Laufen, am grässlichsten bei der Kirche. Sämtliche Brücken wurden fortgerissen. Eine Wohnung am rechten Bachufer wurde mit elf Bewohnern und mehreren Stück Vieh in einem Augenblick weggeschwemmt.

Am Donnerstagabend gegen 9 Uhr wollten zwei Italiener hier übernachten, fanden aber das Haus bereits vom Wasser umgeben. Inzwischen war eine Hausbewohnerin aufgewacht, rief die Italiener herein und wollte ihnen Licht machen. Im Augenblick, als das Zündhölzchen aufflammte, ein Krach, Schreie, Dunkelheit und Menschen und Tiere wurden vom Wasser verschlungen. Kein Stein stand mehr, wo er früher war. Zwanzig Schritte entfernt standen zwei Kühe noch lebend an der Krippe angekettet. Sie war an einem Baum hängen geblieben. Dicht daneben ein Trümmerhaufen, früher stand dort ein Haus, in dem seit Pfingsten ein jung verheiratetes Paar wohnte. Um ein Haar büßte die junge Frau ihr Leben ein, als sie nochmals ins Haus zurückkehrte, um aus dem Kasten ihre Hochzeitsgeschenke zu retten. Die Fluten rissen ihr die Kleider samt dem geretteten Gelde vom Leibe. Vom Armenhaus daneben war nur noch das Dach übrig, die schauerlich um Hilfe schreienden Bewohner riss das Wasser fort. Nur einer konnte sich durch einen Sprung aus dem Fenster ins brusttiefe Wasser retten und sich aufs Tro-

ckene durchkämpfen. Vier Bewohner des Armenhauses ertranken.

Viele Häuser standen unter Wasser, andere waren vollständig eingestürzt, wieder andere so schwer beschädigt, dass sie jeden Augenblick einzustürzen drohten. In einem Haus, dessen Vorderwand die Fluten mit sich gerissen hatten, standen zwei Frauen die ganze Nacht in beständiger Todesangst vor den reißenden Fluten, bis sie endlich am Morgen gerettet werden konnten. Das Langsche Sägewerk wurde fast vollständig zerstört, die großen Holzvorräte weggeschwemmt, Einfassungsmauer des Kanals und das ganze Wehr fortgerissen. Die Mahlmühle wurde ebenfalls schwer beschädigt, die Mahlvorräte größtenteils fortgeschwemmt. In einer Nacht verlor der Sägemüller Hab und Gut, der Schaden wird auf 40 bis 50 000 Mark (heute etwa 2,5 Millionen Euro) geschätzt. Sämtliche Brücken waren eingestürzt, der Verkehr vollständig gehemmt.

An der Brücke zwischen Laufen und Dürrwangen staute sich das Wasser. Hunderte von Wagen Holz und Balken lagen in grausigem Wirrwarr durcheinander. Die Staatsstraße war gründlich beschädigt. In vielen Häusern stand der untere Stock völlig unter Wasser und noch etliche Tage nachher konnte man das ertrunkene Vieh dort liegen sehen, weil die vom Wasser überraschten Bewohner nicht mehr Zeit hatten, dieses loszumachen. Der Schaden an Wasserwerken, Brücken und Stegen wird auf 250 000 Mark (das wären heute 12,5 Millionen Euro) zu berechnen sein.

In Dürrwangen waren Menschenleben glücklicherweise nicht zu beklagen, aber von Laufen her wurden die Leichen der dort Ertrunkenen angeschwemmt, ein Wohn- und Ökonomiegebäude wurde vollständig vom

Erboden weggerissen, vier Wohnhäuser zerstört, viele fürchterlich beschädigt, zwei Brücken und zwei Stege weggerissen, zehn Stück Vieh ertranken.

Von Dürrwangen steigt die Straße und führt hoch über den Bach nach Frommern. Auch hier türmte sich, was das Wasser mitgerissen hatte. Wenigstens zwölf Meter über seinem gewohnten Bette und über die Staatsstraße suchte sich das Wasser seinen Weg; unseligerweise mitten durch das Dorf. Dabei riss es ein ihm im Wege stehendes Haus mit sieben Bewohnern mit sich. Nur einer konnte sich retten, als er, ans Ufer geschleudert, sich an einer Hecke festhalten konnte. Händeringend stand am Rande des tobenden Baches ein Mädchen, das Eltern und Geschwister verloren hatte; es wollte wenigstens die Leichen seiner Angehörigen finden.

Zwölf Bewohner weggerissen

Die Schlösslesmühle bei Frommern wurde mit 12 Bewohnern fortgerissen; die Toten hingen zwischen Baumstäben, soweit sie nicht von Sand und Geröll überschwemmt waren. Gänzlich zerstört war die Straße nach Ebingen. Kein Fuhrwerk vermochte sie mehr zu passieren. Balingen hatte schon am Dienstag, 4. Juni Wassernot. Nachmittags 4 Uhr kamen schwere Gewitter, Schlossen fielen in Hasel- bis Walnussgröße und bedeckten viele Stunden den Boden.

Anderthalb Stunden später kam das Hochwasser und entwurzelte mit beispielloser Gewalt Bäume, überschwemmte Felder, zerstörte Brücken und fügte namentlich den Mühlen und Gerbern großen Schaden zu. Mehrere Stunden waren die Obere und die Stadtmühle von allem Verkehr abgeschnitten, das Mühlwehr am so genannten Großen Wuhr war vollständig weggerissen; ein Schaden von mehreren tausend Mark (heute mehrere Millionen Euro) war entstanden.

Auf dem Friedhofe wurden – wie in Laufen – Grabdenkmäler umgeworfen, Gräber aufgewühlt und Särge herausgespült. Dann, während des notdürftigen Ausbesserns der Flutschäden, kam eine Katastrophe, wie sie seit dem großen Stadtbrand keiner mehr erlebt hatte. Mehrere Gewitter wüteten am Donnerstag, 6. Juni von 6 bis 11 Uhr abends und wälzten mit ungeheurer Schnelligkeit große Wassermassen durch den Ort. Die Feuerwehr war in der Dunkelheit, trotz größten Einsatzes beinahe hilflos. Elf Personen und viele Häuser fielen dem Hochwasser zum Opfer.

Einfach weggespült

Während der Fuhrmann Metz beim Wegschaffen eines Wagens weggespült wurde und an einem Schopf sich festklammern konnte, rissen die Wogen sein Haus mit seiner Frau, fünf Kindern und zwei Pferden fort und in den Tod. Das ganze an der Eyach gelegene Gebiet war vernichtet. Und immer noch strömte der Regen. Auch das von Lochen, Schafs- und Plettenberg kommende Gebirgswasser war stark angeschwollen. Zwei Brücken waren vollständig ruiniert und weggeschwemmt, zwei halb zerstört. Am meisten gefährdet war die Gerbergasse mit ihren baufälligen Häusern. Viele Gebäude waren unbewohnbar geworden, gegen 50 Familien mussten ausquartiert werden. Und wie hier der Schaden unermesslich groß, der Jammer grenzenlos war, so war es auch drüben in Schmiechatal. Elend und Jammer in Tailfingen, Truchtelfingen und Ebingen. Hier wurden die Häuser am Wasser und die ganze Untere Vorstadt heimgesucht.

Vom Schwarzen Bären (Post) bis zum Schiff war ein einziger See, teilweise brusttief. Die Brücke bei der Fa-

brik der Gebrüder Haux war teilweise weg. Die Häute der Gerber waren in den Fluten versunken. Oberamtmann Filser hatte laufend telegrafisch das Staatsministerium in Stuttgart informiert. Erstmals am 6. Juni, morgens 2 Uhr 45: „Am 5. Juni von nachts 11 Uhr an große Überschwemmung der Stadt Balingen und eines Teils des Bezirks. In Balingen am 5. Juni nachts mehrere Häuser, Brücken, Kanäle, Wasserwerke zerstört bzw., stark beschädigt. Soweit bekannt, 10 Personen tot und teilweise fortgeschwemmt, bedeutender Schaden, insbesondere auch an Straßen, große Strecken Wiesen und Felder überschwemmt und abgeschwemmt. Die Gefahr ist derzeit beseitigt, da das Wasser abgesunken ist und stets abnimmt. Trotzdem bitte ich um sofortige Abordnung von Technikern, da sachverständiger Rat nötig ist.“

Nach zwei Stunden das zweite Telegramm: „Ergänzend berichte ich, dass nach eben eingelaufenem Bericht in Frommern die Überschwemmung mehrere Häuser mit Bewohnern fortgerissen hat. Tote etwa sieben bekannt. Sämtliche Brücken zerstört. Soeben Feuerwehr von Balingen, soweit entbehrlich, dorthin abgesandt. Straßen vernichtet, Wiesen und Felder überschwemmt.“

Trauriger Anblick

Nächstes Telegramm: „Die Gemeinde Frommern, in der ich mich befinde, bietet einen traurigen Anblick. 7 Häuser ganz oder teilweise zerstört, 7 Personen tot, 9 Personen vermisst, die Brücken zerstört, vielleicht werden Pioniere zum Schlagen von Notbrücken berufen. Verkehr nach den weiter oben gelegenen überschwemmten Gemeinden Dürrwangen und Laufen abgeschnitten. Staatliche Hilfe nötig.“

Neues Telegramm um ¾ 8 Uhr aus Balingen: „Soeben läuft Nachricht ein aus der Gemeinde Laufen; dort sind mehrere Häuser eingestürzt, mehrere Personen fortgerissen, großer Schaden auf den Feldern ... Weiter laufen Berichte aus Tailfingen und Truchtelfingen ... ein, wonach das Wasser bedeutende Verheerungen angerichtet hat. Die Gemeinden bitten um Rat und Hilfe. Bitte also weitere Techniker abzuordnen.“

Um 8 Uhr wieder ein Telegramm: „Soeben bittet die Gemeinde Dürrwangen um Hilfe. Ebingen berichtet von großen Hochwassern, ebenso berichtet die Heuberggemeinde Meßstetten von Hochwasser ...“

Stuttgart reagierte sofort. Staatsminister von Pischek gab dem Vorstand der Ministerialabteilung für den Straßen- und Wasserbau, Präsident von Leibbrand, den Auftrag, sich mit einigen weiteren Beamten nach Balingen zu begeben, um den betreffenden Gemeinden mit der erforderlichen technischen Beratung an die Hand zu gehen und ermächtigt denselben, wenn es erforderlich sein sollte, Pioniere aus Ulm beizuziehen ... zugleich wurde alle weitere staatliche Hilfe in Aussicht gestellt, sobald sich die Verhältnisse übersehen ließen. Präsident von Leibbrand reiste mit seinen Technikern sofort mit dem nächsten Zug ab. Aus Balingen telegraphierte er: „Verheerungen außerordentlich groß! Hochwasser 3 bis 6 Meter über Mittelwasser ... Fünf staatliche Techniker sind zur Stelle, 84 Pioniere sind erbeten, die ich morgen früh erwarte. Wir stehen jetzt wieder in einem Wolkenbruch.“

Auch die Pioniere kamen und bauten Notbrücken. In Laufen war sogar eine zweite nötig, weil die erste bereits wieder von den Wassermassen weggerissen worden ist. Innenminister von Pischek erstattete auch sofort Se. Majestät dem König Wilhelm Bericht. Oberamtmann Filser bekam vom König sofort ein Telegramm: „Tieferschüttet durch die Schreckenskunde aus Balin-

gen ersuche ich Sie, den so furchtbar heimgesuchten Gemeinden meine innigste Teilnahme kundzugeben mit der Versicherung, dass, was menschliche Hilfe vermag, von staatlicher Seite wie von mir persönlich, gerne und schleunigst geschehen soll. Gott bewahre den Bezirk vor weiterem Unglück und stehe den schwer Betroffenen bei! Ich sehe weiterem Bericht auch über besondere Notlage entgegen.“

König Wilhem kommt

Tags darauf, am Samstag, 7. Juni morgens um 6 Uhr reiste der König mit einer Delegation in einem Extrazug selbst an, überzeugte sich vom Stand der Rettungsarbeiten und half die erste Not lindern. Gleichzeitig wies er das Hofkammerpräsidium an, dem frisch gebildeten Hilfskomitee in Balingen eine angemessene Summe zur alsbaldigen Linderung der Not zur Verfügung zu stellen. Auch die Mutter des Königs, Prinzessin Catharine (Friederike Charlotte) überwies dem Oberamtmann sofort telegrafisch 1000 Mark (das wären heute etwa 50 000 Euro) für die Verunglückten an. Von Balingen besuchte der König Frommern und wieder über Balingen auch Laufen, Ebingen und Margrethausen.

Klar und deutlich hat es sich in diesen Tagen wieder gezeigt, wie innig verbunden in Württemberg das Volk und das Herrscherhaus sind und dass nicht nur das Volk „in Fährden und Nöten“ treu zu seinem Fürsten, sondern auch der Fürst treu zu seinem Volke steht, wenn Tage der Not und der Trübsal über dasselbe hereingebrochen sind. Zwei Episoden vom Königsbesuch: Als in Balingen dem König vom Oberamtmann Filser ein Kind zugeführt wurde, das allein übrig geblieben war von seiner ganzen Familie, traten dem König die Tränen in die Augen, er nahm das Kind auf den Arm und versprach sofort, dass für dasselbe gesorgt werden soll. Eine leutselige Begegnung erfreute den König in Margrethausen: Unter den zum König drängenden Margrethausenern befand sich auch der alte Schairer, dessen Haus von den Fluten zerstört worden war. Er drückte sich an den König heran und fragte treuherzig: „Du bist doch der König von Stuttgart?“ Darüber freute sich der Landesvater und wies ihm durch seinen Adjutanten Röder zwei Goldstücke an, die Schairer nach einigem Sträuben in die Tasche steckte.

Was hatte aber der König an Not und Elend sehen müssen: Der Oberamtsbezirk Balingen ist den grässlichsten Verwüstungen ausgesetzt gewesen. Auf weite Strecken haben die Hochwasser der Eyach und Schmiecha Verwüstungen angerichtet. Sieben Gemeinden des Bezirks sind aufs Härteste betroffen. Viele Bewohner sind ihrer Wohnungen, ihres Viehbestandes, ihrer ganzen Habe beraubt worden, die Feld- und Futtererträge sind vernichtet, die Hoffnung auf eine Ernte, welche die Schäden des Futternotjahres 1893 ausgleichen sollte, zerstört. 200 Wohnungen und Gebäude sind teils fortgeschwemmt und zerstört oder beschädigt. (Auch vom Bodensee bis Mergentheim und bis zur Tauber haben die schweren Gewitter gehaust.) 41 Menschen, 7 Pferde, 18 Kühe, 16 Rinder, 4 Stiere, 28 Kälber, 12 Schafe, 38 Ziegen und 87 Schweine fanden den Tod.

Literatur:

- Walter Degenfeld, Die furchtbare Überschwemmung des Eyachtales in Württemberg (Ensslin und Laiblin, Reutlingen)
- Gottlob Fr. Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen
- Bildkopien von einem zeitgenössischen Lichtdruck von Martin Rommel & Co., Stuttgart

Der Luftangriff auf Ebingen

Die Umstände des verheerenden Angriffs vom 11. April 1944 – Von Franz Leitermann, Teil 2

Dieser Befehl erfolgte nach dem Bericht um 9.45 Uhr. Die 2. Air Division verließ England über das Küstenstädtchen Southwold, die 1. Air Division über Felixstowe und die 3. Air Division über Cromer. Der Sammelpunkt aller drei Divisionen war die holländische Insel Schouwen, südlich von Rotterdam.

Hier übernahm dann die 1. Air Division (401 B17-Bomber) die Führung, die 3. Air Division (340 B17-Bomber) folgte und die 2. Air Division (435 B24-Bomber) bildete den Schluss. Hier fanden sich dann die ers-

ten Begleitjäger (little friends) ein, um die Bomberarmada zu begleiten und zu beschützen. An den vereinbarten Rendezvouspunkten, die genau die Flugrouten nach München markierten, warteten dann die nächsten Begleitjäger. Diese Punkte waren Mézières in Nordfrankreich, die Städte Luxemburg, Mannheim und Donaauwörth, der Starnberger See und dann München. Da an diesem Tag schlechtes Wetter (mit geschlossener Wolkendecke) herrschte, sammelte sich die Bomberflotte über dem Ammersee (48040 Codenamen), süd-

westlich von München. Weil die Sicht sehr schlecht war, wurden so genannte Pfadfinder als Führungsmaschinen eingesetzt. Diese hatten ein Radargerät an Bord (H2S-Bodenradar), mit dem sie durch die Wolkendecke das Ziel erfassen konnten. Kurz nach 12 Uhr erfolgte dann der erste Angriff auf München mit dem Ziel Innenstadt-Verschleppbahnhof. Von den 1176 Bombern erreichten 1047 den Raum München. 129 Bomber kehrten wegen technischem Defekt um (Verlust des Funkkontakts oder Kollisionen), sie stürzten

vorzeitig ab oder machten eine Bruchlandung. 29 Bomber der 93. Bomber Group verflohen sich und griffen stattdessen Augsburg an. Ebenfalls verflohen hatte sich eine einzelne Squadron mit sieben Maschinen (in manchen Quellen steht acht Maschinen, dies konnte ich nicht genau feststellen) der 448. Bomber Group, die 715th Bomber Squadron. Sie bombardierte auf dem Heimflug über Süddeutschland, Richtung Strasbourg, die Stadt Ebingen auf der Schwäbischen Alb.

Die Abfangjäger der 7. Jagddivision in Schleißheim konnten an diesem und auch an den nächsten beiden Angriffstagen auf München nicht starten. Die Flak rings um München feuerte an diesem 11. Juli 44 ganze 20 322 Schuss Flakgranaten auf die in 7000 m Höhe anfliegenden Bomber ab.

Über München wurden 2247,6 Tonnen Spreng- und Brandbomben abgeworfen, über Augsburg 79,8 Tonnen und über Ebingen 16,1 Tonnen. In München starben 224 Menschen und viele wurden verletzt, in Augsburg gab es drei Tote und in Ebingen starben 63 Menschen, weitere 209 wurden verletzt. Um 13.30 Uhr wurde in München Entwarnung gegeben.

Die Bomberarmada flog dann auf einer festgelegten Route wieder nach England zurück und landete auf ihren Flugplätzen in Ostengland. Auch die 29 der 448. Bomber Group, die Augsburg und die acht, die Ebingen bombardiert hatten, kamen wohlbehalten um zirka 16.30 Uhr zurück. Hier erfuhren die Bomberpiloten, dass am nächsten Tag, dem 12. Juli 1944, beim 471. Einsatz sich wieder 1043 Bomber und 609 Jäger auf den Weg machen mussten, mit dem gleichen Ziel – München. An diesem Tag kamen zehn Bomber und fünf Jäger nicht mehr zurück und 631 Münchner verloren an diesem Tag ihr Leben.

Am 13., 16., 19., 21. und 31. Juli 1944 wurde München von weiteren fünf Bombenangriffen heimgesucht und vor allem die Innenstadt total zerstört. Die Rüstungsindustrie arbeitete nach diesen Bombenangriffen mit Hochdruck an der Herstellung von Flugmotoren weiter, nachdem Fabrikgebäude und Schienen notdürftig repariert worden waren. Das Ziel der Alliierten, die Rüstungsindustrie zu zerschlagen, war somit nicht erreicht worden. Der Bombenterror hat viel Leid für alle Seiten gebracht, aber die gesteckten Ziele oft nicht erreicht.

Nun noch einige Informationen zum Angriff auf Ebingen. In dem Buch von Jeffrey E. Brett „The 448th Bomber Group (H) ...“ steht auf Seite 124: Nach dem schlechten Wetter der letzten Tage starteten Maschinen der 448th Bomber Group zu einem Flug nach Deutschland mit dem Angriffsziel München.

Orientierung verloren

Durch starke Wolkenbildung und Probleme mit dem Funkkontakt verlor eine einzelne Bomber-Squadron die Orientierung, verflohen sich und bombardierte ein Gelegenheitsziel. „Eight (8) bombers, including ROSIE RIVETS (Name des Bombers) flown by Lt. Leroy C. banded together and bombed a target of opportunity at Seringen (Ebingen) Germany. ... Lt. C. landed safely at Manston, England.“

Übersetzt: Acht Bomber, einschließlich der „Rosie Rivets“, schlossen sich zusammen und bombardierten ein Gelegenheitsziel in Seringen – gemeint ist Ebingen. Leutnant Leroy C. landete sicher in Manston, England.

Was hier militärisch knapp geschildert wird, bedeutete für Ebingen eine menschliche und auch wirtschaftliche Katastrophe. 63 Menschen wurden getötet und 209 verletzt, viele von ihnen verschüttet und traumatisiert. Über 35 Häuser waren zerstört und viele schwer getroffen worden. Der Krieg, der so weit von dem kleinen Städtchen Ebingen auf der Alb entfernt schien, war nun auch hier spürbar geworden.

Dies alles geschah in nicht mal fünf Minuten und war im Gesamtzusammenhang des Krieges kaum erwähnenswert. Die Anweisungen für ein Gelegenheitsziel (target of opportunity) lauteten: Bei Bodensicht und klarem Erkennen militärischer Ziele, z. B. Bahnhöfe (marshalling yard) darf ein Notabwurf durchgeführt werden. Dies war in diesem Fall gegeben und der Befehl wurde umgesetzt.

Die Bombenbesatzungen, die nur noch ihre Bomben los werden wollten, erspähten aus 6400 m Höhe ein Loch in der Wolkendecke. Um endlich von der Bombenlast befreit heim fliegen zu können, gab Leutnant C. den Befehl zum Bombenabwurf und 322 Bomben rauschten in die Tiefe. Der Zufall zerstörte dann Häuser und tötete Menschen, die sich nichts ahnend in ihnen aufhielten.

Luftangriff am 11. Juli 1944

Uhrzeit: Fliegeralarm um 11.20 Uhr –

Entwarnung 14.20 Uhr

Angriff: 13.40 Uhr bis 13.45 Uhr

Luftalarm: Nr. 112

Ursprüngliches Ziel: Raum München

Gelegenheitsziel: Ebingen/Württemberg

Grund: Zielverfehlung (München) und Wolkenlücke über Ebingen
Flugzeuge: 8/1 Pathfinder – B 24 Liberator der 448th Bomber Group

Flughöhe: 21 000 feet (6400 m)

Flugrichtung: 300°

Bomben: 322 Sprengbomben (HE)
je 50 kg Gewicht = 16,1 Tonnen Bomben

Bombenlast: 46 Bomben = 2300 kg Bomben
je Maschine (7)

Opfer: 63 Tote und 209 Verletzte

Totalschaden: 35 Häuser

Schwere Schäden: 22 Häuser, Kapellkirche, Martinskirche, Rathaus und Fabrikationsräume
Mittlere Schäden: 31 Häuser und Fabrikationsräume

Leichte Schäden: 88/260 Häuser / Glas

Erleichtert flogen sie weiter Richtung Strasbourg und nach Hause. Ob sich die Bomberbesatzungen Gedanken über ihr Tun gemacht haben, lässt sich nicht feststellen und wird nach 60 Jahren auch nicht mehr in Erfahrung zu bringen sein. Was dies aber für eine bis dahin ahnungslose Bevölkerung bedeutete, merkt man an dem Schweigen vieler Zeitzeugen bis heute. Im Stadtarchiv Albstadt liegen viele Fotos, die dieses schreckliche Ereignis dokumentierten.

Verschiedene Berichte versuchen dieses Geschehen begreifbar zu machen. Die Tageszeitung „Der Wille“, ein Organ der NSDAP und dementsprechend gleichgeschaltet, berichtete über das Geschehen – nichts!

Erst zwei Tage später, am 13. Juli, stand ganz klein im politischen Teil der achtseitigen Zeitung „Terrorangriff auf München“. Gleichzeitig wurde begeistert über einen V2-Angriff auf London berichtet. Ein Tag später erschien im lokalen Teil eine kurze Abhandlung über das Verhalten bei einem Luftangriff. Die Todesanzeige des ersten Bombenopfers kam klein und ohne Ortsnennung am dritten Tag. So ging es wochenlang weiter. Nach und nach durfte nur jeweils ein Opfer namentlich bekannt gegeben und veröffentlicht werden. Man fragt sich heute, wie so etwas sein konnte, zumal diese vielen Toten beerdigt werden mussten und aus dem ganzen Gau Helfer nach Ebingen beordert worden waren, um beim Aufräumen zu helfen.

In geheimen Unterlagen des „Reichluftschutzbundes“ wurde vor allem das leichtsinnige Verhalten vor, während und nach dem Bombenangriff bemängelt, das zu dieser hohen Zahl von Toten und Verletzten geführt hatte. Die Verantwortlichen wurden gemäßigert und zu mehr Anstrengung und Durchsetzung der Richtlinien angehalten.

Augenzeugen, die ich befragte, gaben als Grund für das nachlässige Verhalten an, dass nach 111 Fliegeralarmen, bei denen nichts passierte, sie an keine ernste Gefahr mehr für das kleine Ebingen und für sich glaubten. So flogen auch an diesem Dienstagvormittag riesige Bomberströme über Ebingen hinweg, die schaurig schön anzuschauen waren.

Auf dem Rückflug von München gegen 13.40 Uhr passierte es dann: In der Ulrichstraße über dem Krankenhaus hörte man Fluglärm und sonstige Geräusche. Die 13-jährige Elisabeth G. und ihre achtjährige Cousine Ruth G. standen vor dem Haus und sahen sich an, was da oben am Himmel los war. Elisabeths Mutter schrie den Mädchen zu, sie sollen schnell ins Haus kommen, da stürzt ein Bomber ab, an einen Bombenangriff glaubte niemand. Die kleine Ruth befolgte die Anweisung ihrer Tante und rannte ins Haus. Plötzlich ein lauter Knall und das Haus und ein Nachbarhaus wurden getroffen. Als sich der Staub gelegt hatte und der erste Schreck vorüber war, rannte Elisabeths Mutter aus dem Haus, um nach ihrer Tochter zu sehen. Sie fand sie schwer verletzt vor der Haustür liegen. Obwohl das Krankenhaus nur wenige Meter entfernt war, erlag Elisabeth ihren schweren Verletzungen. Sie war eines der 63 Opfer dieses Bombenangriffs auf Ebingen.

Fazit: Viele Umstände und Zufälle führten letztendlich zu diesem schicksalhaften Ereignis. Noch kürzer – ein Loch in der Wolkendecke sorgte an diesem Dienstag, den 11. Juli 1944 zwischen 13.40 Uhr bis 13.45 Uhr für dieses für viele Ebinger unvergessliche Erlebnis.

Die große Bedrücktheit und das Schweigen vieler Menschen, die dieses Ereignis miterlebt hatten, habe ich als Kind gespürt. Es dauert teilweise bis heute an. Zeitzeugen beendeten manchmal mein Nachforschen mit dem Satz: „Ich will davon nichts mehr wissen!“

Im Frühjahr 1945 wurde Ebingen noch sechsmal von feindlichen Flugzeugen, vor allem von Jagdbombern angegriffen. Auch hier jährt sich die Ereignisse zum 60. Mal. Ich habe auch hier versucht, Nachforschungen zu betreiben. Es ist aber weitaus schwieriger, Auskunft von amerikanischer Seite zu bekommen, da im Frühjahr die Jagdbomber auf alles Jagd machten, was militärisch interpretiert werden konnte. So wurde am 18. April 1945 ein Munitionszug von sieben Jagdbombern angegriffen und zur Explosion gebracht. Danach standen viele Häuser um den Bahnhof herum nicht mehr. 15 Menschen wurden bei diesem Angriff getötet und acht weitere verletzt.

Ich werde mir nun Zeit geben müssen, um vielleicht doch noch gewisse Sachverhalte recherchieren zu können. Ziel sollte dann ein umfassendes Erforschen der Kriegsumstände des Zeitraums zwischen Mitte 1944 und April 1945 in Ebingen sein.

Was aber noch erwähnt werden muss: Seit einigen Jahren rückt der Bombenkrieg über Deutschland wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Ausschlaggebend war wohl, dass die Alliierten ihre Archive öffneten und somit vieles zugänglich gemacht wurde, was bis dahin streng geheim war.

Vor allem nach dem Buch von Jörg Friedrich „Der Brand“ – Deutschland im Bombenkrieg 1940/45 und der Vorlesungsreihe von Sebald ist eine neue Diskussion entbrannt. Das Leiden der Zivilbevölkerung und der Tod von mehr als 160 000 alliierten Bombersoldaten bzw. von 70 000 deutschen Piloten rechtfertigt ein Aufarbeiten auf beiden Seiten.

Diesen Willen zum Umdenken habe ich bei den Mitarbeitern von Archiven in England und Amerika gespürt. Es wurde mir Material zugeschickt und nach dem Fortgang meiner Recherchen gefragt. Ein reger Gedankenaustausch hat stattgefunden, der bis heute anhält.

QUELLEN UND LITERATUR:

Walter Stettner, Ebingen, die Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.

Erich Jetter, Alt-Ebingen II
Zeitungsberichte aus den Archiven des Zollern-Alb-Kurier

Berichte und Aufzeichnungen vom „Reichluftschutzbund“ im Zeitraum von Juli 1944 bis April 1945

Unterlagen zu dem Bombenangriff und Bilder aus dem Stadtarchiv Albstadt

Irmtraud Permoser, Der Luftkrieg über München 1942 – 1945, S. 252 – 26

und andere Bücher über den Luftkrieg.

Danken möchte ich: Herrn Dr. Lang vom Archiv in Ebingen und seinen Mitarbeitern, Herrn Schreiber vom Archiv in Augsburg, Herrn Erdmann vom Militärarchiv in Freiburg, Mrs. Christian vom Archiv der 2. Air Division/8. USAAF in Norwich, England, Mrs. Ewerton, Historikerin der 448th Bomber Group in Seething, England, Mr. Giordano vom Militärarchiv der 8. USAAF College Park in Maryland, USA, Mr. Fenton, Historiker der 44th Bomber Group in Phoenix, Arizona, USA und den anderen.

„Germans to Franklin County“

Bemerkenswerte deutsche Einwanderung im 19. Jahrhundert – Von David J. Sautter, Teil 2

Caspar Schick und Katharina Pfeffer heirateten am 4. November 1871 in Greenfield; Caspar war ein gebürtiger Weilheimer, und Katharina stammte aus Emdingen. Dem Paar wurde um 1872 ein Kind geboren, möglicherweise in Greenfield oder Deerfield, und ein oder zwei Jahre später trafen sie sich mit der Familie Pfeffer in Cincinnati, Ohio, wo sich ebenfalls eine große deutsche Ansiedlung gebildet hatte.

Andere aus dieser Schick-Familie blieben in Greenfield. Noch einer soll erwähnt werden: Johann Martin Schlagenhauf aus Waldstetten heiratete 1857 in Greenfield Anna Maria Luppold aus Emdingen. Sie zogen dann für kurze Zeit nach Utica, New York, und von da weiter nach Palmyra, New York.

Während sie in Utica waren, wurde Johann Martin, der seinen Namen übrigens später in Hauf abkürzte, Pate bei einem Sohn von Christian und Beata (geb. Kommer) Sautter; Christian und Beata sind beide weitläufige Verwandte des Autors dieses Artikels. Wir kennen auch noch verschiedene andere Familien aus dem Zielgebiet, die sich in der Gegend von Bridgeport und New Britain in Connecticut niederließen; einige davon sind sicher auch durch Greenfield oder Montague oder andere Städte in Franklin County gekommen. Wie viele das waren, kann man nicht mehr herausfinden. Und wir sind sicher, dass einige andere, die nach Buffalo, New York, zogen, ebenfalls durch Franklin County kamen.

us dem Leben einiger Einwanderer

Wird jemand ernstlich bezweifeln wollen, dass die überwiegende Mehrzahl der Deutschen, die wir erforscht haben, in ihrem neuen Land ein produktives Leben führte, und dass sie auch ihren Beitrag zur Gemeinschaft leisteten? Die Todesanzeigen sagen uns, dass die meisten einer Kirche angehörten; eine große Zahl der Männer war außerdem Mitglied beispielsweise bei den „Haraguari“, einer deutschen Bruderschaft, die sich wohltätigen Zwecken und gegenseitiger Unterstützung verschrieben hatte.

Andere Organisationen für ihre geselligen Aktivitäten waren weiterhin die Kauze („Odd Fellows“) und die Hermannsöhne („Herman Sons“). Es war eben eine Zeit, in der sich viele Männer solchen Vereinigungen anschlossen. Aber ein paar von ihnen setzten sich auch für das öffentliche Leben ihrer Kirche ein, und einige wurden Kirchenvorsteher; die Frauen betätigten sich in kirchlichen Organisationen. Im Großen und Ganzen blieben sie Protestanten, doch wurden einige auch katholisch, wahrscheinlich mit Rücksicht auf ihre zukünftigen katholischen Ehepartner. Sie zogen brave Kinder auf, ehrlich und gesetzestreu. Viele aus der ersten Generation blieben in der Region, in der sie geboren waren, und viele heirateten Partner ebenfalls aus der ersten Generation.

Während es einigermassen schwierig ist, das ordentliche und normale Leben zu dokumentieren, das diese Menschen führten, so ist es nicht allzu schwer, über einige der Tragödien zu berichten, die sie überfielen; denn die stehen in den Zeitungen. Schließlich waren dies, wenn auch in einem anderen Land geboren, Amerikaner genau wie ihre Nachbarn. Und so trafen alle gleichermaßen die vielen Nöte in der Mitte und dem Ende des 19. Jahrhunderts, darunter auch ein früher Tod durch Krankheiten und Auszehrung, aber auch durch Unfälle am Arbeitsplatz.

Andreas Sauter, geboren in Weilheim am 26. Oktober 1867, wanderte 1881 mit seiner Familie aus; auch seine Eltern Johann Georg Sauter und Salome Kunz waren ebenfalls gebürtige Weilheimer. Sie hatten schon in Weilheim elf Kinder, von denen ihnen bereits vor der Auswanderung fünf gestorben waren. George, der als erster herüber kam, verdingte sich für einen Dollar am Tag – bei einer Arbeitszeit von 10 Stunden – in einer Besteckfabrik, fand aber bald Arbeit in einer Papiermühle, wo er immerhin 1,20 Dollar pro Tag verdiente. Nun ließ er seine Frau nachkommen. Zwei Kinder wurden ihnen noch in Turners Falls geboren, wo sie sich niedergelassen hatten. Andreas-Andrew hat, wie wir herausbekommen haben, noch hoch in seinen 70ern seine Memoiren geschrieben, in denen er auch aus seinen frühen Jahren in Weilheim erzählt.

Unter anderem berichtet er von zwei Familien, die unter nahezu unerträglichen Verhältnissen unter demselben Dach leben mussten. In Deutschland war es damals üblich, dass Wohnung und Scheune, oder wenn der Vater beispielsweise als Weber oder Schuster arbeitete, auch noch die Werkstatt sich in ein und demselben Haus befanden. Zusätzlich betrieben die meisten Familien in den Dörfern noch etwas Landwirtschaft, um ihren Lebensunterhalt etwas aufzubessern.

Ludwig Bitzer, ein Juwelier in Turners Falls, wurde am 1. Januar 1865 in Dürrwangen geboren. Er heiratete Christine Koch, eine gebürtige Deutsche, vielleicht sogar eine aus unserem Zielgebiet, von der wir aber bisher noch keinerlei Geburtseintrag in irgend einem deutschen Register gefunden haben. In einem plötzlichen Anfall von geistiger Umnachtung erschoss Louis Bitzer am 31. Dezember 1900 eine junge Angestellte in seinem Laden. Danach ging er nach Hause, wo er seinen fünfjährigen Sohn erschoss und anscheinend vorhatte, seine gesamte Familie und schließlich sich selbst zu töten. Dabei verletzte er seine Frau und zwei Töchter. Bevor er sich allerdings umbringen konnte, wurde er überwältigt und zu lebenslanger Haft verurteilt. 1915 wurde er begnadigt. An der Verhandlung nahm unter anderem auch John W. Haigis teil, Senator aus Massachusetts, der Sohn von Johannes Haigis, geboren 1847 in Waldstetten.

George Staiger, 1869 in Emdingen geboren, ertrank bei einem Bootsunglück im Connecticut River. Mit ein paar anderen Deutschen hatte er sich eines schönen Tages im Frühjahr 1892 aufgemacht, die Stromschnellen bei French King Point zu durchfahren. Zwei Freunde, darunter sein Halbbruder John Staiger, gleichfalls aus Emdingen, wollten am Ufer entlang gehen, um zuzusehen. Das Boot kenterte, und drei der jungen Männer verloren dabei ihr Leben.

Eine Notiz in der „History of Greenfield“ lautet: „Jacob Eppler, 1838 in Deutschland geboren und in Greenfield wohnhaft, wurde am 29. August [1862] zum 25. Regiment eingezogen. So wie manche anderen glaubte er daran, gegen feindliche Kugeln gefeit zu sein; aber stattdessen fiel er am 18. Juni 1864 in der Schlacht vor Petersburg, Virginia, und wurde auf dem Schlachtfeld begraben.“ Jacob Eppler war am 13. März 1838 in Weilheim geboren; er ist nur einer der vielen frühen jungen Einwanderer, die im Bürgerkrieg kämpften.

Schicksalsschläge

Einen Forscher, der selbst Vater von 5 Kindern ist – darunter zwei Zwillingspaare – berührt natürlich auch das Schicksal zweier deutscher Paare in Franklin County ganz besonders. Eines davon waren Jacob Fritz, 1843 in Weilheim geboren, und seine Frau Anna Sauter, Jahrgang 1842, ebenfalls aus Weilheim. 1862 heirateten sie in Greenfield, und bald vergrößerte sich die Familie um zwei Töchter und einen Sohn. Doch dann – und ich kann keinen anderen Ausdruck finden – schlug das Schicksal zu. Am 1. Januar 1870 wurden ihnen Zwillinge geboren, ein Junge und ein Mädchen. Beide starben, eines der Babys im Juli und eines im August desselben Jahres. Am 2. Januar 1871 bekam Anna wieder Zwillinge, wieder einen Jungen und ein Mädchen; diese sollten innerhalb von 16 Tagen sterben. Als nächstes trat das unvorstellbare Ereignis ein: am 13. Mai 1872 gebar Anna Drillinge, einen Buben und zwei Mädchen. Alle drei waren am nächsten Tag tot. Dann, 1873, wurde ein Sohn geboren, der überleben sollte (möglicherweise heiratete er die junge Mary Herter, aus dem nahen Montague gebürtig; sie war die Tochter von Matthias Herter aus Laufen und seiner Frau Anna Maria Herre aus Emdingen). Aber die Leidensgeschichte von Jacob Fritz und Anna Sauter war noch nicht zu Ende. Noch einmal, 1875, kamen Zwillinge zur Welt, wieder ein Bub und ein Mädchen; beide starben innerhalb von neun Tagen. Schließlich wurde Anna (Sauter) Fritz am 9. August 1879 von einer Totgeburt entbunden; am selben Tag starb auch sie. Die neun Kleinen und ihre Mutter liegen alle gemeinsam im deutschen Teil des Green-River-Friedhofes unter Steinen mit ihren Namen.

Ein weiteres Paar sind Johann Georg Eppler, geboren in Waldstetten, und seine Frau Lizetta Partenheimer

aus Roxheim, Rheinland-Pfalz. Sie heirateten 1858 in Greenfield – sie waren unter den ersten Deutschen. Die Grabsteine auf dem Green-River-Friedhof und die Register zeigen, dass sie acht Kinder hatten, alles Einzelgeburten, sieben Jungen und ein Mädchen. Keines von ihnen wurde älter als ein Jahr. Man kann sich den Kummer in der Farmerfamilie von Elvin Henry Atwood, 1861 in Deerfield geboren, gut vorstellen: er war der einzige Sohn. 1883 heiratete er Annie Luippold, „a hired girl“ in Greenfield. Anna Luippold war am 6. Dezember 1864 in Weilheim zur Welt gekommen und hatte offenbar eine Arbeit als Hausangestellte angenommen wie so viele andere junge Frauen, die sonst vor ihrer Heirat kein anderes Auskommen hatten. Aber dann wurde aus dem Kummer doch noch Freude: Annie und Elvin bekamen sechs Kinder, fünf davon wurden groß und heirateten. Bei ihrem Tode 1944 wurde Annie überlebt von ihren fünf Kindern, acht Enkeln und 39 Urenkeln.

Georg Eberhard Jetter war Weilheimer, Jahrgang 1824. Ende der 1840er oder Anfang der 1850er Jahre ging er nach Amerika und wurde Arbeiter in einer Besteckfabrik. Am 14. Juni 1851 heiratete er Christina Haigis, 1830 ebenfalls in Weilheim geboren; die Trauung hielt ein Pfarrer der Episkopalkirche. Am 31. Mai 1852 wurde ein Sohn Jacob geboren, aber Christina starb im Herbst 1854. Ihr Tod wurde im Weilheimer Familienregister mit dem Zusatz „Shelburne Falls, St. Mass, Nord America“ vermerkt. Sicherlich tief betrübt über den Tod seiner Frau, mit einem kleinen Kind, das er zu versorgen hatte, immer noch in einem fremden Land, wahrscheinlich vom Heimweh geplagt und das zu einer Zeit, da sich nur wenige Deutsche in der Region befanden, kam Eberhard nach Weilheim zurück. Und mit ihm sein Sohn. In Weilheim heiratete er dann Christina Schwester Rosina, und sie hatten miteinander sieben Kinder.

Jacob Jetter wurde 1866 in Frommern konfirmiert und ging ein paar Jahre später zurück nach Franklin County. In Shelburne wurde aus seinem Namen „Yetter“ und er heiratete er 1872 Katharina Beck, ein Mädchen aus Deutschland, und sie bekamen neun Kinder. Zwei seiner Stiefgeschwister aus der Heirat seines Vaters mit Rosina Haigis wanderten ebenfalls nach Amerika aus, aber ihren Aufenthaltsort konnte ich bisher nicht aufspüren. (Fortsetzung folgt)

Die Autoren dieser Ausgabe:

Hans Geißler
Schützenstr. 37
72458 Albstadt

Franz Leitermann
Krämerstr. 31
72458 Albstadt

David J. Sautter
Philadelphia
USA
Auskünfte bei:
Dieter Gaiser
Schömberger Str. 41/2
72336 Balingen

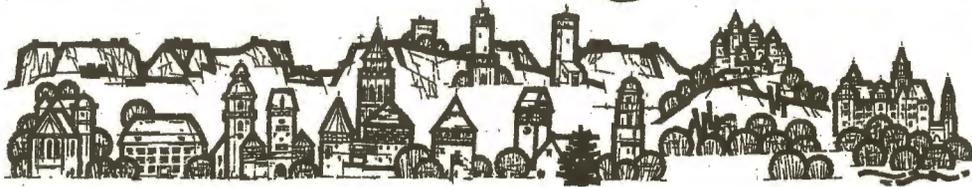
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörkeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

30. Juni 2005

Nr. 6

Alles Heuberg – oder was?

Ja wo leben wir denn – Lassen sich die Grenzen bestimmen? – Von Heinrich Stopper

Dem bekennenden Heuberger begegnen wir im Straßenverkehr. Stolz lässt er über einen Aufkleber am Heck seines Autos den Rest der Welt wissen: „Ich bin ein Heuberger“. Von Fremden oder Zugezogenen nach den Grenzen seiner engeren Heimat befragt, kommt der eingeborene Heuberger dann doch in gehörige Erklärungsnot

Eine nicht alltägliche „Problemstellung“

Der Kollege A.S. aus Wehingen erscheint nach einem arbeitsreichen Tag verspätet am Meßstetter Lehrerstammtisch im „Waldhorn“. Freudig wird er mit den Worten begrüßt: „Er ist doch noch gekommen. Auf dem Heuberg muss es doch schön sein!“ Der launig geäußerten Bemerkung vermochte der Wehinger Kollege nun überhaupt keinen Spaß abzugewinnen. Entrüstet erklärte er, dass er bei der Herfahrt spätestens in Nusplingen den Heuberg verlassen habe.

Genau an dieser Stelle entspannt sich eine rege Diskussion um die Grenzen des Heubergs, bei der alle mitreden konnten, eben weil niemand genaueres wusste. Die sich angegriffen fühlende Meßstetter Stammtischfraktion brachte mit großem Eifer geologische, geschichtliche und geographische Aspekte ins Gespräch ein, allein zur Beweisführung taugten sie nicht sonderlich. Schließlich wurde der Wehinger Einzelkämpfer mit der finalen Feststellung konfrontiert, dass sich so wichtige Institutionen wie beispielsweise die „Volksbank Heuberg“ oder der „Truppenübungsplatz Heuberg“ wohl nicht alle bei ihrer Namensgebung irren konnten. Beinahe trotz zog auch Heinrich Stopper einen Schlussstrich unter die Diskussion. Es sei ihm egal wie sich die Meßstetter bezeichnen, zu Hause in Wehingen könne man über die Meßstetter Anmaßung nur lachen.

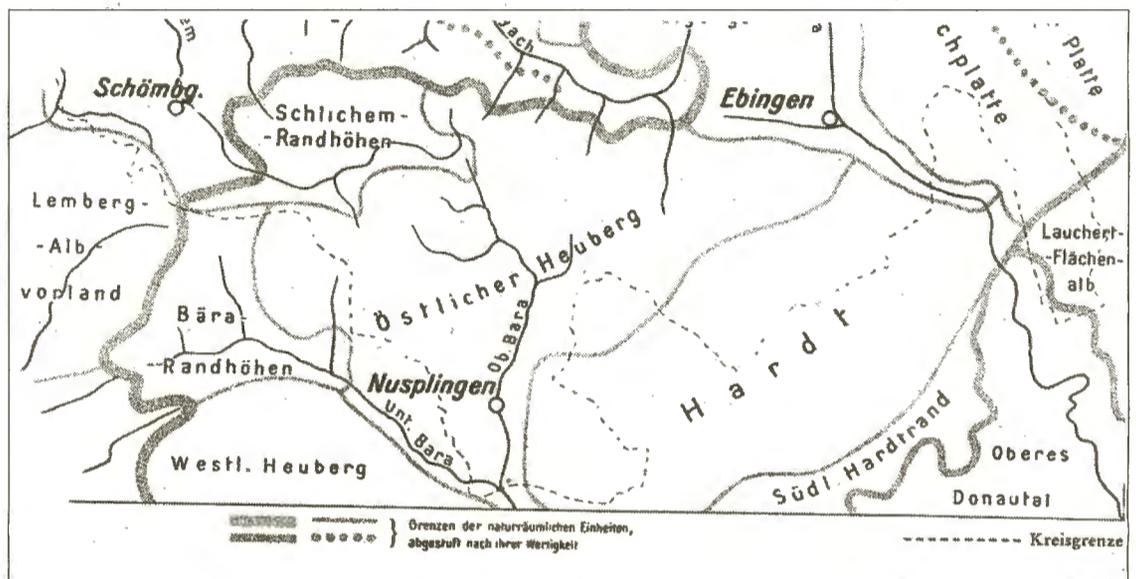
Die Grenzen des Heubergs konnten an diesem Abend nicht mehr bestimmt werden. Lassen sie sich denn so einfach bestimmen?

Der Heuberg auf neuen Landkarten

Für den Kartographen ist der Fall klar: Nach der Topographischen Karte (Maßstab 1:100 000) von 1991¹ erstreckt sich der „Große Heuberg“ im Westen von Dürbheim am Faulenbach in östlicher Richtung bis hin nach Straßberg im Schmeiental. Das „Hart“ erscheint dabei als östliches Teilgebiet des Großen Heubergs, zwischen Bära und Schmieie, den Truppenübungsplatz mit einschließend. Der „Kleine Heuberg“ erhebt sich westlich von Balingen bis hin nach Bickelsberg. Von ihm soll aber hier nicht weiter die Rede sein, da seine Grenzen nicht in Frage stehen. Über die Grenzen des Großen Heubergs im Norden und Süden klärt uns die Karte allerdings nicht auf, sie lassen sich aber erahnen. Im Süden vermutet man die tief gelegene Donau als natürliche Grenze, dieselbe Rolle könnten im Norden die Flüsschen Eyach und Schmiecha / Schmieie spielen. Zählt also dann beispielsweise der Albtrauf wirklich noch zum Großen Heuberg? Zur Klärung müssen wir auf bekannte Landschaftsbeschreibungen zurückgreifen.

Verwirrend sich widersprechende Landschaftsbeschreibungen

Im Handbuch „Kennzeichen BL“² erscheint der Große Heuberg in einer Panoramadarstellung fälschlicher



Was ist Heuberg? Die naturräumliche Gliederung nach der Kreisbeschreibung von 1960.

Weise ausschließlich auf die Landschaft zwischen Bära und Schmieie beschränkt. Dagegen wird in der neueren Kreisbeschreibung „Der Zollernalbkreis“³ der Große Heuberg graphisch so ungeschickt dargestellt, so, als läge er allein in den Nachbarkreisen Tuttlingen und Sigmaringen.

Nicht nachvollziehbar ist „Der Heuberg“ wie er in einer Chronik des Truppenübungsplatzes von 1980 beschrieben wird⁴, es steht da: „Jenes Teilgebiet der Schwäbischen Alb, das sich zwischen Schmiecha- und Bäratal erstreckt, wird als Großer Heuberg bezeichnet...“ und weiter: „Ihm schließt sich nördlich des Alblands der Kleine Heuberg an, als Teil des Albvorlandes westlich von Balingen und zwischen Eyach- und Schlichemtal [?] gelegen“.

Aufschlussreicher ist die ältere Kreisbeschreibung des Landkreises Balingen von 1960.⁵ K. Huttenlocher nimmt in ihr eine differenzierte Gliederung der Naturräume Hart und Heuberg vor. Nach ihm überschreitet der Heuberg in seinem östlichen Teil die Bära, wobei „die Hart“ als eigenständige Landschaft des Heubergs etwa zwischen Meßstetten und der Donau in ihrer Beschreibung deutlich herausgehoben wird. Es ist das „unruhige, stark verkarstete Kuppengebiet der ungeschichteten Massenkalk mit Höhen über 800 m. Zwischen den meist bewaldeten, felsigen Hügeln ziehen sich lange Trockentalsysteme mit malerischen Wiesentälern und zahlreichen Dolinen hin. Die Siedlungen sind Ausbaudörfer und junge Einzelhöfe, die aber durch die Anlage des Truppenübungsplatzes eingegangen sind“. In gleicher Weise werden die höchsten Erhebungen des Heubergs im Norden am Oberlauf der Schlichem als „Schlichem-Randhöhen“ und im Westen am Oberlauf der Unteren Bära als „Bära-Randhöhen“ in ihrer naturräumlichen Besonderheit gewürdigt.

Die Bära als Westgrenze des Heubergs

Ältere Landschaftsbeschreibungen grenzen den Heuberg nach Osten hin scharf ab. Die Beschreibung des Oberamts Spaichingen von 1876⁶ lässt den Heu-

berg im Westen an der Bära enden. Östlich davon beginnt „die Hart“. Zu einer präzisen, sich auf den Geologen Quenstedt⁷ beziehende Abgrenzung des Heubergs gelangt die Beschreibung des Oberamts Balingen von 1880⁸. Er definiert den Heuberg unmissverständlich als „das von der Beera zerschnittene Kalkgebirge“ oder anders ausgedrückt: „Die Beera sammelt alle Wasser des Heubergs von Hossingen bis Gosheim“⁹. Grenzfluss für den Heuberg im Osten ist die Bära in ihrem unteren Teil von der Donaumündung bis zum Hammerwerk, dann weiter in nördlicher Richtung ist es die Obere Bära bis zu ihrem Westknick in Unterdisgisheim; der hier von Norden zufließende Burtelbach scheidet dann weiter Heuberg und Hart bis Hossingen hin. Kompromisslos teilt Quenstedt dabei die Markungen von Hossingen und Unterdisgisheim als je zur Hälfte zum Heuberg, bzw. zur Hart gehörig. Auch in anderen geographischen Abhandlungen¹⁰ dieser Zeit oder in frühen Landkarten des 18. Jahrhunderts trifft man auf diese Einteilung.¹¹

Heuberg und Hart in der älteren Literatur

Seine zu Beginn des 19. Jahrhunderts unternommenen Albwanderungen hat Gustav Schwab in einem Wanderführer¹³ zusammengefasst. Eine seiner „Touren“ beginnt in Lautlingen. In 10½ Stunden wandert er „durch das wilde Hartgebirge“ über Meßstetten, Schweningen und Werenwag das Donautal hinunter nach Sigmaringen. Auf der anderen Seite der Bära liegt für ihn der Heuberg, „der oberste Teil des Albgebirges, das sich vier Stunden in der Länge und sechs in der Breite erstreckt und einen großen Theil der ehemaligen Grafschaft Hochberg ausmacht“. Der Heuberg ist „waldlos, steinig“ mit „trostlosen Dörfern spärlich besetzt“. Die Bewohner „nährten sich bisher von ihrem Industriehandel in die Schweiz; seit dieser darnieder liegt, sind sie brodlos und rangen 1817 mit dem Hungertode“. Umso erfreulicher ist die Fernsicht, da man unter günstigen Bedingungen „die herrliche Kette der Tyroler- und Schweizeralpen“ erkennen kann.

Während der Zeit der Hexenverfolgung im 16. und

„Germans to Franklin County“

Bemerkenswerte deutsche Einwanderung im 19. Jahrhundert – Von David J. Sautter, Schluss

Nicht viele gingen nach Deutschland zurück, wenn sie in den Vereinigten Staaten erst einmal etwas geworden waren. Ein weiteres Beispiel dafür lieferte Johann Martin Luippold, am 19. Oktober 1872 geboren, und Margaretha Haigis, am 16. Mai 1830 geboren, beide in Weilheim. Sie hatten am 10. Juli 1850 dort in Weilheim ein uneheliches Kind bekommen und verließen bald darauf die Heimat, um nach Franklin County zu gehen, wo sie am 27. September 1852 in Greenfield vom Friedensrichter D. Willard getraut wurden.

Das Paar bekam in Shelburne zwei Kinder, aber aus mir unbekanntem Gründen gingen sie nach Weilheim zurück. Ihre Eheschließung in Amerika wurde in Weilheim nicht anerkannt; das kirchliche Familienregister sagt ganz klar aus: „Dieses Paar war in Amerika ohne Genehmigung der Württembergischen Behörden getraut worden, woraufhin 1859, nach der Rückkehr, eine zweite Eheschließung vorgenommen wurde, da sie zu diesem Zeitpunkt immer noch Württemberger Bürger waren. Die erste Heirat fand in Amerika statt in Shelburne, Massachusetts, am 5. Oktober 1852.“

„Man sieht, dass Zeit und Ort nicht ganz korrekt wiedergegeben sind. Johann Martin und Margaretha Luippold bekamen in Weilheim noch weitere sechs Kinder, von denen drei, wie die Kirchenbücher sagen, später nach Amerika gingen. Auch hier kann ich, während ich dieses schreibe, noch nichts über den Ort sagen, an dem sie sich niederließen.“

Das 19. wie auch das frühe 20. Jahrhundert waren eindeutig eine Männerwelt. Der Mann war der Ernährer und hatte üblicherweise eine Ausbildung genossen, er hatte ein Gewerbe oder einen akademischen Beruf. Aus der Todesanzeige von Pastor Andrew Faust kann man zum Beispiel herauslesen, welche Rolle seine Frau in Familie und Gemeinde spielte. Andrew Faust war der Ehemann von Katharina Bitzer – bekannt als Kate – die am 13. Januar 1883 in Dürrwangen das Licht der Welt erblickt hatte. Sein Nachruf begann mit einer kleinen Überschrift: „Ein treuer deutscher Pfarrer“, und fuhr dann fort: „Pastor Andrew Faust, in den letzten acht Jahren Pfarrer der hiesigen Deutschen Lutherischen Kirche (Turners Falls), starb am Donnerstag Morgen an Asthma und Herzversagen, worunter er schon mehrere Jahre gelitten hatte. Mr. Faust, gebürtiger Deutscher, war vor zehn Jahren in dieses Land gekommen. Bevor er nach Turners Falls kam, hatte er in New Jersey und Pennsylvania gearbeitet. In seinem Amt hier war er sehr erfolgreich, obgleich sein Gesundheitszustand ihn in den letzten Jahren nicht so viel arbeiten ließ, wie er wohl gerne getan hätte. Die Aussegnungsfeier wurde vom Pastor der Deutschen Lutherischen Kirche, Mr. Pape, Pfarrer der Methodistischen Kirche, gehalten, der hier und in Greenfield amtiert...“

Er äußerte seinen Respekt vor der Wertschätzung und Bedeutung des Pfarrers und vor der Treue, mit der er sein Amt verrichtet hatte. Ein Quartett, bestehend aus Mr. und Mrs. William Bitzer, John Strehle und Miss Katherine Schule sang dazu. Die Kinder der Sonntagschule zogen ein und streuten Blumen auf den Sarg,

und es gab noch viele weitere Blumenspenden. Mr. Faust hinterlässt seine Witwe, drei Töchter und einen Sohn, wovon der älteste sieben Jahre und der jüngste drei Monate zählt. Die Beisetzung fand auf dem deutschen Friedhof statt.

Mr. und Mrs. William Bitzer kamen beide aus Deutschland; ihr Mädchenname war Maria Kopf, beide waren sicher aus unserem Schwerpunktgebiet. John Strehle kam in Massachusetts als Sohn deutscher Eltern zur Welt, und er war verheiratet mit Emma Stotz, gebürtig aus Dürrwangen. Katherine Schule war in Massachusetts geboren, und ihre Mutter kam aus Frommern. Der heutige Aaron-Clark-Friedhof in Montague war über lange Jahre als der deutsche Friedhof bekannt. Katharina (Bitzer) Faust hat ihren Mann bestimmt noch einige Zeit vor seinem Tod gepflegt. Sie heiratete nicht wieder, sondern kümmerte sich um die Erziehung ihrer vier Kinder. Zwei Töchter blieben im größeren Umkreis ihrer Heimat und heirateten Männer mit deutschen Namen. Die dritte Tochter lebte in Greenfield und blieb unverheiratet. Einzig der Sohn verließ Franklin County. Katharina starb 78-jährig; die drei Töchter liegen gemeinsam mit ihren Eltern auf dem Aaron-Clark-Friedhof. Und so könnte man noch vieles von den Deutschen erzählen.

Die Zukunft des Projekts

Während dieser Artikel geschrieben wird, haben die Verfasser 416 Menschen aus dem Zielgebiet erfasst, die in Franklin County lebten oder durchgezogen sind. Fraglos wird sich diese Zahl noch erhöhen. Dabei wird die neue Datenbank der New England Historic Society mit den Bevölkerungsdaten von Massachusetts von großem Wert sein. Zwar vernichtete der Brand des Gerichtsgebäudes in Buckland von 1872 die örtlichen Akten, aber wir werden Zugang zu den Kopien der Akten von Buckland bekommen.

Wir werden einen kurzen Blick in das Inhaltsverzeichnis von Geburts-, Heirats- und Sterberegistern werfen und auf Wunsch auch die Originaldokumente einsehen können, was nur Mitgliedern dieser Vereinigung gewährt wird. Nachdem wir schon hunderte Stunden mit der Durchsicht so vieler Aufzeichnungen zugebracht haben, können wir die richtigen Namen auf Anhieb finden und sowohl Schreibweise als auch Handschrift selbst bei schwierigen Transkriptionen entziffern. Wir werden auch die Akten anderer Regierungsbezirke einsehen können; dies ist wichtig, weil ja schließlich nicht alle in Franklin County geblieben sind.

Wir haben eine Reihe von Heiraten entdeckt, bei denen wir nur den Familiennamen der Frau kennen. Vielleicht wird ihr Eintrag in einem Sterberegister helfen, vielleicht wird uns auch die Geburt oder der Tod eines Kindes weiter bringen. Oftmals ist eine Todesanzeige der Schlüssel zu einem Bruder oder einer Schwester. Wir haben Todesanzeigen in unseren Unterlagen, die wir noch alle durcharbeiten müssen. Ausgehend von den Namen aus dem Zielgebiet und in anderen Zusam-

menhängen haben wir eine Liste von über 230 Personen zusammengestellt, die noch zu untersuchen sind. Wir haben bisher noch keine Kirchenregister aus Massachusetts durchforscht, auch wissen wir noch nicht, ob die Mitgliederverzeichnisse der Bruderschaften zu Forschungszwecken zugänglich sind. Und außerdem haben wir noch viele Seiten Familienregister zu erfassen und zu lesen.

Das alles kostet Zeit. Wir stehen jetzt im vierten Jahr unserer Forschung, und vor uns liegen noch einige weitere Jahre. Trotzdem hielt ich es für wichtig, mit diesem Zwischenbericht ein Gefühl zu vermitteln für die bereits getane riesige Forschungsarbeit. Das meiste Material aus unserem Projekt liegt als Kopie in der Bibliothek von Greenfield, ein Familien-Datenblatt für jede Familie mit dem Hinweis auf die Elternfamilien der Auswanderer, alles komplett dokumentiert. Diese Berichte umfassen also die erste in Amerika geborene Generation und oftmals auch ihre Heirat. Die Kopien in der Bibliothek werden von Zeit zu Zeit auf den neuesten Stand gebracht, wenn neue Namen oder Daten bekannt werden. Niemand wird bestreiten, dass wir bereits ein immenses genealogisches und historisches Material zusammen getragen haben, das nicht nur für die Nachkommen der Einwanderer hier in Amerika von Interesse ist, sondern auch für deren Vettern und Basen, die in den schwäbischen Dörfern zurückgeblieben sind.

Wir gehen davon aus, dass wir eines Tages – grob geschätzt – die Zahl von 500 überschritten haben werden: von Menschen aus unserem kleinen Zollernalbkreis, die in Franklin County eine neue Heimat fanden.

Der Autor

David J. Sautter ist Bankier im Ruhestand aus Philadelphia. Seine mütterlichen deutschen Wurzeln sind Johannes Schrack und seine Frau Rosina Lang, die ersten, die 1717 in Trappe, Pennsylvania, siedelten. Schrack und zwei weitere Deutsche beantragten damals bei den Behörden einen deutsch sprechenden Pfarrer; es war Heinrich Melchior Muhlenberg, der die Berufung annahm und lutherischer Patriarch von Amerika wurde. D. J. Sautter hat an der University of Pennsylvania in Philadelphia studiert. Richard N. Sautter ist Buchhalter im Ruhestand, geboren und aufgewachsen in Greenfield, wo er auch als Erwachsener lebte. Seine deutschen Wurzeln sind Michael Sautter aus Emdingen und Margaretha Rist aus Weilheim. Er ist Absolvent des American International College in Springfield, Massachusetts. Es war sein Hinweis auf die hunderte von Endinger und Württemberger Namen auf Grabsteinen im Green-River-Friedhof, der den Anstoß zu dieser Studie gab. Richard und David Sautter haben eine Menge gemeinsamer Vorfahren, darunter Hans Michael Sautter, 1722 in Emdingen geboren. Der Name Sautter kommt zuerst 1432 in Endinger Urkunden vor. Für ein paar Generationen stellten ihre Vorfahren die Schulmeister im Dorf ihrer Ahnen.

Das Jetter-Haus in Dürrwangen

Zur Geschichte eines Dürrwanger Bauernhauses – Von Hans Kratt

Nachdem nun die Gerüste am Jetter-Haus gefallen sind, beeindruckt das schöne, denkmalgerecht hergerichtete Bauernhaus im Ortskern von Dürrwangen sehr. Während seiner aktiven Jahre betrieb der im Januar 2001 verstorbene Gottlieb Jetter mit seiner Ehefrau Maria (1921-1989) in diesem Haus eine Land- und Forstwirtschaft. In seinen Mußestunden malte er. Seine Bilder hängen nicht nur in vielen Dürrwanger Wohnungen, sondern weitem im Land.

Das Haus besticht durch seinen originalen Erhaltungszustand. Die alten Türen und Tore sind geblieben. Die Jahreszahl 1849 über dem Zugang zum ehemaligen Pferdestall weist auf das Baujahr hin. Das verschlungene Monogramm CL, im sandsteinernen Türsturz der Haustüre eingraviert, gibt den Hinweis zum Erbauer des Hauses. Dabei handelt es sich um den

Bauern Christian Luippold, geboren am 25. November 1827, gestorben am 18. Januar 1894. Sein Selbstbewusstsein kommt nicht zuletzt durch den zweiflügeligen, portalartigen Hauseingang zum Ausdruck, wie er außer am ehemaligen Dürrwanger Rathaus nirgendwo anders im Ort vorkommt. Seine Scheunen, Ställe und drei gewölbte Keller unter dem Haus lassen ahnen, dass er wohlhabend war. Er dürfte zu seiner Zeit der vermögendste Bauer in Dürrwangen gewesen sein. Seine noch vorhandene Nachlassakte hat die Stärke eines Buches. Darin ist auch vermerkt, dass er Geld gegen Zinsen an Kreditnehmer verliehen hatte.

Christian Luippold war zweimal verheiratet. Seine erste Ehefrau Katharina, geb. Didra (1828-1869), hat ihm in 20 Ehejahren elf Kinder geboren, wovon sechs das Erwachsenenalter erreichten. Sie starb mit 41 Jah-

ren. Wohl die älteste Fotografie, die in Dürrwangen überliefert ist, zeigt dieses Ehepaar. Die Aufnahme dürfte nicht allzu lang vor ihrem Tod entstanden sein, als sie um die 40 war. Sie erscheint als alte Frau, sowohl ihre dunkle Kleidung als auch schwere körperliche Belastungen, die ihr auferlegt waren, erwecken diesen Eindruck. Nach ihrem Tod heiratete Christian Luippold Johanna Neher (1844-1912). Sie stammte aus dem Hause gegenüber, das dort stand, wo sich heute der Dorfplatz befindet und das sich später im Eigentum von Schreinermeister Konrad Zimmermann befand. Christian Luippolds älteste Tochter war damals bereits mit dem Bruder seiner zweiten Frau verheiratet.

Von drei Kindern aus der zweiten Ehe erreichte nur der Sohn Gottlieb (1870-1946) das Erwachsenenalter. Er war Kaufmann und zog schon in jungen Jahren nach

Nürnberg, wo er sich in verschiedenen Branchen in der Selbstständigkeit umtat. Die Kinder aus erster Ehe lieben sich in Dürrwangen und Stockenhausen nieder und betreiben jeweils eigene Landwirtschaften.

Gottlieb war wohl der Liebling seines Vaters. Nach dessen Tod im Jahr 1894 erbte er das Haus und verkaufte es an Johannes Rau (1858-1925). Seine Mutter behielt das Wohnrecht in der unteren Stube des Hauses. Sie starb 1912.

Johannes Rau, der neue Besitzer, war der Sohn des langjährigen Schultheiß von Dürrwangen, Andreas Rau (1821-1891), dem Bruder von Gottlieb Rau (1816-1855), Freiheitskämpfer von 1848. Die Tochter von Johannes Rau, Marie (1897-1985), als Erbin des Hauses, heiratete Martin Jetter (1892-1956) aus Laufen. Sie sind die Eltern von Hans Gottlieb Jetter (1922-2001), wie der letzte Bewohner des Hauses mit vollem Namen hieß. Sein Sohn, Architekt Werner Jetter, bekam den anspruchsvollen Auftrag, sein Elternhaus, nun im Besitz des Schwäbischen Albvereins, sensibel und einfühlsam umzunutzen. Unter weitestgehender Schonung der alten Bausubstanz ist ihm dies hervorragend gelungen, wobei das Denkmalamt ebenfalls eingeschaltet war. Die Vorstellungen kamen von Manfred Stingel, dem Mentor und Motor des Vorhabens, um das Schwäbische Kulturzentrum, das er auf die Beine stellte und das beengt im ehemaligen Dürrwanger Rathaus nebenan bereits besteht, zu erweitern. Im Übrigen ist Manfred Stingel der Urgroßneffe von Johannes Rau, der das Haus einst erworben hatte. Man könnte somit sagen, alles bleibt in der Familie.

Gottlieb Luippold, der das Haus aus der Hand gab, hatte später keine Beziehungen mehr zu Dürrwangen. Er starb 1946 in Beilngries in der Oberpfalz, wohin er mit seiner Ehefrau wegen der Bombardierungen auf Nürnberg im Zweiten Weltkrieg ausgewichen war. Seine Geschwister waren ihm gram wegen der ungleichen Erbverteilung. Die Nachkommenschaft der Kinder des Christian Luippold aus erster Ehe ist zahlreich und weit



Christian Luippold und seine Frau Katharina, geborene Didra. Die Aufnahme entstand vor 1869, da Katharina Luippold in diesem Jahr verstarb.

verzweigt. Doch gibt es keine Nachkommenschaft aus seiner Sippe, die noch den Namen Luippold trägt. Daher dürfte manchem Abkömmling seine Herkunft nicht bekannt sein. Der Familienname Luippold kommt landauf, landab häufig vor. Doch alle diese Namensträger stammen nicht von ihm ab.

DAS AKTUELLE BUCH

Überzeugendes Anti-Kriegs-Buch

Dankwart-Paul Zellers „Galerie Kneipe“ – Von Daniel Seeburger

Es gibt Geschichten über den Krieg, die in keinem Schulbuch und in keiner literarischen Anthologie fehlen dürften – und die man doch vergeblich sucht. Dankwart-Paul Zeller hat so eine Geschichte geschrieben. Eigentlich ein Kapitel unter 66 in seinem Buch „Galerie Kneipe. Ein ausgefallenes Wiedersehen“, kann „Schaf und Löwe“ eigenständig gelesen werden.

Es ist eine kleine Geschichte über die ältere, etwas schüchterne Frau Schaf mit leicht zerzaustem, silbergrauem Haar und fein geschnittenem Gesicht und den ehelos gebliebenen, hoch gewachsenen, leicht zerstreuten Cellisten Josua Löwe. Friedlich lebten die beiden viele Jahre zusammen, bis sie eines Tages die gelben, sechseckigen Sterne mit großem schwarzen „J“ tragen mussten. Es folgen das Getuschel der Leute am Cannstatter Kurpark in Stuttgart, das Gehänsel der Kinder, das immer lauter wurde, die Gerüchte und die immer größeren Bogen, die die Nachbarn um die beiden machen. „Was ist nur aus dem Jakob- und Davidsstern, aus dem Gottesstern über dem Flüchtlingsstall geworden, wenn dieselben, die ihn besingen, vor ihm davonlaufen?“ fragt sich der junge Johannes, die Hauptperson des Buches. „Wenn weder Bischöfe noch Pastoren auf den Gedanken kommen, ihn und seine Träger zu verteidigen?“

Frau Schaf und Herr Löwe verschwinden schließlich, werden abgeholt von zwei Männern in Ledermänteln, „Alltagsgesichter unter den Luis-Tenker-Hüten“. Die Verhaftung der beiden Juden aus Stuttgart ist unspektakulär wie ihr Leben – „Sie schauen sich nicht um, haben sich eingehakt, stumm und etwas schleppend gehen sie, zwei Sternträger zwischen zwei bösen, schwarzen Engeln. Ohne Widerspruch und ohne Einvernehmen gehen sie die menschenleere, scheinbar ausgestorbene Straße entlang“. Sie kommen nicht wieder und die Frage des jungen Johannes nach dem Verbleib der beiden bleibt vorerst unbeantwortet. „Theresienstadt? Treblinka? Ravensbrück? Birkenau? Damals in jenem November 1941 kannte keiner in der Kreuznacher Straße in Cannstatt die Namen dieser Tore zur Hölle.“

Dankwart-Paul Zellers Geschichte des jungen Johannes, der schließlich nach Russland in den Krieg ziehen muss und in jahrelanger Kriegsgefangenschaft endet, ist eines der aufwühlendsten Bücher, die man überhaupt über diese Zeit lesen kann. Das Buch ist gleichermaßen anrührend und anklagend. Der junge Johannes stellt Fragen an sein Leben, an seine Zeit, an seine Umgebung. Es sind die Fragen eines jungen Menschen, der versucht, zu verstehen und der doch nicht verstehen, sondern lediglich das Geschehen registrieren und darüber berichten kann.

Johannes fragt nach der Reichspogromnacht: „Vater, warum geht es den Juden so schlecht?“ Es ist die Frage an den Pfarrer, der die Lehre des Juden Jesus vertritt. Er verstehe es einfach nicht, sagt er zu seinem Vater. „Dafür bis du auch noch ein wenig zu jung“, antwortet dieser. „Wenn's Du mir's jetzt nicht erklären kannst, werd ich's auch später nicht verstehen“, kontert der 13-Jährige.

Beim Gang in die Kriegsgefangenschaft wird Johannes Zeuge eines Massakers an ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS, die unter dem Beifall der tschechischen Bevölkerung gelyncht werden: „Einer der Niedergestreckten hechelte im Todeskampf ein Wort, ein einziges Wort: 'Mudder Muuuder...' Johannes wandte sich ab. Dies überstieg seine Kraft, den Horror in den Blick, in die Seele zu nehmen“. Dankwart-Paul Zeller, lange Zeit Pfarrer in Künzelsau, Köngen, Berlin und Trossingen und heute als 81-jähriger Pensionär in Tübingen lebend, lässt auch dieses Grauen nicht aus. Er steht auf der Seite der Opfer, auch wenn sie früher Täter waren. Und das macht das Buch so packend, das macht das Buch zum wirklichen Anti-Kriegs-Buch. Denn im Krieg gibt es keine Sieger – nur Opfer, Tote, Geschlachte, Vermisste, Geschundene, Gequälte und Überlebende, die oftmals ein ganzes Leben lang gegen dieses Überleben ankämpfen.

INFO

Dankwart-Paul Zeller: „Galerie Kneipe. Ein ausgefallenes Wiedersehen“. Sternberg Verlag, Metzingen.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Heinrich Stopper
Adalbert-Färber-Straße 20
72469 Messstetten

David J. Sautter
Philadelphia, USA
Auskünfte bei:
Dieter Gaiser
Schömlinger Str. 41/2
72336 Balingen

Hans Kratt
Beethovenstr. 7/5
72336 Balingen

Daniel Seeburger
Siedlungsstr. 33
72365 Ratshausen

Tagesexkursion

Am Samstag, 23. Juli, führt eine Tagesexkursion in hohenlohische Residenzen nach Öhringen, Neuenstein und Schillingsfürst. Schloss Schillingsfürst liegt knapp hinter der bayerischen Grenze und war Sitz einer Zweiglinie der Hohenloher. Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst war nach Bismarck und Caprivi der dritte Reichskanzler nach der Reichsgründung 1871. Zu seinem wohlerhaltenen Schloss gehört heute auch eine Falknerei. Abfahrt ist um 6.30 Uhr am Omnibusbahnhof in Ebingen und um 7 Uhr an der Balingen Stadthalle. Reiseleiter ist Hans Kratt. Anmeldung bei Geschäftsführer Erich Mahler, Telefon (0 74 71) 15 54 0.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am-Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

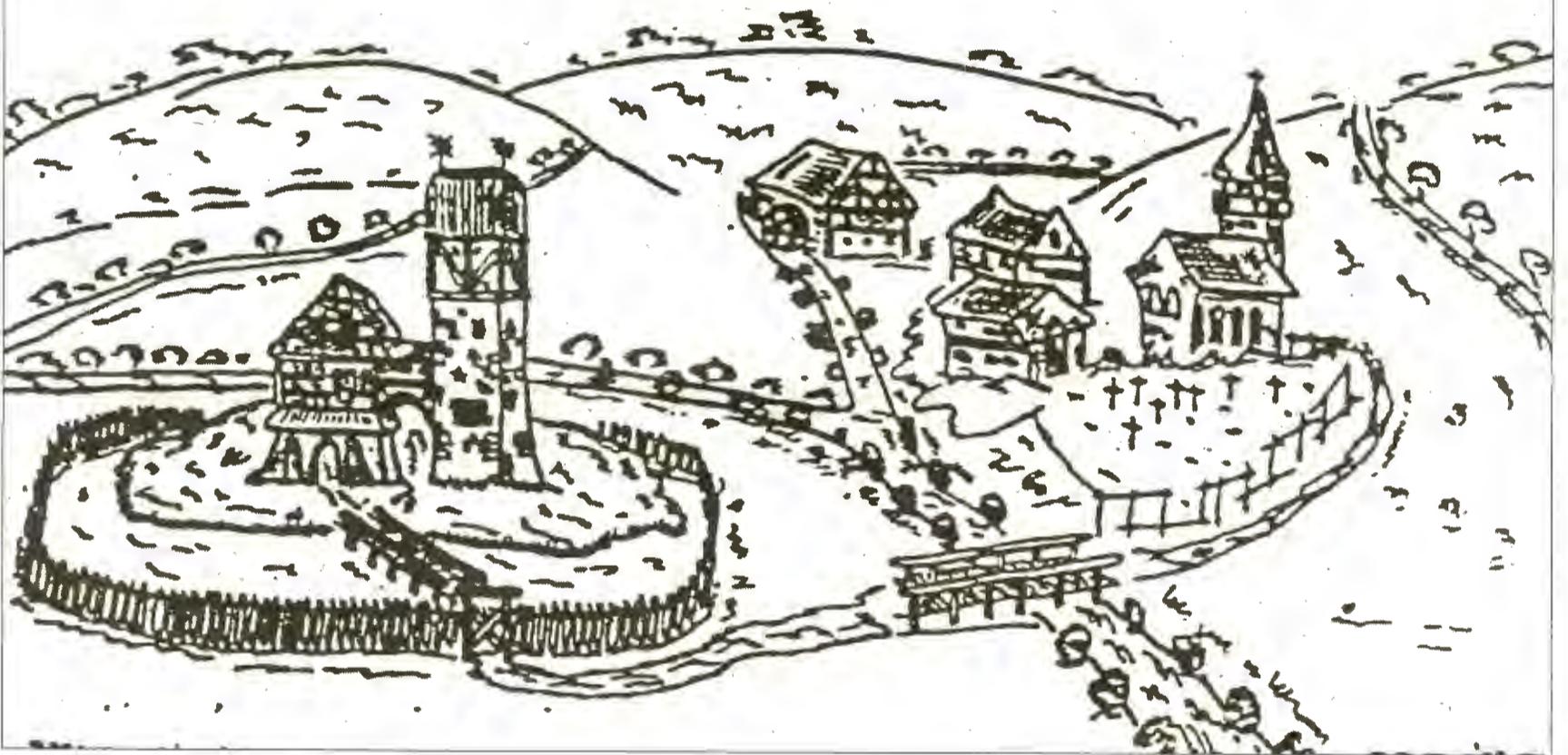
31. Juli 2005

Nr. 7

Burg und Weiler BUBENHOFEN

UM 1200 - 1426

Ferdinand Fürtmeiers Rekonstruktionsversuch von Burg und Weiler Bubenhofen mit der St. Agathenkirche. Die Zeichnung wurde auf Grund der Grabungsergebnisse von 1957 und 1961 unter Mitverwendung des Gadnerschen Planes von 1573 erstellt und zeigt den Stammsitz der Edlen von Bubenhofen um 1200 bis 1426.



Das Bubenhofer Tal bei Rosenfeld

Burganlage und Besiedlung – Von Manfred Seeger

Von 1200 an sind urkundlich belegt die Edlen von Bubenhofen im Bubenhofer Tal, an der Rosenfelder und Binsdorfer Markungsgrenze gelegen, ansässig gewesen. Am Zusammenfluss von Stunzach und Süßenbach befand sich die ehemalige Wasserburg der Herren von Bubenhofen. Sie beherrschten somit dieses Tal dreieck. Die Herren von Bubenhofen waren Lehensleute der Herren von Zimmern und ihre Herkunft dürfte in der Schweiz gewesen sein. Eine erste Urkunde von 1190 nennt einen Volchardus de Bubenhofen, wonach dieser ein unbebautes Gut Banzenreute bei Überlingen a. B. dem Kloster Salem verkaufte.¹⁾

Die Lage der ehemaligen Wasserburg ist heute kaum noch zu erkennen, ein Hügel und einige Gräben bezeichnen, kurz vor der Brücke auf der linken Straßenseite, Richtung Rosenfeld, ihren ehemaligen Standort. Der von Norden nach Süden 25 Meter und von Osten nach Westen 40 Meter messende, ca. 1,6 Meter hohe Hügel (Burggarten genannt) ist beim Bau der Straße von Balingen über Geislingen nach Rosenfeld im Jahr 1842 angeschnitten worden. Ausgrabungen im Jahr

1957 durch Kreisarchivar Kurt Rockenbach auf dem Burghügel erbrachten interessante Ergebnisse. In einer Tiefe von 160 Zentimetern fand sich der oberste Rand von Fundamenten eines turmartigen Gebäudes, dessen Mauern noch bis einen Meter unter den heutigen Grundwasserspiegel reichen und insgesamt 180 Zentimeter hoch waren. Bei der Grabung waren große Brandschuttmassen zu beseitigen, ehe man die Turmfundamente erreichte und in 2,20 Metern Tiefe spätmittelalterliche Scherben, Metallteile und verkohlte riesige Holzbalken vorfand. Etwa um 1430 dürfte die Burg abgegangen sein, die Funde deuten dabei auf eine gewaltsame Zerstörung der Anlage hin.²⁾

Die Burganlage könnte ähnlich ausgesehen haben, wie die heute wieder aufgebaute Bachritterburg in Kanzach bei Bad Buchau. Da dieser idealisierte Nachbau nach aktuellsten wissenschaftlichen Erkenntnissen erfolgte, kann man auf Grund der gleichfalls bescheidenen Ausmaße von Bubenhofen auf eine bestimmte Übereinstimmung schließen.

Die noch sichtbaren Gräben der Bubenhofer Wasserburg lassen erkennen, dass die Befestigung auf einen Wassergraben mit Palisadenzaun beschränkt war. Der Turm selbst dürfte ein Wohnturm gewesen sein, der wie in Kanzach aus mehreren Stockwerken bestand. Während der untere Teil des Turms aus Mauerwerk bestand, waren die oberen Stockwerke höchstwahrscheinlich eine Fachwerkkonstruktion. Die Räumlichkeiten werden auch in Bubenhofen auf die Turmküche, eine Stube und einige Schlafräume im ersten und zweiten Stockwerk begrenzt gewesen sein. Ein eventuell drittes Stockwerk war dann auch ausschließlich Wehrzwecken vorbehalten. Aus zahlreichen Luken, die mit Holzklappen verschlossen werden konnten, wurden die Angreifer mit Bogen oder Armbrust beschossen.

Auf einer Rekonstruktionsdarstellung ist an den Turm noch ein Gebäude angelehnt, welches auf Grund der Grabungsergebnisse von 1957 und 1961 unter Mitwirkung des Gadnerschen Planes im Jahr 1573 so ausgesehen haben könnte.

Zu der Burg gehörte auch die heute noch bestehende

Heiligenmühle, 1390 erstmals genannt. Rechts von der Straße in Richtung Rosenfeld lag laut Ausgrabungen von Herrn Ferdinand Furtmeier, dessen Frau eine geborene Bubenhofen ist und aus dem bürgerlichen Zweig des adeligen Geschlechtes stammt, auf dem Agathenhügel die St.-Agathen-Kirche mit Pfarrhaus und Scheuer sowie ein Friedhof. Bei seinen Ausgrabungen auf dem höchsten Punkt des Hügels stieß Furtmeier etwa 60 Zentimeter unter der Erdoberfläche auf eine „gepackte Mauer“ aus der Zeit um ca. 900, die wahrscheinlich als Fundament der St.-Agathen-Kirche angesprochen werden kann. Es wurden dabei auch Ziegelscherben und Knochenreste gefunden. Der Friedhof umgab die Kirche und wurde wohl zusammen mit der Kirche 1583 aufgegeben. Um 1690 war nur noch ein Steinhaufen zu erkennen. Auch die Burg selbst wurde schon 1573 nur noch als Stumpf bezeichnet. Angeblich war beim Bau der Staatsstraße von Rosenfeld nach Geislingen-Balingen noch ein kleiner Ruinenrest sichtbar. Auch die Fundamentreste der Agathenkirche, Filial der Ursparrei Isingen, haben durch die Anlage dieser Straße sehr gelitten. Die kirchlichen Gebäude haben jedoch die Burg selbst um einige Jahrzehnte überdauert.³⁾

In der Zeit des Ausverkaufs des Stammesbesitzes im Bubenhofer Tal von 1345 bis 1430 fällt die Verlegung der Familien-Grablege von der St.-Agathen-Kirche in die Pfarrkirche nach Geislingen. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatten die Bubenhofen die Herrschaft Geislingen käuflich erworben, und so konnten sie ab 1379 ihre toten Familienangehörigen in Geislingen beisetzen. Dort sollen zwölf Bubenhofen bestattet worden sein, während in der Agathenkirche 15 Bubenhofen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben sollen.⁴⁾ Das Einzige, was in Geislingen noch an die Bubenhofen erinnere wäre ein Bubenhofen-Wappen in der Kirche und die Lesung von drei heiligen Messen für den Ritter Wolf von Bubenhofen.⁵⁾

Ob das früher bei der jetzigen Omnibushaltestelle Richtung Sulz dort gelegene kleine Wohn- und Ökonomiegebäude der schon einige Jahrzehnte verstorbenen Karoline Wörner auch ein Überbleibsel des Bubenhofer Weilers war, lässt sich nicht mehr nachweisen. In diesem Gebäude war bis ca. 1900 auch eine Wirtschaft „zur Unnot“ untergebracht.

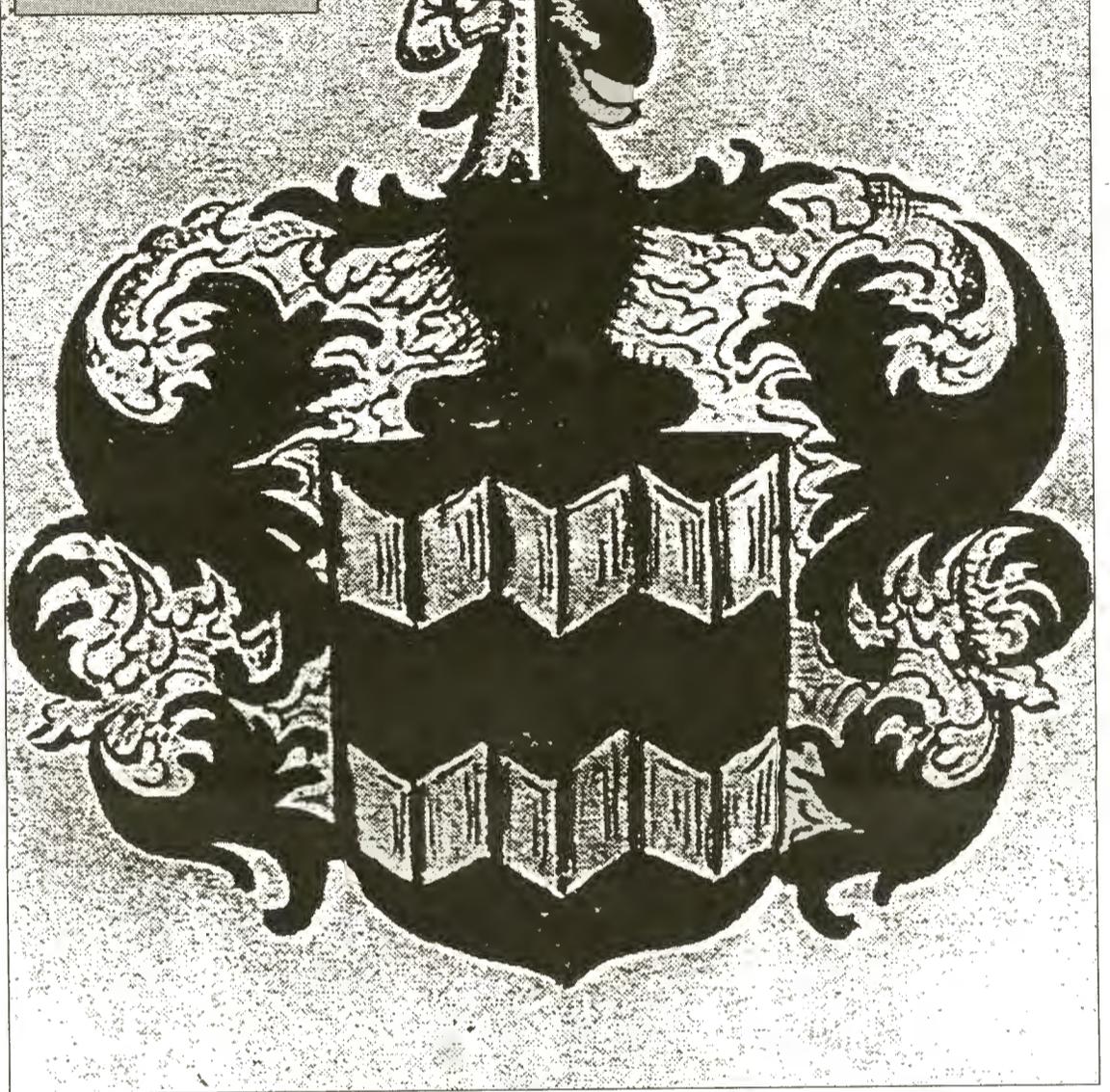
Bei den Ausgrabungen auf dem „Agathenhügel“ westlich der Kirche wurden Reste einer mittelalterlichen Straße ans Tageslicht gefördert und man fand dabei Ziegelschutt zum Teil mit Brandspuren, jedoch darunter noch einige gut erhaltene Nonnenziegel. Es dürfte sich dabei um die alte Verbindungsstraße zur Roten Halde in Rosenfeld gehandelt haben, welche auf dem Bergrücken des Schönbühls verlief.

Die bisherigen Auswertungen der Grabungen lassen vermuten, dass die Bubenhofen oder ihre Vorgänger schon viel früher als bisher urkundlich nachgewiesen das Bubenhofer Tal besiedelten.

Es ist erkennbar, dass den Herren von Bubenhofen das „Bubenhofer Tal“ zu eng wurde und sie haben auf Grund ihrer zeitweise enormen Geldmittel weitere Objekte erworben und wahrscheinlich wollten sie dabei auch die Zimmersche Lehensoberhoheit abschütteln. Woher diese enormen Geldmittel stammten, ist schwer nachzuvollziehen. Allein aus dem Bubenhofer Tal mit einer Anzahl von Mühlen, die dort standen, kann dieser Reichtum nicht herkommen. Neben Burg, Heiligenmühle und St.-Agathen-Kirche waren es noch die 1342 erwähnte Stollenmühle, heute Fischermühle genannt, in der Horgenau mit einem kleinen Weiler. In der Vergangenheit hieß die Fischermühle nach ihrem jeweiligen Besitzer auch Bechtolds-, Regentags oder Koppenmühle. Mit Sicherheit gehörte auch noch die heutige Pelzmühle, welche 1415 erstmals genannt wurde, und die Binsdorfer Mühle, 1441 als Sagenmühle in der Horgenau genannt, dazu. Wie weit der Einfluss sonst noch talabwärts reichte, ist nicht ohne Weiteres nachzuvollziehen. Die ehemalige Gipsmühle wird erst 1738 und die Vogelmühle 1825 genannt. Die Burg Tiefenberg und die in der Zimmerschen Chronik erwähnte Burg „Untreues Ziel“, welche Tiefenberg gegenüber gelegen haben müsste, könnten gleichfalls zu dem Sonderbezirk mit eigenem Bann gehört haben.⁶⁾

Die Herren von Bubenhofen erwarben nacheinander außer ihrer Stammheimat Bubenhofen Besitz in der Raumschaft Geislingen/Balingen. Weiter die Burg Falkenstein im Oberen Donautal mit den dazugehörigen Dörfen. Ferner Gebiete an der Oberen Lauchert und ihrem Nebenfluss Fehla mit den Burgen „Vorder und

Das Wappen der Herren von Bubenhofen: Das rote Schild wird durch silberne zickzackförmige gebrochene Balken geteilt. Bei der Helmzier ein aus dem Helm wachsender Jüngling, der in jeder Hand ein Büffelhorn trägt, rechts in Silber, links in Rot.



Hinterlichtenstein“ mit Gammertingen und Hettingen. Des Weiteren unzusammenhängende Gebiete bei Balingen, Haigerloch, Hirrlingen und Grosselfingen, dazu kam zeitweise die Schalksburg, die Haimburg und die Hagenburg bei Grosselfingen.

Auch in den zwei Städten Rottenburg und Rottweil hatten sie ihre Adelssitze. Weitere Besitztümer in unserer Gegend waren Leinstetten mit Bettenhausen und die Burg Lichtenfels im Tal der Glatt.⁷⁾

Die bekannteste Persönlichkeit im Geschlecht der Bubenhofen war zweifelsohne der herzoglich-württembergische Marschall, Statthalter in Mömpelgard und viele andere Ämter bekleidende Hans Caspar von Bubenhofen (1464 – 1540), der goldene Ritter genannt. Er war bis 1521 einer der reichsten Ritter in weitem Umkreis.

Ab 1521 setzte jedoch der Umschwung ein. Wegen großer Schuldenlast und übermäßiger Verschwendungssucht, ferner wegen mancher in Württemberg verübter Ungebühr kam er in Urach ins Gefängnis, wurde jedoch im Dezember 1521 wieder freigelassen. Mit dem Niedergang von Hans Caspar von Bubenhofen setzte der Ausverkauf des Gesamtvermögens auch seiner engeren Familie ein. Er lebte zuletzt in bitterer Armut in Rottenburg. Dort ging er an Markttagen mit seinem Körblein selbst auf den Markt, um einzukaufen. Nach 1534 verschaffte ihm Herzog Ulrich eine kleine Mönchspfunde in Bebenhausen, damit er nicht im Elend sterben musste. 1945 wurde in Hettingen in der Taufkapelle der Pfarrkirche zu St. Martin, wo sich die Grablege einiger Bubenhofen befand, ein gut erhaltenes Bild des „Goldenen Ritters“ freigelegt.⁸⁾

Der letzte im Mannesstamm gestorbene von Bubenhofen war Freiherr Franziskus Friedrich Johann Joseph de Paul Konstantin von Bubenhofen. Er fiel als junger Offizier im zweiten Koalitionskrieg am 3. Dezember 1799 im Kampf gegen die Franzosen bei Alt Wiesloch (südlich von Heidelberg) im Alter von 21 Jahren. Sein Grabstein, der früher im alten Friedhof stand, steht heute auf dem neuen Friedhof von Wiesloch. Der Name eines weiteren, zusammen mit ihm gefallenen Offiziers steht gleichfalls auf dem gemeinsamen Grabstein.

Die letzte weibliche Trägerin des Namens Bubenhofen war die am 19. September 1844 verstorbene Lucretia von Ulm Erbach, geborene von Bubenhofen.

Wenn es auch heute keinen lebenden Namensträger der adeligen Familie von Bubenhofen mehr gibt, so kreist doch ihr Blut weiter in den Angehörigen vieler schwäbischer und deutscher Adelsgeschlechter.⁹⁾

QUELLENNACHWEIS

- 1) Hohenstaufen Veröffentlichungen des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen e. V., 7. Folge
- 2) Ausgrabungen am Stammsitz der Edlen von Bubenhofen, Hohenzollerische Heimat 12/1962 und 13/1963
- 3) wie 2.
- 4) Martin Crusius, Band II, Seite 467
- 5) wie 1., Seite 3
- 6) Vorabdruck der Kreisbeschreibung des Kreises Balingen, Seite 10 und 11
- 7) wie 1., Seite 3 bis 6
- 8) wie 1., Seite 20
- 9) wie 1., Seite 70 und 72 sowie Seite 108

Alles Heuberg – oder was?

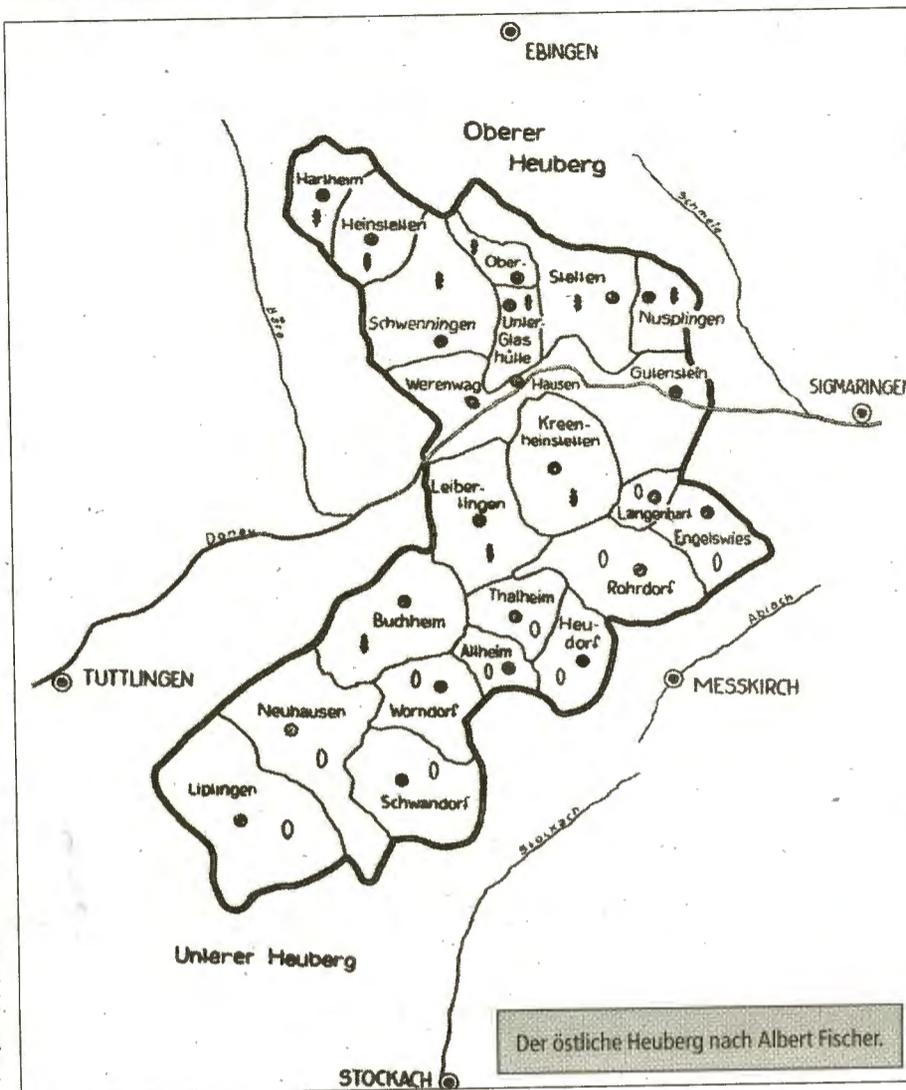
Ja wo leben wir denn! – Lassen sich die Grenzen bestimmen? – Von Heinrich Stopper, Teil 2

Auf der Suche nach einem weiträumigen Truppenübungsplatz²⁷ für das XIV. Badische Armee Korps – möglichst zentral gelegen – tat sich die Domänenverwaltung in Karlsruhe lange ungemein schwer. Aus Kostengründen durfte es zuletzt auch eine badische Randlage sein. Die landwirtschaftlichen Flächen der nun als „badische Heuberggemeinden“ angesprochenen Orte Schwenningen, Hartheim, Heinstetten, Schwenningen, Glashütte und Stetten a. k. M. waren ertragsarm und daher billig zu haben. Das hier vorherrschende raue Klima („Badisch Sibirien“) kam den Vorstellungen von einem Truppenübungsplatz eher entgegen. So dürften es auch die Anrainer Württemberg und Hohenzollern gesehen haben, die ihre Orte Ebingen, Straßberg, Kaiseringen und Fronstetten mit der Aussicht auf wirtschaftlichen Aufschwung als Garnisonsorte zu enormen Gebietsabtretungen bewegen konnten – oder wohl eher zwangen? Einen passenden Namen für das neue etwa 45 qkm große Truppenübungsgebiet brauchte man nicht suchen, denn der hatte sich bis zum Eröffnungsjahre 1910 mit „Truppenübungsplatz Heuberg“ längst eingebürgert. Eine bessere Bezeichnung konnte auch der badische Großherzog Friedrich II. nicht finden, er sah darin die Tradition seiner „Badischen Heubergorte“ ausreichend bewahrt.

Inzwischen besteht der Truppenübungsplatz Heuberg nahezu 100 Jahre. Er genießt im ganzen Bundesgebiet und im Rahmen der NATO-Übungen darüber hinaus einen großen Bekanntheitsgrad. In der Vorstellung der hier ausgebildeten jungen Wehrpflichtigen und Soldaten wird der Heuberg allerdings häufig auf das Areal des Truppenübungsplatzes – zwischen den beiden Garnisonsstädtchen Meßstetten und Stetten a. k. M. gelegen – reduziert. Für die landschaftliche, an vielen Stellen unangetastete Schönheit des Truppenübungsplatzes haben die jungen Männer zuweilen noch wenig Gespür entwickelt, in lebhafter Erinnerung geblieben sind ihnen dagegen die „a. . . kalten Bivaknächte“.

blieb dem Heuberg glücklicher Weise der schreckliche Ruf von Orten wie Dachau oder Sachsenhausen erspart.

Wenig Beachtung in der Forschung fand bisher das Schicksal der „Bewährungseinheit 999“, die vom 15. Oktober 1942 bis Dezember 1943 auf dem Truppenübungsplatz exerzierte³². Durch eine spezielle militärische Ausbildung in den Bewährungseinheiten sollten „straffällige (kriminelle) Bürger“ ihre letzte Chance zur Resozialisierung bekommen. Als „verlorener Haufen“ wurde ihnen die Aufgabe zugewiesen, an längst aufgegebenen Frontabschnitten der Deutschen Wehrmacht den Rückzug zu decken. Wenn es denn überhaupt dazu kam, 39 Soldaten der Einheit wurden laut Eintrag im Stettener Standesregister vorher willkürlich „erschossen“. In der Bevölkerung hatte man wenig Mitleid mit den in Sträflingskleidung auftretenden Soldaten. Man sah in ihnen verurteilte „Verbrecher“, ohne sich im Einzelnen für den Straftatbestand zu interessieren. Hörter/Hensel zeigen am Beispiel, dass auch politisch anders denkende in die Bewährungseinheit verbannt wurden.



Dunkle Schatten über dem Heuberg

Nicht allein die Abgelegtheit und das unwirtliche Klima, bestimmen in der Öffentlichkeit das Bild des Heubergs. Untrennbar mit der Geschichte des Truppenübungsplatzes verwoben sind einige Zeitabschnitte unmenschlicher Ereignisse²⁸. Gegen Ende des ersten Weltkriegs waren hier über 15 000 Kriegsgefangene untergebracht, in der Hauptsache russischer und französischer Nationalität. Viele überlebten die unhygienischen Haftbedingungen mit zuletzt völlig unzureichender Ernährung nicht. Sie starben an „Hungertypus“ in der Haft und auch an den Folgen danach.

Nach den Bedingungen des Versailler Vertrags musste nach dem Ersten Weltkrieg für den Truppenübungsplatz eine zivile Nutzung gefunden werden. Zwischen 1922 und 1933 diente das Lager des Heubergs als Kindererholungsheim, in dem gleichzeitig bis zu 3000 Kinder untergebracht werden konnten. Nach Berichten dieser Zeit war die gesundheitliche und pädagogische Betreuung der Kinder bestens organisiert.

Seine nächste dunkle Epoche erlebte der Truppenübungsplatz im Dritten Reich. Bereits am sechsten Tage nach der Machtergreifung Hitlers, am 4. Februar 1933, begann man den politischen Gegner, insbesondere unbequeme Intellektuelle, massenhaft einzusperren, um sie „vor dem Volkszorn zu beschützen“²⁹. In aller Eile wurden in ganz Deutschland Konzentrationslager errichtet. Das Kindererholungsheim auf dem Heuberg war bereits am 23. 3. 1933 aufgelöst und in ein solches KZ umgewandelt³⁰ – es war das dritte und zugleich größte³¹ bis dahin in Deutschland. Eine unangenehme geschichtliche Tatsache, der sich die Bevölkerung in unmittelbarer Nähe des Geschehens auch heute noch ungerne stellt, so geschehen bei der Einweihung eines Gedenksteins für die KZ Opfer auf dem Heuberg. Allenfalls wollte man sich in der Vergangenheitsbewältigung auf das Bestehen eines so genannten „Schutzhaftlagers“ einlassen. Nur der Umstand, dass der Truppenübungsplatz zu militärischen Zwecken bereits zum 1. 1. 1934 gebraucht wurde, beendete das demütigende, schikanöse Quälen der NS-Schergen auf dem Heuberg. Die noch Inhaftierten wanderten in das eigens zur Aufnahme eingerichtete KZ Oberer Kuhberg in Ulm, bis auch dieses nach sieben Monaten aufgelöst war. So

Der „Östliche Heuberg“

Seit wann sich die Leute einiger Orte südlich der Donau als Heubergbewohner bezeichnen müsste noch genauer untersucht werden. In neueren Gemeindechroniken und -beschreibungen begegnet uns ein nach Süden erweiterter Heuberg, der in seiner Begrifflichkeit völlig neu ist, für den nördlichen Heuberg gar befremdend. Nach der Gemeindereform rechnet sich Leiberlingen mit den zugehörigen Teilorten Altheim, Kreenheinstetten und Thalheim zum „Inneren Heuberg“³³. Was hiermit gemeint ist, oder sein könnte, erhellt sich in einer Skizze der Ortschronik von Kreenheinstetten³⁴, die einer im Jahre 1939 veröffentlichten Dissertation Albert Fischers entnommen ist.³⁵ Er führt den Namen „Östlicher Heuberg“ ein und unternimmt den Versuch ihn wissenschaftlich zu begründen.

Östlicher Heuberg nach Albert Fischer.

Fischer schließt mit seiner Arbeit eine wohl nur von ihm so empfundene Lücke: Er will den südlich der Donau gelegenen Albausläufern endlich zu einem eigenen Namen verhelfen. Kein Problem, er weist einfach alle südlich der Donau, auf dem Jura liegenden Orte als „unteren Heuberg“ aus. Zusammen mit den seit 1810 badisch gewordenen Orten nördlich der Donau – sie sind für ihn im Wesentlichen der „obere oder äußere(?) Heuberg“ – haben wir schließlich den Östlichen Heuberg. Die übrig bleibende, sich im NO anschließende Landschaft, also Meßstetten, sowie große Teile des Truppenübungsplatzes zählt er zum „Hardt“, weil genau hier eine sichtbare „Grenze zwischen Ackerbaulandschaft und Waldland“ verlaufe.³⁶ Es hat aber eher den Anschein, als hätten ihn bei seiner griffigen badischen Definition die württembergischen Orte gestört.

Schriftliche archaische Belege, die in der Volkssprache einen Heuberg südlich der Donau belegen könnten, bleibt uns Fischer schuldig. Erwähnungen anderer Landschaftsnamen, übersieht er in seiner Schrift geflissentlich, nämlich, dass Graf Gottfried Werner von Zimmer ab 1531 Allgäuer Bauern holt, um das „Gutensteiner Hardt“ zu roden und zu besiedeln.³⁷

Nach diesem Exkurs versteht sich die Lage der Gemeinde Leiberlingen etwa so: Auf dem Großen, östlichen, inneren Heuberg liegend! Wie dankbar ist man da, dass der Kleine Heuberg nicht auch noch zum Großen Heuberg gezählt wurde.

Um aber den Boden der Tatsachen nicht zu verlassen, bleibt festzustellen, dass es den Heuberg südlich der Donau gibt, allein sein Umfang und seine frühesten Nennungen wären noch zu ermitteln. Sicher belegt ist jedenfalls die Planung einer eigenen Wasserversorgungsgruppe für die „Badischen Heubergorte“ rechts der Donau, die 1891 vom Badischen Seekreisdirektorium in Konstanz angeregt wurde.³⁸ Schließlich verfügte man in der Sache über gute Erfahrungen, hatte man doch bereits fünf Jahre früher andere badische Heubergorte zuverlässig mit Trinkwasser versorgen können. Bereits im Februar 1900 war dann das Wasserversorgungsnetz fertig gestellt, Hähne und Schieber wurden geöffnet, das Wasser floss von Langenbrunn aus 200 m hoch auf den Heuberg rechts der Donau. Omen est Nomen! Auffallend genau deckt sich dabei das Wasserversorgungsgebiet des Jahres 1901/1904 mit den von Fischer 1939 definierten Orten des unteren Heubergs (Ausnahme Heudorf, bzw. Vilsingen).

Wie wenig sich die topographisch tiefer gelegenen Orte mit der hier dargestellten Zuordnung zum Heuberg bisher anzufreunden vermochten, wird z. B. in der Thalheimer Dorfchronik deutlich. Demnach sehen die Einwohner Thalheims ihren Ort gerade mal „am Fuße, bzw. am Südrand des äußeren (?) Heubergs gelegen“³⁹. Ganz ohne Zweifel rechnet man hier nur die höher gelegenen Gemeinden Buchheim, Leiberlingen und Kreenheinstetten zum Heuberg. (Fortsetzung folgt)

Das Knacken der Grashalme beim Mähen

Helmut Frommer schrieb ein Buch über Isingen – Von Rosalinde Riede

Der gebürtige Göppinger Helmut Frommer hat in seiner Jugendzeit die Ferien bei seinen Verwandten in Isingen verbracht. Jetzt hat er dem Dorf auf dem Kleinen Heuberg im Jubiläumsjahr ein ganz besonderes Geschenk gemacht: Dieser Tage ist im Tübinger Silberburg Verlag sein Buch „1950 – ein schwäbisches Dorf“ herausgekommen.

Ein Buch, in dem der Autor liebevoll zurückblickt auf das Dörfchen Isingen der Fünfzigerjahre und einen detaillierten Einblick in das bäuerliche Leben der Menschen dort gibt. Für die Rosenfelder dürfte Frommers Buch nach dem Erscheinen des Bildbandes „30 Jahre Rosenfeld – Gemeinsam eine Stadt“ eine weitere spannende Lektüre und Zeitreise in die jüngste Ge-

schichte sein – passend zum 750jährigen Stadtjubiläum, das im Juli mit einem großen Festumzug seinen Höhepunkt fand.

Im Vorwort bekennt Helmut Frommer, dass er auch heute noch oft von seinem Isingen, wie es um 1950 war, träumt. „Ich höre das Knacken der Grashalme beim Mähen . . . spüre förmlich den Mief der Viehställe und empfinde Stolz, wenn ich meinen Mann stellen konnte“, schreibt er. Und weil der Autor in seinem tiefsten Herzen „bis heute ein Bauer geblieben ist“, hat er all seine Erinnerungen aufgeschrieben und seine Träume in Worte gefasst. Doch es gab für Helmut Frommer noch einen weiteren Grund das Buch zu schreiben: Das Buch seines Vaters mit dem Titel

„Vom Leben auf dem Lande: Isingen 1919“, das 1983 erschienen ist und längst vergriffen ist. Frommer wollte die Geschichte des Dorfes fortschreiben und den Wandel aufzeigen. Mit Hilfe seiner großen Isinger Verwandtschaft, die die Texte aufmerksam gelesen und gegebenenfalls korrigiert und ergänzt hat, ist Frommer sicher, „dass, was jetzt geschrieben steht, auch tatsächlich so war“.

Weiterer Mosaikstein beim Entstehen des Buches: Der damalige einzige Lehrer der Rosenfelder Realschule, Hermann Bizer, hatte schon um 1950 unzählige Farbdias von den Menschen vom Kleinen Heuberg bei ihrer täglichen Arbeit gemacht. Seine Erben zeigten sich entgegenkommend und Frommer durfte über 100 faszinierende Fotografien für sein Buch verwenden. Diese Bilder, die nicht nur Isinger, sondern auch Leidinger, Rosenfelder oder Täbinger bei der Ernte, bei der Küchen- oder Gartenarbeit, bei der Ernte, bei der Kartoffelreife oder bei gesellschaftlichen Ereignissen wie Hochzeiten zeigen, machen den besonderen Reiz des Buches aus. Ob beim „Metzga“, beim Brotbacka oder „Knöpfelmacha“ in der Küche, beim samstäglichen Hofwischen oder der täglichen Feldarbeit – der Fotograf Hermann Bizer hat Bilder von großer Aussagekraft gemacht, in deren Mittelpunkt die Menschen stehen. Neben der täglichen Arbeit in Haus, Garten, Stall und auf den Feldern haben Sitten und Gebräuche das bäuerliche Leben in den Fünfzigern bestimmt. Sachlich und detailgenau beleuchtet Frommer auch diesen gesellschaftlichen Teil, der längst der Vergangenheit angehört.

„1950 – ein schwäbisches Dorf“ nimmt den Leser in eine Welt, die es bei uns so nicht mehr gibt.

Gang durch Straßberg

Am Samstag, 13. August, findet ein heimatsgeschichtlicher Rundgang durch Straßberg mit Wilfried Groh statt. Treffpunkt ist der Parkplatz bei der Pfarrkirche St. Verena in Straßberg um 14 Uhr. Die Führung durch Strassberg (Pfarrkirche St. Verena von 1742, Rathaus als Neues Schloss 1745 errichtet, Bauhof als einstiger Wirtschaftshof der Herren von Westerstetten) und Kaiseringen (Allerheiligenkirche mit spätgotischem Flügelaltar und Spiegel-Orgel von 1755 und Ottilienkapelle) wird Gerhard Deutschmann übernehmen.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Heinrich Stopper
Adalbert-Färber-Straße 20
72469 Meßstetten

Manfred Seeger
Panoramastr.8
72348 Rosenfeld

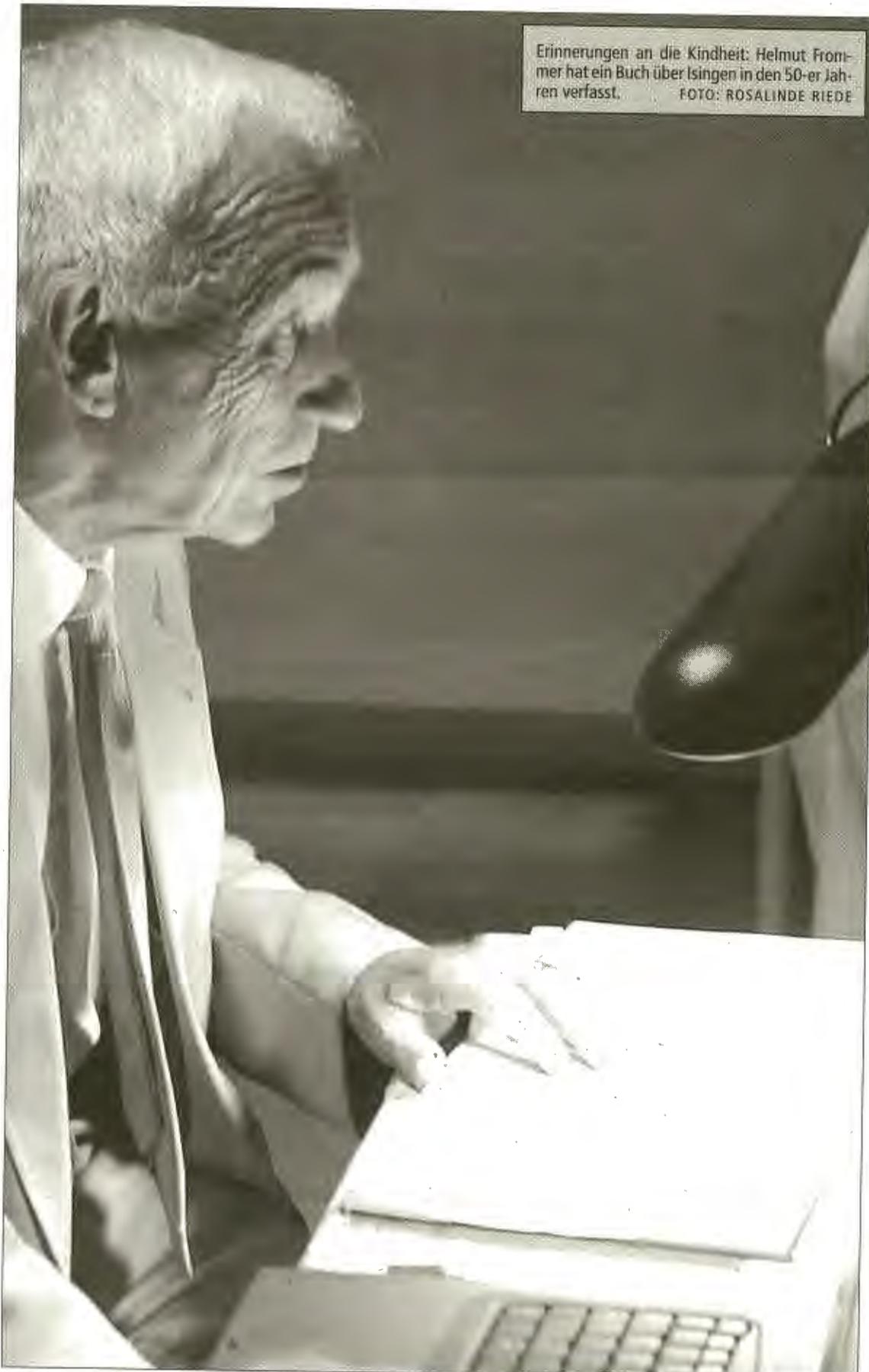
Rosalinde Riede
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53



Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

31. August 2005

Nr. 8

Lehrer Huzel – ein Stück Schulgeschichte

Eigenwillig und bildungseifrig – Vorbild für J. Tobias Beck / Von Adolf Klek, Balingen / 1. Teil

Wer ist Jakob Huzel?

In kirchlichen und städtischen Protokollen zum Volksschulwesen der Stadt Balingen erscheint vom Anfang des 19. Jahrhunderts an immer wieder ein Jakob Huzel. Er macht durch außergewöhnliches Verhalten von sich reden. Seine Berufsbezeichnung lässt zunächst Verwirrung entstehen, weil er als Lehrgehilfe, Unterlehrer, Provisor, Mittellehrer oder auch Lehramtskandidat und Schulamtsverweser aufgeführt wird.

Bei ausgedehnterem Nachforschen in Archivbeständen stellt sich heraus, dass es zwei verschiedene Personen sind, die beide den Namen Johann Jakob Huzel tragen. Der Lehrer Johann Jakob Huzel, „Lehrer der mittleren Knabenklasse“ weckt Interesse, weil er ein Verbot des Kirchenkonvents zum Vorsingediens in der Balingener Stadtkirche bewusst zu übergangen wagt. Von ihm zu unterscheiden ist der Lehramtskandidat Jakob Huzel, der in der Revolution von 1848 mit Gottlieb Rau aus Dürrowangen wegen Anstiftung zum Aufbruch vor das Rottweiler Schwurgericht geladen wird. Es handelt sich bei den beiden Schulmännern nicht um Vater und Sohn, obwohl dies vom Altersunterschied her möglich wäre. Der jüngere Johann Jakob Huzel ist vielmehr der Sohn eines Cousins des älteren.¹

Jeder der beiden Schulmänner erweist sich in seinem Leben und Wirken als eine auffallende, eigenständige Persönlichkeit mit starkem Eifer für Bildung und Bürgerrechte. Der ältere von ihnen soll nachstehend auch deshalb Beachtung finden, weil zwischen ihm und seinem Schüler Johann Tobias Beck, dem später berühmten gewordenen Theologieprofessor, ein bewegendes persönliches Verhältnis bestand.

Ein außergewöhnlicher Berufsanfänger

Im Jahre 1807 tritt Jakob Huzel, einziger Nachkomme des Balingener Bürgers und Schusters Johann Philipp Huzel und seiner Ehefrau Anna Maria, geb. Müller, seinen Dienst als junger Lehrer an der hiesigen deutschen Mädchenschule an. Auf Antrag der Stadtgemeinde hat ihn die Oberkirchenbehörde in Stuttgart kurz vorher auf seine Fähigkeiten geprüft und seine Einstellung genehmigt. Das kann den Prüfern nicht schwer gefallen sein, denn dieser Lehramtskandidat ist für die Verwendung an dieser Schulart überdurchschnittlich hoch qualifiziert.

Bereits 24 Jahre alt (1783 geboren), kommt er nicht wie viele angehende Lehrer aus einem Handwerksberuf. Er hat auch offensichtlich nicht nur wie manche andere Kandidaten nach seinem eigenen Durchlaufen der Deutschen Schule bei einem fähigen Schulmeister eine dreijährige Lehre im Schulehalten absolviert. Jakob Huzel muss die Balingener Lateinschule besucht und wahrscheinlich in seinem umfassenden Bildungseifer anschließend noch an der Universität Tübingen eine Zeit lang studiert haben. Dafür sprechen Anhaltspunkte und vor allem die erstaunlich inhaltsreiche Liste seiner vielen Bücher, die er im Alter seinem Testament beigelegt hat.

Der Balingener Kirchenkonvent als seine vorgesetzte Instanz ist damit einverstanden, dass er bald nach seinem Dienstantritt angesichts seiner musikalischen Fähigkeiten im kirchlichen Musikantenkollegium mitspielt und dafür eine Besoldungszulage erhält.² Er ist auch in der Lage, einzelnen Kindern Privatunterricht im Zeichnen zu erteilen.³

Was hat diesen ungewöhnlich vielseitig interessierten und begabten Mann dazu bewogen, in der Balingener Mägdeleinschule als Provisor, d. h. Gehilfe, anzufangen,



Für den großen Theologen Johann Tobias Beck (Bild) war Jakob Huzel ein großes Vorbild. Abbildungen von Huzel gibt es nach bisherigen Erkenntnissen keine.

an welcher er zusammen mit dem Schulmeister Johann Georg Friedrich Roller im Jahre 1807 insgesamt 205 Mädchen aller Altersstufen zu unterrichten hat? Die Entlohnung kann ihn kaum gereizt haben. Sein Provisors-Gehalt von Seiten der Stadt ist mit 110 Gulden pro Jahr plus Holz und 40 Kreuzer Schulgeld von jedem seiner Schulkinder mehr als kärglich. Der Schulmeister an der Mädchenschule erhält 182 Gulden; die Lehrer an der deutschen Knabenschule erhalten jeweils etwa 20 Gulden mehr. Der erste und der zweite Lehrer an der Lateinschule (Präzeptor und Collaborator), die ein Universitätsstudium abgeschlossen und auch die Befähigung zum Pfarramt erworben haben, bekommen ein mehr als doppelt so hohes Gehalt.⁵

Die Stadt Balingen erreicht – wie viele andere Gemeinden – mit dem Jahresgehalt für die deutschen Schullehrer bei weitem nicht den Richtsatz, den eine königliche Schulordnung im Jahre 1810 den Gemeinde nahe legt, nämlich 150 bis 300 Gulden.⁶

Wenn Jakob Huzel sich nicht scheut, in der Balingener Lehrhierarchie auf der niedersten Stufe anzufangen, so mag das in seinem Charakterbild begründet sein, wie es aus den Archivunterlagen von ihm entsteht. Er will offensichtlich mit viel Idealismus alle seine Gaben einbringen, um in der Zeit der vielen Aufbrüche gerade die Kinder des einfachen Volkes zu fähigen, mündigen Bürgern zu erziehen.

Lehrer und Vorbild für den späteren Theologie-Professor

In das dritte Dienstjahr von Jakob Huzel fällt im Sommer 1809 als Katastrophe der große Balingener Stadtbrand. Auch das Schulhaus, das ehemalige Spital hinter der Kirche, wird ein Raub der Flammen. Die obdachlosen Familien zerstreuen sich zu Verwandten und Freunden auf die umliegenden Dörfer. Als sie im Zuge des raschen Wiederaufbaues nach und nach wieder zurückkehren, wird den Schulkindern in neuen Privathäusern gruppenweise reduzierter Unterricht durch die bisherigen Lehrer erteilt.

Der Seifensieder Beck hat nach dem Stadtbrand mit seiner Familie notdürftig in seiner Werkstatt in der Nähe des Gerbertores unterkommen können. Beim Wiederaufbau seines Hauses in der jetzigen Friedrichstraße (Nr. 61) wird über die Haustüre – wie heute noch sichtbar – ein kleines, steinernes Abbild eines Hahnes mit der Jahreszahl 1810 angebracht. Sobald die Familie hier wieder eingerichtet ist, lässt er seinem sechsjährigen, lernbegierigen Sohn Johann Tobias (geb. 22. 2. 1804) zusätzlich noch durch den jungen Lehrer Huzel zu Hause Privatunterricht erteilen. Der Junge gehört offiziell zur Lateinschule und Huzel fördert ihn in den

Lerninhalten dieser Schule, wo Latein mit dem Lesen- und Schreibenlernen von Anfang an gelehrt wird. Außerdem unterrichtet er ihn in Musik. Darüber hinaus werden wohl die vielseitigen Interessen und Kenntnisse des Lehrers und sein stetiger Bildungseifer anregend auf den Knaben gewirkt haben.

Lehrer und Schüler verstehen sich sehr gut. Den jungen Tobias beeindruckten, ja prägten die Charakterseiten und Fähigkeiten seines Lehrers. Dessen aufrechte Eigenständigkeit und unbedingte Gerechtigkeitsliebe wie auch seine ehrlich-nüchterne Frömmigkeit sprechen ähnliche Neigungen in dem Jungen an. Er erlebt in ihm – wie er später berichtet – ein nachhaltiges Vorbild. Beck verdankt ja sein hohes Ansehen und seine außergewöhnliche Anziehungskraft als Professor der Theologie in Tübingen gerade der Wesensart, eigenständig und mutig seine Meinung zu vertreten, unbeeinträchtigt von anderen Ansichten bestimmter theologischer, kirchenpolitischer oder gesellschaftlicher Gruppierungen.

Dem jungen Lateinschüler Tobias Beck, der nach des Vaters Wunsch eigentlich das Seifensiederhandwerk weiterführen sollte, steht auch der zweite Pfarrer von Balingen, der Diaconus Osiander, lehrend und beratend bei, zuerst in der Vorbereitung auf das Landexamen als Aufnahmeprüfung in das Theologische Seminar („Stift“) in Tübingen, später bei den ersten Predigtversuchen des anfangs 16-jährigen Studenten im Filialort Heselwangen.

Gesundheitliche Probleme hindern Beck im Seminar Urach und im Tübinger Stift daran, alle Lehrveranstaltungen zu besuchen. Er eignet sich deshalb viele Kenntnisse und Überzeugungen im Selbststudium aus Büchern an, wie es auch sein Vorbild Huzel tut. Später muss und kann Beck als Pfarrer der Diasporagemeinde Mergentheim zusätzlich an der dortigen Lateinschule die Oberpräzeptorstelle versehen und mit 27 Wochenstunden in allen Fächern unterrichten.

Wenn Tobias Beck in den Ferien nach Balingen kommt, wird stets auch mit Lehrer Huzel gemeinsam musiziert. Als der Theologiestudent in Tübingen ein ganzes Semester lang aussetzen und zu Hause seine Leberkrankheit auskurieren muss, können Gespräche und Musik noch häufiger gepflegt werden.

Lehrer Huzel im Schulunterricht

König Friedrich I. will sein durch Gebietszuwachs neu entstandenes Königreich Württemberg auch im Schulwesen vereinheitlichen und dabei weiterentwickeln. Er lässt für Pfarrer und Lehrer Kurse über die neuen Erziehungsprinzipien und Lernmethoden des Heinrich Pestalozzi durchführen, die dieser in der

Schweiz praktiziert. Lehrer und Pfarrer im Dekanat Balingen bekommen 1809/10 Gelegenheit, in Frommern beim dortigen Pfarrer Neuffer an einem solchen Pestalozzi-Kurs teilzunehmen. Lehrer Huzel wird hier begeistert teilgenommen haben. Die Anhänger Pestalozzis sprechen von der bisherigen „Deutschen Schule“ jetzt als von der „Volksschule“ und sehen ihre Schüler – umfassender als bisher gebildet – auch aufsteigen in Aufgaben der politischen Verantwortung für das ganze Volk. Jakob Huzel kauft das Epoche machende Buch, das der Leiter des ersten staatlichen Lehrerseminars in Esslingen, Pfarrer Dr. Denzel, im Jahre 1817 erscheinen lässt. Es trägt den provozierenden Titel: „Die Volksschule“. Auch Denzels nächstes Werk kommt in Huzels Bücherschrank: „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer“.⁷

Das Balingener Schulwesen normalisiert sich wieder, nachdem 1811 ein neues Schulhaus bezogen werden kann (später „Krottengrabenschule“ genannt), in dem für die zwei Klassen der deutschen Knaben- und der Mädchenschule vier helle, hohe Schulzimmer vorhanden sind. Außerdem befinden sich hier die Räume für die zwei Klassen der Lateinschule und die Wohnung für ihren leitenden Lehrer, den Präzeptor.

Anscheinend hat Jakob Huzel methodische Neuerungen nach Pestalozzi in seinem Unterricht alsbald erprobt. Bei der Visitation der Kirchengemeinde Balingen im Jahre 1811 stellt der Dekan von Sulz nach der Prüfung der Schule fest, der Mädchenprovisor Huzel habe nicht nur die nötigen Gaben und Kenntnisse, sondern auch „geschickte Lehrmethode, viel Fleiß, ernsthafte Schulzucht und gesetzten Wandel“.⁸

Der Kirchenkonvent als Schulaufsichtsbehörde überträgt 1825 dementsprechend zuversichtlich auch den Unterricht an der frisch einzurichtenden Sonntagsschule für junge Handwerker (Vorstufe der heutigen Berufsschule) an den Provisor Huzel und seinen Kollegen Widmann.

Provisor Jakob Huzel wird auch im Laufe der Zeit befördert. Man überträgt ihm in der Knabenschule die Mittelklasse, damals Mittelstufe genannt. Wegen gestiegener Schülerzahl gibt es nun drei Schulen (= Klassenstufen) jeweils eigens für die Knaben und für die Mädchen: eine Elementarschule, eine Mittelschule und die obere Knaben- oder Mädchenschule, die von den Schulmeistern geführt wird. Die Stadt richtet ein weiteres Schulhaus ein, später „Spitaltorschule“ genannt.

Kraft Schulgesetz lautet Huzels Titel von 1836 an nicht mehr Provisor oder zu deutsch Lehrgehilfe, sondern „Unterlehrer“ im Unterschied zum ersten Lehrer, bisher Schulmeister, danach „Oberlehrer“ genannt.

(Fortsetzung folgt)

Alles Heuberg – oder was?

Ja wo leben wir denn! – Lassen sich die Grenzen bestimmen? – Von Heinrich Stopper; Schluss

Hart und Heuberg – zwei unverwechselbare Landschaften

Erzählt heute jemand, er sei „auf 'm Hart g' sei“, dann meint er entweder das Naturschutzgebiet „Irn-dorfer Hart“ oder das Gebiet der zur Gemeinde Nusplingen gehörigen „Harthöfe“. Von dem einstmals zwischen Bära und Schmeie gelegenen Hart hat sich nur ein schmaler Streifen auf der linken Seite der Bära den Eigennamen im Bewusstsein der Bevölkerung bewahrt. Egal, ob „der, die oder das Har(d)t“ (alle Geschlechtsformen trifft man an)⁴¹, der Name meint im weitesten Sinn einen lichten (Gemeinde)Wald, in den die Hirten ihr Vieh treiben konnten.⁴² Wie man sich in früherer Zeit das gesamte Hart vorstellen darf, vermittelt in eindrucksvoller Weise das 1938 als Naturschutzgebiet ausgewiesene, heute 103 ha umfassende „Irn-dorfer Hart“. Seine parkartige Landschaft wurde zum letzten Refugium seltener Pflanzen und Tiere.⁴³ Es sind aber auch die militärisch weniger beanspruchten Areale des Truppenübungsplatzes mit den charakteristischen Weidbüschen, die uns ein Bild von einer abwechslungsreichen Hartlandschaft vermitteln, wie sie noch vor dem Einzug intensiver Landwirtschaft bestanden haben mag.

Siedlungsgeschichtlich zeigt die Häufung an Orten mit der Endung auf -stetten, dass das Hart eine Landschaft der Ausbauorte ist. Früh schon, etwa ab dem 6.

Jahrhundert, dürften sich die klimatisch günstiger gelegenen alemannischen „-ingen Orte“ die zusammenhängende Hochfläche des Harts als Sommerweide unter sich aufgeteilt haben, ehe sich einzelne Hirten an spärlichen Wasservorkommen auch ganzjährig niederließen. Ein beredtes Zeugnis für die Aufteilung des Harts bildet die „Dreibahnmarke“ von 1604 in der Mitte des Harts (heute im Truppenübungsplatz). Nirgendwo sonst treffen so viele Stetten-Orte in ihren Gemarkungen zusammen.

Für den Namen Heuberg liegen vielfältige Deutungsversuche vor, so die Tätigkeit Heuen, d. h. Gras dörren, Hauen im Sinne von Holz machen oder das Feld mit der Hae bearbeiten, auch die schwäbische Steigerung von hoch = „haiher“ wurde schon bemüht.⁴⁴ Bierlingers Deutung vom „Grasplatz im Gebirge, der nicht abgeweidet, sondern zur Bereitung von Heu benutzt wird“, deckt sich auffallend mit dem Brauch der „Heubergeheut“, der für das 19. Jahrhundert auf dem Kleinen Heuberg belegt ist. Der Vogt von Geislingen bestimmte für die Gemeinden des Kleinen Heubergs den Tag, an dem alle Wiesenbesitzer auf dem Heuberg die einmündigen Wiesen zu mähen hatten. Nach dem Mähen feierten Alt und Jung ein ausgelassenes Fest.⁴⁵

Während das Hart mit seinen Trockentälern völlig ohne Wasser auskommen muss, mangelt es dem (würtembergischen) Heuberg nicht an langen, tief eingegrabenen Wasserläufen. Die Täler von Oberer und Unterer Bära, des Lipbaches und der Schlichem teilen

die Hochfläche des Heubergs in mehrere Platten auf, die für eine ausgedehnte Weidewirtschaft wohl weniger geeignet war. Für eine planmäßige fränkische Einflussnahme bei der Besiedlung des Heubergs spricht die große Ansammlung von Ortsnamen auf -heim. Dannenbauer⁴⁶ schließt mit aller Vorsicht daraus auf eine gesicherte Königstraße über den Heuberg.

Zusammenfassung

Die Bewohner des „klassischen“ Heubergs – also innerhalb des württembergischen Teils des Großen Heubergs – hatten nie ein Identitätsproblem. Ihre Heimat ist seit alters her „der Heuberg“. Etwas anderes gab es nicht. Erst in der Konfrontation mit dem Anspruch anderer Gemeinden, die den Heuberg ebenfalls als Heimat für sich reklamieren, setzt ein Nachdenken über eine Entwicklung ein, die man einfach nicht wahrgenommen hat, weil sie nicht wichtig war. In wissenschaftlichen Arbeiten des 20. Jahrhunderts, die sich mit „dem Heuberg“ als solchem beschäftigen, kommt es daher wieder zu sorgfältiger Abgrenzung in östlicher Richtung.⁴⁷

Die Untersuchungsergebnisse der vorliegenden Arbeit rechtfertigen den Schluss: Der Heuberg entzieht sich einer letzten, endgültigen Definition. Es lassen sich aber Hintergründe aufzeigen, die zu seiner gewaltigen geographischen Ausdehnung in den vergangenen 200 Jahren geführt haben. Langsam, aber stetig,

mit der Geschwindigkeit eines Gletschers, überlagerte der Heuberg den alten und eigentlich bildhafteren Landschaftsnamen Hart.

Vieles wäre noch im Detail zu untersuchen, und so erhebt der vorliegende Aufsatz auch keinen Anspruch auf letzte Wahrheit. Vielmehr soll er dem nach seinen Wurzeln strebenden Heuberger ein etwas differenzierteres Heimatbild vermitteln.

LITERATUR

- 1 Landesvermessungsamt B.-W., Topographische Karte C 7918 Albstadt
- 2 Lutz/Nebel/Noe, Kennzeichen BL, Stuttgart, S. 12
- 3 Der Zollernalbkreis: Kreiskarte auf der Innenseite des Umschlags, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1979
- 4 Hörter Klaus/Hensel Manfred, Chronik des Truppenübungsplatzes & der Garnison Heuberg bei Stetten a. k. M. 1980
- 5 Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung, Band 1, Balingen 1960, S. 162-164
- 6 Oberamt Spaichingen, Beschreibung, Stuttgart 1876, S. 3/4
- 7 Quenstedt, Prof. Dr. von, Begleitworte zu der Geognostischen Spezialkarte von Württemberg, Atlasblätter Balingen und Ebingen, 1877, S. 11
- 8 Oberamt Balingen, Beschreibung, Stgt. 1880, S. 3/4
- 9 wie Anm. 6 S. 3/4
- 10 Fröhlich, H., Die Schwäbische Alb, 1872 S. 5
- 11 vgl. auch: Schwäbische Kreiskarte von 1725 von Jaques Michal, "Suevia Univera IX Tabulis Delineata oder: Ammann J. A., Charte von Wirtemberg, Nr. 31 der Charte von Schwaben, Tübingen 1802
- 12

- Metzler J. B., Karte der Schwäbischen Alb, Stuttgart ca. 1860
- 13 Schwab Gustav, Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, Stuttgart 1823, S. 20/21, S. 170
- 14 Bierlinger Anton, in: Alemannia, Bd. II, 1875, S. 82
- 15 Crusius Martin, Schwäbische Chronik, Band II, S. 419
- 16 Meier Ernst, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852
- 17 wie Anm. 14
- 18 Stopper Heinrich, in: Heinstetten in der ehemaligen Herrschaft Werenwag, Sigmaringen 1993, S. 90
- 19 Blessing Elmar, Kolbingen und die Herrschaft Werenwag, Geiger Verlag, Horb/N. 1999, S. 41/42
- 20 wie Anm. 19, S. 67
- 21 siehe auch Anm. 19, S. 76/77
- 22 Ortsarchiv Heinstetten, A II 2.5 A 1285, A 1948, A 1806, A 3328
- 23 Das Großherzogthum Baden, Heidelberg 1857, S. 169/170
- 24 Mangold Horst, in: Heinstetten, in der ehemaligen Herrschaft Werenwag, Sigmaringen 1993, S. 280
- 25 Isert Wilhelm, Albwasserversorgung Ehmans mit besonderer Berücksichtigung des Großen Heubergs, Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen, Meßstetten, April 1963
- 26 wie Anm. 25, S. 42 - 48
- 27 wie Anm. 4, S. 86 - 94
- 28 wie Anm. 4, S. 119 - 145
- 29 Kienle Markus, Das Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Ulm 1998, S. 22/23
- 30 Wenke Bettina, Interviews mit Überlebenden, Stuttgart 1980, S. 267
- 31 Weible Reimund, Noch 50 Jahre danach packt ihn das Grausen, in: Zollern-Alb-Kurier vom 6.4.1983
- 32
- wie Anm. 4, S. 157 - 161
- 33 Gemeinde Leibertingen, Kreenheinstetten, Thalheim, Altheim, herausgegeben von der Gemeinde Leibertingen, ohne Jahresangabe, S. 1
- 34 Knittel Walter, in: Vom Untertan zum Bürger - Zur Befreiung aus der fürstenbergischen Herrschaft, in: Im Schatten eines Denkmals, Leibertingen 1993, S. 158
- 35 Fischer Albert, Besiedlung, Wirtschaft und Volkstum des östlichen Heubergs, Freiburg und Heidelberg 1939, S. 49
- 36 wie Anm. 35, S. 5
- 37 wie Anm. 35, S. 37
- 38 wie Anm. 34, S. 198
- 39 Stekler Hubert, Dorfchronik Thalheim 1984, S. 90 und 142
- 40 Gespräch mit Hubert Stekler am 3. Januar 2003
- 41 Keinath Walter, Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951, S. 17, vgl. auch die gute Zusammenfassung von: Scheerer Fritz, Häufige Flurnamen, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, 1961, Nr. 12
- 42 vgl. auch Alemannia, II. Bd. 1875, S. 268
- 43 Stopper Franz, Museum oder Forschungsstelle? Mögliche Schülerarbeiten in einem Naturschutzgebiet am Beispiel „Irdorfer Hardt“, Wissensch. Hausarbeit zur ersten Staatsprüfung an Realschulen, PH Weingarten 2001
- 44 wie Anm. 14, S. 81/82
- 45 Birlinger Anton, Volksthümliches aus Schwaben, Hildesheim, Nachdruck 1974, S. 425/426
- 46 Dannenbauer Heinrich, Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in der fränkischen Zeit, in: ZWLG, XIII. Jahrgang 1954, S. 12 u. 35
- 47 vgl. Aich Albert, Illustriertes Heimatbuch des Heubergs, Rottweil/N. 1926, S. 1 oder Waibel Barbara, Auswanderungen vom Heuberg 1750 - 1900, S. 11

Karl Hötzer im Original

Balinger Bürgerverein bringt „Loable“-CD heraus – Erlös für Glockenstuhl – Von Michael Kaiser

Da lacht das Herz des Alt-Balingers: Verse des verehrten Heimatdichters Karl Hötzer im Original, Lieder von der Fastnachtsprunksitzung des Jahres 1965 und humorvolle Reime von Hans Jetter aus Ostdorf. Insgesamt 22 Titel, auf CD gebrannt und erstmals am Stadtfest erhältlich. Für einen guten Zweck, da der Erlös in die Anschaffung den neuen Glockenstuhls der Stadtkirche fließt.

Der „Balinger send Loable“ betitelte Tonträger wird in einer Erstauflage von 1000 Exemplaren unters Volk gestreut. Das allem Anschein nach nur darauf gewartet hat. Die Zahl der Vorbestellungen liegt nämlich bei 600 Stück. Gut möglich, dass der Bürgerverein schon bald „ausverkauft“ vermeldet, zumal sich die Liste der Mitwirkenden wie das „Who ist who“ sämtlicher Balingener Mundartbewahrer liest.

Den Hintergrund der Veröffentlichung bildet die Konservierung der langsam aber sicher in Vergessenheit geratenden Balingener Mundart in Verbindung mit einem guten Zweck. Der Erlös dieses neuerlichen Projekts des Bürgervereins fließt vollständig in die Finanzierung des neuen Glockenstuhls für den Turm der Balingener Stadtkirche. Um einen deutlich volleren Klang des Geläuts zu erreichen, soll dasselbe in ein Gerüst aus Eichenholz gehängt werden. Dafür sammelt der Bürgerverein (unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten Günther Oettinger) und plant neben anderem im Rahmen des Stadtfests einen groß angelegten Luftballonwettbewerb.

Diese farbenprächtige Aktion bildet gewissermaßen den freudigen Abschluss von monatelangen Vorbereitungsarbeiten. Die treibenden Kräfte waren Waldemar Rehfuß und Else Müller, die aus bescheidenen Anfängen heraus ein hörbares Album von Alt-Balingen haben entstehen lassen. Den Auslöser dafür bildete ein Gedicht von Else Müller über Karl Hötzer, versehen mit einer Melodie. Der im vergangenen Jahr verstorbene Gerhard Rehm lieferte den Klaviersatz dazu – und fertig war der Grundstein für die neue CD.

Auf dem Tonträger selbst dreht sich so manches, aber nicht alles um den bei vielen älteren Bewohnern der Stadt unvergessenen Lehrer und Heimatdichter Karl Hötzer. Zu hören sind von ihm eine Radioveröffentlichung vom 14. September 1959 mit dem Titel „Em Gaarte“ sowie drei Live-Aufzeichnungen vom Balingener Heimatabend des Jahres 1967 mit den Titeln „D' Hoamet“, „S goht uf d Locha“ und „An guate Root“. Weitere Mitwirkende sind Walter Reißwenger (einmal im Duett mit seiner Tochter Kristina) sowie Heinz Wallrauch



Frischen die Balingener Mundart auf: (von links) Waldemar Rehfuß, Else Müller, Walter Reißwenger und Michael Nentwich sind die treibenden Kräfte der CD „Balinger send Loable“.

FOTO: MICHAEL KAISER

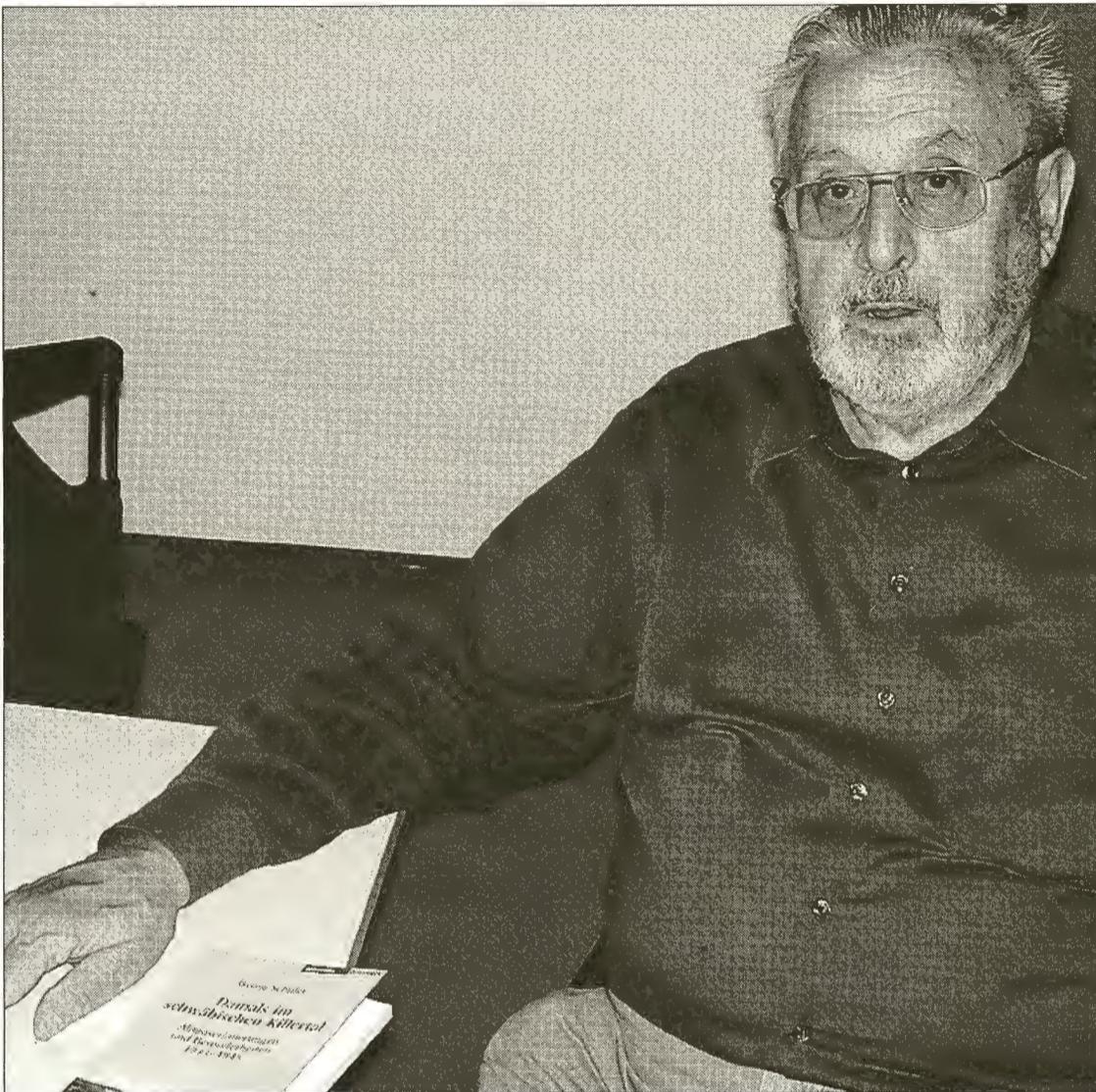
(„Der singende Fliesenleger“) und Gerd Braun, der am Klavier begleitete. Einige dieser Aufnahmen entstanden bei Fasnachtsprunksitzungen 1965 und 1975.

Mundartliches tragen begleitend dazu die beiden Ostdorfer Hans Jetter („Schwäbische Mundart“) und Helmut Hauser („Heimwärts denken“) vor, ebenso Hilde Eisele. Eine schwungvolle Abrundung erfahren die Textpassagen durch Beiträge des Balingener Akkordeonorchesters, des Musikvereins Heselwangen und der Volkstanzmusik Frommern. Für die gesamten Aufnah-

men und Überspielungen zeichnet Michael Nentwich aus Balingen mit seinem mobilen Tonstudio verantwortlich. Die Illustration des Tonträgers oblag der Künstlerin Inge Speidel-Sauter aus Heselwangen, die sinnigerweise das Motiv einer brennenden Bäckerei verwendet hat, den Ursprung der Loable-Sage, der zufolge die angerückte Balingener Wehr in einem brennenden Heselwanger Gebäude die wohlriechenden Brotlaibe rettete, anstatt die Flammen zu löschen.

Wie der Reichsjägermeister einen Rehbock traf

„Damals im Killertal“ – Georg Schuler berichtet aus schicksalshafter Zeit – Von Daniel Seeburger



Beleuchtet in seinem Buch die Zeit zwischen 1933 und 1945 in Hausen i. K.: Georg Schuler. FOTO: DANIEL SEEBURGER

Der 3. August 1939 war ein historischer Tag für das Killertal. Generalfeldmarschall Hermann Göring, eine der Größen des Dritten Reiches, besuchte Burladingen. Göring war gleichzeitig Reichsjägermeister und hatte sich Hermannsdorf zum Abschuss eines kapitalen Rehbocks ausgesucht.

Georg Schuler aus Hausen im Killertal war damals gerade einmal zehn Jahre alt und stand mit seinen Mitschülern vor der Hausener Volksschule um den in der Staatskarosse vorbei rasenden Gast zu begrüßen. In seinen Alltagserinnerungen und Besonderheiten aus den Jahren 1933 bis 1945, die Schuler jetzt unter dem Titel „Damals im schwäbischen Killertal“ veröffentlicht hat, erinnert er sich an die Aufregung, die der „Staatsbesuch“ in der kleinen Gemeinde hervorgerufen hat.

Göring, bekannt für seine Großmannssucht und Arroganz, traute seinen Jagdkünsten offensichtlich nicht. Ein lange gehegter und gepflegter kapitaler Rehbock sollte die Ehre haben, vom Reichsjägermeister persönlich erlegt zu werden. Damit das Tier nicht unnötig aufgeschreckt wurde, sperrte man das Terrain großräumig ab – allerdings viel zu spät. Ein Hausener Landwirt, der schon frühmorgens in den Wald gefahren war, kam der Jagdgesellschaft in die Quere „und wurde mit Gewaltandrohungen zur Umkehr gezwungen“. Einigen Bäuerinnen, die Himbeeren sammelten, ging es nicht besser. Schließlich wurde es dem Rehbock zu viel und er zog es vor, sich nicht mehr blicken zu lassen. Nach einer Weile brach dann doch, womöglich unter vielen Manipulationen des verantwortlichen Jagdpächters, ein Ersatzbock aus dem Unterholz und Göring kam zu seiner Trophäe.

Die Geschichte von Georg Schulers Zusammenreffen mit dem Reichsjägermeister ist nur eine von vielen Erinnerungen, die der Hausener aus den zwölf dunkelsten Jahren der deutschen Geschichte zusammengetragen hat. Dabei bleibt der 1929 Geborene immer distanziert, obwohl er mittendrin im Geschehen steck-

te. Schuler schreibt vom alltäglichen Leben und dem alltäglichen Wahnsinn in der Diktatur. Er erzählt von den Mutigen und den Feigen. Von dem „Mariele“ beispielsweise, die als uneheliches Kind geboren wurde. Ihre Mutter war längere Zeit in einem jüdischen Haushalt in Haigerloch beschäftigt und das Mariele wurde deshalb in der Schule manchmal als „Judenmariele“ gehänselt. Nach der Machtergreifung der Nazis wollte plötzlich niemand mehr mit ihr spielen, die Partei verlangte einen Ariernachweis. Die Vorbehalte gegen die junge Frau pflanzten sich auch in die Nachkriegszeit fort: „Aber manchmal spüren sie und ihre inzwischen erwachsene Kinder heute noch unerklärliche Vorbehalte mancher Leute“.

Georg Schuler ist ein genauer Beobachter. Das jetzt im Zeitgut-Verlag erschienene Buch ist ein Auszug aus seinem Buch „Damals im Killertal“, in dem die Zeit zwischen 1933 und 1945 nur ein größeres Kapitel von vielen war. Schuler war von 1957 bis 1991 als Lehrer an der Kaufmännischen Berufsschule in Balingen tätig, ab 1991 schrieb der Oberstudienrat seine Memoiren auf. Nachdem diese 2001 beim HD-Verlag erschienen sind, wurde der Berliner Zeitgut-Verlag auf das Werk aufmerksam, der in der Reihe „Sammlung der Zeitzeugen“ persönliche Schilderungen aus verschiedenen Epochen präsentiert.

Den ursprünglichen Titel allerdings musste Georg Schuler ändern. Denn „Damals im Killertal“ hat in den Lesern aus den anderen Teilen Deutschlands ganz bestimmte Assoziationen hervorgerufen. „Viele meinten, es sei ein Krimi“, verrät Georg Schuler.

Ein Krimi ist sein Werk nun wirklich nicht – aber ein Buch, das mit leisen Worten manchmal Ungeheurliches zu erzählen vermag. Die Geschichte der Brüder Hans und Paul Ruff beispielsweise. Nachdem Hans Ruff am 24. September 1944 in Italien gefallen war, schlug das Schicksal schon kurze Zeit erneut zu. „Nach der dritten kirchlichen Trauerfeier, dem Totenopfer,

wartete der Bürgermeister vor der Kirchentür, um den Eltern des Gefallenen mitzuteilen, dass auch ihr zweiter Sohn Paul in Russland gefallen war, und zwar am gleichen Tag wie sein Bruder Hans“, berichtet Georg Schuler. Er zitiert aus den Schreiben der Kompanieführer an die Eltern der Gefallenen. Sie hätten ihr Leben an entscheidender Stelle für Großdeutschland gegeben und seien den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland gestorben. An keiner Stelle des Buches wird die Absurdität des Krieges, die Verlogenheit der politischen und militärischen Führung und das Leid der Bevölkerung, auch der deutschen Deutschland, deutlicher.

INFO

Georg Schuler: Damals im schwäbischen Killertal; 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen; Sammlung der Zeitzeugen, Band 32, Zeitgut Verlag, Berlin; 9,80 Euro.

Durchs Schlüsselloch ins 18. Jahrhundert

Die Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb besucht am Samstag, 17. September, das Residenzschloss Ludwigsburg. Es gilt, unentdeckte Schätze bei der Führung rund um die versteckte Pracht in unbekanntenen Räumen zu entdecken. Wer wollte nicht einen Blick durch das Schlüsselloch in das Leben im Schloss im 18. Jahrhundert riskieren? Hans Kratt wird die Exkursion leiten. Die Reise wird mit der Bahn unternommen. Einzelheiten zur Abfahrt und zur Rückkehr, aber auch zum Programm gibt es bei Hans Kratt, Telefon (0 74 33) 35 320 und Erich Mahler (0 74 71) 155 40.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Adolf Klek
Wolfenbühlstraße 6
72336 Balingen

Heinrich Stopper
Adalbert-Färber-Straße 20
72469 Meßstetten

Michael Kaiser
Redaktion ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Daniel Seeburger
Redaktion ZOLLERN-ALB-KURIER
Grünwaldstr.15
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

30. September 2005

Nr. 9

Die Sülzle – Eine Rosenfelder Familie

1530 wird der erste „Siltzlin“ urkundlich erwähnt – Von Walter Sülzle sen./ Teil 1

Der von Lateinschullehrer G. Bertsch 1905 erstellte Stammbaum der Familie Sülzle beginnt mit einem Anastasius, der um 1530 in einer Urkunde erwähnt wird. Der ursprüngliche Name war „Siltzlin“, was aus heutiger Sicht „Kleiner Salzmann“ heißt. Salz war in jener Zeit ein kostbares Gut.

Am unteren Rand des Stammbaumes ist folgende Bemerkung notiert: „Die Familie Sülzle ist eine der ältesten von Rosenfeld und war vor dem Dreißigjährigen Krieg zahlreich. Alle verwendeten Daten stammen aus den Rosenfelder Kirchenbüchern.“

Als erstes Ehepaar wird Hans genannt, gestorben 1575, Geistlicher Rat und Verwalter in Rosenfeld. Seine Frau Othild ist ohne Nachname genannt. Sein Sohn Hans-Ulrich war wahrscheinlich Nachfolger seines Vaters als Verwalter. Danach beginnt ein exakter Nachweis mit Mädchennamen der Ehefrauen, Anzahl der Kinder samt Geburts- und Sterbetagen.

Die folgende Aufstellung zeigt in gerader Linie die Stammhalter, welchen 36 männliche und 28 weibliche Kinder geboren wurden, bis zum Jahr 1936.

rete Schmid aus Rosenfeld. Aus dieser Ehe gingen fünf Töchter und nach 15 Jahren der Stammhalter Wilhelm Karl hervor:

1881 • Elise, verheiratet mit Oberlehrer Mayer, der vielen Rosenfelder Jahrgängern Lesen, Schreiben, Rechnen und das Grundwissen beigebracht hat. Weiter unterrichtete er sämtliche gewerblichen Lehrlinge, wie Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Schmiede usw. in Abendkursen in Mathematik, Geometrie und Materialkunde.

1882 • Frieda, ledig geblieben; sie arbeitete später als Verkäuferin im elterlichen Laden und erledigte die Büroarbeiten.

1885 • Martha, ledig geblieben; eine resolute, fleißige Frau, die in Küche, Haus und der Landwirtschaft das Kommando führte. Zu dieser Zeit war es Sitte, dass die unverheirateten Gesellen sowie die Lehrlinge im Meisterhaus wohnten und verköstigt wurden.

1888 • Anna Margarete, verheiratet mit Karl Fischer, Sonnenwirt und Brauer. Während ihres Wirkens in der

Je nach Bedarf des Umlandes, entwickelten sich die verschiedensten Schmiedebetriebe, wie z. B. der Huf-, der Wagen-, der Zeug-, der Messerschmied. Im Gegensatz zu ländlichen Gebieten gab es in den Städten Gold-, Silber- und Kunstschmiede. Bis ins 20. Jahrhundert war die Schmiedezunft im ländlichen wie im städtischen Bereich eine der angesehensten Handwerkszünfte, welche großen Einfluss auf das Wohlergehen der Menschen hatte – denken wir nur an den Hammer, die Zange, das Schloss oder den Pflug.

Was war die Aufgabe des Zeugschmieds? Er stellte alle Gegenstände her, die aus Stahl gefertigt wurden und die in Haus und Hof notwendig waren. Dazu gehörten beispielsweise das Langband und die Kloben für das Scheunentor oder der geschmiedete Nagel, mit dem dieses im Holz befestigt wurde. Des Weiteren fertigte der Zeugschmied Gabeln, Schaufeln, Hacken, bis hin zu Fensterbeschlägen sowie die Gebrauchsgegenstände für Haus und Hof.

Wilhelm Christian Sülzle hatte in seinem Vater einen guten Lehrmeister. Da die Lehrlinge vor dem Frühstück den Stall versorgen mussten – das bedeutete füttern, misten und melken – war ein 12-Stunden-Tag normal. Auch bei der Feldarbeit wurden sie eingesetzt, da mit dieser der größte Teil der Ernährung von ungefähr 15 Personen gesichert wurde.

Wilhelm Christian war ein moderner Unternehmer, der sich auch an Neuartiges wagte. So baute er zum Beispiel Göppelanlagen auf, welche die beginnende Mechanisierung vorantrieben. Durch ein Zugtier, das im Kreis lief, wurde ein großes Zahnrad von drei bis vier Metern Durchmesser, das waagrecht auf einer großen Welle gelagert war, in Bewegung gesetzt. Darauf befand sich ein Zahnraddritzel, welches direkt auf einer waagrecht liegenden, stabil gelagerten Welle befestigt war. Es wurde eine 500fache Übersetzung erreicht.

Die entstandene Kraft wurde über Riemenscheiben und Ledertreibriemen auf andere Maschinen übertragen. Diese Krafterzeugung wurde dort eingesetzt, wo Wasserkraft fehlte.

Um einen größeren Kundenkreis schneller zu erreichen, ließ sich Wilhelm Christian mehrere Laufräder bauen, die vom Grafen Trodinee erfunden wurden. So baute er beispielsweise bei Glatt (Oberamt Sulz) über die Glatt eine ersten Stahlbrücken. Weiter war er beim Wasserleitungsbau in verschiedenen Orten der Umgebung der Auftragsnehmer.

Ein Ladengeschäft, in welchem sowohl die eigenen Produkte, als auch in Fabriken hergestellte Bedarfsgüter wie Nägel, Schrauben und Sägen verkauft wurden, wurde 1890 eingerichtet. Neben Erd-, Terpentin- und Leinöl verkaufte man auch die verschiedensten Naturfarben. Dem Haus- und Küchenbedarf wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da gusseiserne Töpfe und Pfannen verschleißarm waren. Auch emaillierte Gefäße und Behälter kamen in Mode und verdrängten zum großen Teil die Produkte des Hafners.

Mitte des 19. Jahrhunderts begann langsam die Industrialisierung. Durch die schnell wachsende Bevölkerung entstand eine größere Nachfrage nach Gebrauchsgütern. Es entstanden Fabriken, welche einige Artikel rationell herstellten und diese auch preisgünstig anbieten konnten. Bis auf Huf- und Wagenschmied konnte sich keines der ursprünglichen Handwerke bis ins 21. Jahrhundert halten. Es entwickelten sich dadurch neue Berufe, wie der Schlosser, der Mechaniker, der Werkzeugmacher und der Flaschner.

Das Sprichwort sagt: „Handwerk hat goldenen Boden“. Die Begründung hierfür liegt in der Tatsache, dass jedes Handwerk von Grund auf gelernt und prakti-

Name	Beruf	von / bis	Ehefrau	Kinder
Hans	Geistl. Rat u. Verwalter	1573	Othild	nicht bekannt
Hans-Ulrich	Verwalter	1550 – 1617	Magdalena und Barbara Heinzelmann	10
Mathias	Schreiner	1586 – 1625	Maria Schmid	5
Hans-Ulrich	Weber	1619 – 1707	Maria von Onstmettingen	8
Johann Georg	Weber	1649 – 1707	Elisabeth	6
Johann Michael	Tuchmacher	1685 – 1763	Eva Müller	4
Johann Georg	Tuchmacher	1711 – 1788	Anna Magdalena Hauser	6
Johann Georg	Tuchmacher	1778 – 1817	Rosine Seemann und Anna Magdalena Stotz	10
Johann Martin	Zeugschmied	1823 – 1886	Johanna Friederike Letters	3
Wilhelm Christian	Zeugschmied	1854 – 1930	Rosine Margarete Schmid	6
Wilhelm Karl	Mechanikermeister	1895 – 1957	Maria Schneider	7

Der Beruf des Webers war im Mittelalter vergleichbar mit dem eines heutigen Heimarbeiters. Die Wolle oder das Leinen wurde von einem Tuchhändler gestellt mit bestimmten Vorgaben, wie Länge, Breite und Dichte des Gewebes.

Nach zwei Generationen Webern wurden drei Generationen Tuchmacher verzeichnet. Diese kauften das Rohmaterial auf eigene Rechnung und konnten damit kreativ sein. Wie Johann Martin als erster Sülzle-Zeugschmied zu seinem Beruf kam, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich waren es die Umwälzungen im 19. Jahrhundert. Er heiratete Johanna Friederike Letters, deren Vater zu jener Zeit in Rottweil eine größere Zeugschmiede betrieb. Vielleicht hat er auch dort gelernt und gearbeitet. Seinen eigenen Betrieb samt Landwirtschaft begann er im elterlichen Haus in der Balinger Straße 92 (Leidig-Haus).

Als Wilhelm Christian Sülzle am 18. 11. 1854 geboren wurde, konnte ihm niemand voraussagen, welchen Grundstein er sowohl in der Familiengeschichte „Sülzle“, als auch in der Entwicklung der Stadt Rosenfeld legen würde. Nach dem Schulbesuch lernte er bei seinem Vater dessen Handwerk gründlich, war auch mehrere Jahre „auf der Walz“ und beim Militär. Als 26-Jähriger kaufte er das heutige „Sülzle-Haus“ am Marktplatz, das mitgeprägt wird vom Marktbrunnen, der mit einem schönen Ritterstandbild geschmückt ist. Im gleichen Jahr heiratete er die Seifensiedertochter Rosine Marga-

„Sonne“ wurde es das beste Wirtshaus, in dem alle Hochzeiten und sonstige Feste stattfanden. Zur „Sonne“ gehörte eine der größten landwirtschaftlichen Betriebe; neben Rindvieh und Schweinen hatte man dort immer zwei bis drei Pferde.

1892 • Mathilde Emma, starb mit 4 Jahren.

1895 • Wilhelm Karl, der ersehnte Stammhalter, welcher 1922 den elterlichen Betrieb übernahm und ausbaute. Er heiratete am 1. August 1922 die schöne Metzgermeistertochter Maria, geb. Schneider aus Rosenfeld.

Schon in der „Eisenzeit“ schmolz man aus eisenhaltigem Gestein Roheisen. Daraus wurde dann in der Weiterverarbeitung Gusseisen gewonnen, was ausschließlich in fürstlichen Werken verarbeitet werden durfte. Eine aus dieser Zeit stammende Handwerkskunst waren die bebilderten Ofenplatten, wie diese heute im Heinrich-Blickle-Museum gezeigt werden. Die älteste Platte trägt die Jahreszahl 1551 und stammt aus dem Brenztal. Da Gusseisen durch seinen hohen Kohlenstoffgehalt sehr brüchig war, wurde der Kohlenstoff durch weiteres Glühen und Schmieden abgebaut. Es entstand Stahl, der elastisch war, geformt und gehärtet werden konnte. Der Schmiedebetrieb war entstanden! Wahrscheinlich waren die Waffenschmiede, die Schwerter, Lanzen, Schilde, Rüstungen und sonstige Kriegsgerät herstellten, die ersten dieser Zunft!

ziert werden musste. Die Zünfte achteten streng darauf, dass Anstand, Fleiß, Ausdauer und Ehrlichkeit oberste Priorität hatten.

Wilhelm Karl Sülzle wuchs im Elternhaus mit seinen vier Schwestern, mehreren Gesellen und Lehrlingen auf. Nach der Volksschule besuchte er die Latein-Schule, die erstmals 1551 in Urkunden erwähnt ist. Auch ein Gedicht von Präzeptor Haselstock über das Schuljahr 1893/94 zeigt, wie es damals zugeht.

Dann kam das Wasser aus der Leitung nach Rosenfeld und bald darauf folgte die Elektrizität. Es dauerte einige Zeit, bis diese Erleichterungen von der Bevölkerung angenommen wurden.

Wilhelm Karl hatte einen der „neuen“ Berufe, Mechaniker, bei einer Firma in Biberach gelernt. Dort war er auch bei den christlichen Pfadfindern. Bei Beginn des ersten Weltkrieges, 1914, meldete er sich als Freiwilliger und kam an die Front nach Galizien, wo er verwundet wurde und das Glück hatte, ins Lazarett nach Berlin zu kommen. Dort besuchte ihn die Rosenfelderin Elise Rehm, die Hausbeschießerin in einem Generalhaushalt war. Anlässlich eines Besuches von Kaiserin Viktoria in diesem Krankenhaus wurde er von „Ihrer Majestät“ persönlich begrüßt, was für Rosenfeld eine Sensation war. Nach der Genesung wurde er zum Württembergischen Armee-Kraftwagenpark Nr. 16 versetzt, wo er in einer Kraftfahrzeug-Reparaturkompanie sowohl an der Front, als auch in der Etappe als Mechaniker eingesetzt wurde.

Ab und zu erzählte er von seinen Erlebnissen an der Front und der Etappe. Zum Beispiel, wie damals ein Differential an der Hinterachse von Hand mit Schnirgel und Öl eingeschliffen wurde: hundert mal links herum und hundert mal rechts herum und so weiter, bis es gleichmäßig arbeitete. Auch von mit Ketten getriebenen, vollgummibereiften Lastwagen mit Rutschkupplungen anstatt einem Differential konnte er berichten. Ferner erzählte er, wie seine Kameraden eine angehängte Haubitze zum Umkippen brachten.

Der Krieg ging verloren. Auf einem Foto, das kurz nach dem Waffenstillstand gemacht wurde, sieht man ihm und seinen Kameraden die Enttäuschung und Erniedrigung förmlich an. Am 19. Dezember 1918 wurde er in Bruchsal aus der Armee entlassen, mit 15 Reichsmark Marschgeld und 50 Reichsmark Entlassungsgeld. Weihnachten 1918 war er wieder zu Hause. Später erzählte er oft, dass das, was er in dieser Zeit bei der Armee gelernt und erlebt hatte, sein damaliges Mechanikerleben stark beeinflusst und bereichert hatte. Wahrscheinlich stammen aus dieser Zeit seine geflügelten Worte: „A Tröpfle Öl duat Wonder“ oder „Do isch es ja fuarzdrucka“.

Mit vier großen Schwestern groß zu werden war auch in damaliger Zeit keine Kleinigkeit. Er war für damalige Begriffe „a schmächtigs Maole“. Bis zu seiner Verheiratung am Dienstag, dem 1. August 1922, mit der schönen Metzgermeistertochter Maria, geborene Schneider, lebte er im Elternhaus. Noch vor seiner Eheschließung zogen die Eltern und Geschwister ins heutige „Haus Leidig“, Balinger Straße 92, wo sie ihre Landwirtschaft umtrieben.

Im Lauf seiner Ehe wurden folgende Kinder geboren:

1923	Sohn Reinhold	1944 in Russland gefallen
1925	Tochter Elisabeth	verheiratet mit Heinrich Blickle
1927	Sohn Walther	Mechanikermeister
1929	Sohn Helmut	Kaufmann; 1988 gestorben
1931	Sohn Karl	Landwirtschaftsmeister, Sülzle-Hof; 2002 gestorben
1934	Tochter Ruth	verheiratete Schwarz, Berlin
1936	Tochter Hanna	gelernte Eisenhändlerin, dann Bürokauffrau, 1961 – 1966 Ausbildung zur Kindergärtnerin. Anschließend fünf Jahre als Hausverwalterin und Erzieherin bei ihrer Schwester tätig, als deren Mann gestorben war. Es waren fünf Kinder im Alter von 2 – 12 Jahren zu versorgen. Danach Ausbildung zur Dipl.-Sozialpädagogin, dann Dozentin an der Fachschule für Sozialpädagogik in Reutlingen.

Was Wilhelm Karl in der beginnenden Inflationszeit bewegte, ist im Detail nicht zu beschreiben. Von Anfang an versuchte er mit seiner Frau Maria ein krisen-



Familienfoto anno 1943: Wilhelm Karl Sülzle, seine Ehefrau Maria und die Kinder Reinhold, Elisabeth, Walther, Helmut, Karl, Ruth und Hanna.

festes Unternehmen aufzubauen. Dieses bestand aus folgenden Geschäftszweigen:

1. das Ladengeschäft
2. die Produktion von Geräten
3. der Landmaschinenverkauf und die dazugehörige Reparaturwerkstätte.

Das Ladengeschäft

Dieses wurde, wie von den Eltern übernommen, weitergeführt und nach und nach vergrößert, was jedoch bald aufgrund Platzmangels nicht mehr möglich war. Erst als 1929 durch den Bau der „Werkstatt“ der erste Industriebau Rosenfelds entstand, kamen zirka 150 Quadratmeter dazu. Sämtlicher Bedarf für alle Handwerker – angefangen von Werkzeugen und Leim, über Schrauben und Farben bis hin zu Ölen und Lacken – war im Angebot. Weiter wurden Fittings und Rohre, Blech in Tafeln, Rund-, T- und U-Eisen sowie Leichtmetallprofile verkauft. Für die Landwirtschaft gab es sämtliche Gerätschaften von der Sense bis zur Mistgabel sowie ein großes Sortiment von Ketten – angefangen von Sperrketten, Ketten in Meterware, Kuh-, Kalb- und Hundeketten sowie Spannketten. Darüber hinaus gab es Kettenzubehör wie Zuhaken, Ringe, Kettenglieder.

Für Küche und Haus wurden Kochtöpfe, Pfannen, Krüge, Eimer, Steingutgeschirr und Bestecke in Stahl und Silber, Badewannen und Zuber angeboten. Auch Wäschepressen und Waschbretter gehörten zum Sortiment. Noch heute hört man: „Beim Sülzle kriegt man alles!“

Die Produktion

Es wurden nur Teile entwickelt, die dem Motto „aus der Praxis für die Praxis“ genühten – und das in der Inflationszeit. Wilhelm Karl beschäftigte von Anfang an immer einen Meister, mehrere Gesellen und drei bis sechs Lehrlinge. Im Jahre 1929 entschloss man sich, die Zehntscheuer zu kaufen, abzubrechen und darauf die „Werkstatt“ zu bauen. Dies war der erste Industriebau in Rosenfeld aus Beton, mit großen Fenstern und einer Zufahrt von der Stadtgrabenstraße, zwischen Kronenwirt und Wagner-Vögele-Gebäude. Die Produktion wurde rationalisiert, neue Arbeitsplätze geschaffen und neue Produkte entwickelt.

Die nachstehende Aufstellung zeigt nur einen unvollständigen Teil der Produktpalette:

- Riemenloch- und Pressapparat für Spiralverbinder mit eingetragenen Musterschutz.
- Spiralverbinder in verschiedensten Größen und Drahtdurchmessern.
- Patentierter Riemenverbindeapparat für Schraubstock.
- Das Patent wurde an die Firma Matthaer in Offenbach verkauft. Diese war zu der damaligen Zeit der größte Hersteller von „Adler-Riemenhaken“. Gleichzeitig erhielt er von dieser Firma die Erlaubnis, als „Supergroßhändler“ deren Produkte zu vertreiben.
- Schubkarrenräder mit einem T-Eisenreif, fünf Speichern und einem Rohr als Achse, alles elektrisch geschweißt.
- Waschseilrollen aus Holz, Blech und Guss.
- SÜRO-Jauchebreitverteiler in den Größen 00, 1, 2, 3 und 4 sowie Schlauchhahnen in Größe 2, 3 und 4, an welche ein Feuerwehrschauch angeschlossen wurde und somit ein größerer Radius der Bedienung ermöglicht wurde.
- Kugellagerblechseilrollen für Hanfseile, welche die Holzrollen ablösen.
- Ratsch-Schraubenzieher, sowohl für Schlitz- als auch für Sechskantschrauben in zwei Größen.
- Drei Automaten zur Herstellung von aufgeschweißten Anker-Sicherheitsriemenhaken.
- Folgeschnittwerkzeuge für Gelenk und Sechszackverbinder.
- SÜRO-Gelenkriemenverbinder der Größen 15, 20, 25, 27, 35, 45 und 55.
- SÜRO-Sechszackverbinder der Größen 200, 201, 202, 203 und 204.
- Herstellung von Stanz- und Folgepresswerkzeugen für luftbereifte Schubkarrenräder.

Den Verkauf übernahm Wilhelm Karl selbst, wobei er sowohl Einzel-, als auch Großhändler belieferte. Die Leipziger Messe, damals die größte Messe in Deutschland, besuchte er regelmäßig und stellte auch einige Male dort aus. Das Hauptabsatzgebiet für die eigenen Produkte waren Württemberg, Bayern, Baden, aber auch die Schweiz, Österreich und Frankreich. Sogar bis nach Australien wurde exportiert. Zu jeder Zeit waren lokale Messen sehr wichtig, und es musste regelmäßig dort ausgestellt werden. (Fortsetzung folgt)

Geschichte ebenso wie für die Weltgeschichte, besitzt „Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden“ und „Christliche Reden von J. T. Beck, Profess., 3. Theil, Stuttg. 1847“. Bei den beiden letztgenannten Titeln ist kein Preis eingetragen. Diese Bände werden ihm wohl von Professor Beck selbst geschenkt worden sein.

Nach dem Tode des Lehrers gehören zu seiner Hinterlassenschaft auch Malutensilien und Notenheft, Gesangbuch, Orgel-Choralbuch, ja sogar ein Klavierstimmbuch. Ein Klavier oder ein anderes Instrument ist im Inventar-Verzeichnis nicht zu finden; vermutlich hat er es vorher verkauft. Auch sein Haus verkauft er 1854 mit der Bedingung, auf Lebenszeit darin wohnen zu dürfen.¹⁶

Lieblose Entlassung

Das Jahr 1851 bringt die Entlassung des 68-jährigen Lehrers. Sie geschieht offenbar unter Umständen, die ihn für den Rest seines Lebens sehr schmerzen. Es ist nichts Näheres darüber zu erfahren. Er hat wohl mehr öffentliche Würdigung und Dankbarkeit für seinen Dienst an der Schuljugend der Stadt erwartet, denn das war der ungeteilte Lebensinhalt des allein stehenden Mannes in mehr als 40 Jahren.

Jakob Huzel verfügt in einem wie gestochen von ihm 1856 geschriebenen Nachtrag zu seinem Testament: „Das Legat in meinem Testament für die mittlere deutsche Knabenschule hier soll aufgehoben sein, weil ich von dem hiesigen Stadtrat so lieblos entlassen worden bin.“ Der Betrag soll anstatt dessen den hiesigen Armen im Spital zugute kommen.¹⁷

Was hat die Stadtväter zu der „lieblosen“ Entlassung des Schulmannes veranlasst? Können die Ursachen dafür in einer Verflechtung mit den politischen Ereignissen der Jahre 1848 bis 1851 vermutet werden?

In Balingen hatten im September 1848 der eifrige „Demokrat“ Gottlieb Rau und der junge Lehramtskandidat, der ebenfalls Jakob Huzel hieß und ein Sohn seines Cousins war, zum Volksmarsch nach Stuttgart aufgerufen, um beim Cännstatter Volksfest die Abschaffung der Königsherrschaft und Gründung einer Republik Württemberg zu erreichen. Das Unternehmen misslang, trotz der allgemeinen Aufbruchstimmung dieses Jahres. In einem Hochverratsprozess vor dem Schwurgericht in Rottweil musste eine Reihe führender Männer der Stadt Balingen am Anfang des Jahres 1851 als Zeugen erscheinen. Der junge Revolutionsredner Huzel selbst hatte sich der Festungshaft durch Flucht entzogen.¹⁸ Dass sein älterer, namensgleicher Verwandter in diese Vorgänge irgendwie einbezogen war, lässt sich aus Archivmaterial nicht feststellen. Bei seinem auffälligen Drang nach Bürgerrecht und Emanzipation ist es ihm zuzutrauen. Dadurch kann mancher Unmut gegen die beiden Lehrer Huzel in der Stadt entstanden sein.

Wenn sich der Balingener Stadtrat drei Jahre später scheute, den alten Lehrer ehrenvoll zu verabschieden, konnte er sich außerdem durch eine landesweite Stimmung gegen die Unruhestifter bestärkt fühlen. Wegen der häufigen Beteiligung von Lehrern an den Aktionen für mehr demokratische Rechte im Revolutionsjahr hatte sogar 1848 König Wilhelm I. eine demütigende pauschale Verwarnung an alle Lehrer im Lande ergehen lassen, deren Kenntnisnahme von jedem zu unterschreiben war.

Der berühmte Theologe als Sterbebegleiter

Die Freundschaft zwischen dem Balingener Lehrer und dem Theologieprofessor Beck ist in gegenseitiger Wertschätzung nie erloschen. Als den Professor Beck Ende Mai 1860 die Kunde erreicht, sein Lehrer Huzel, 77 Jahre alt, liege todkrank darnieder, sagte er alle seine Verpflichtungen in Tübingen ab und reist nach Balingen, um dem Sterbenden fünf Tage lang bis zum Tode beizustehen.

Das will viel heißen, zumal Professor Beck in Tübingen so viele Studenten vor sich sitzen hat, wie vor ihm in der ganzen Universitätsgeschichte noch kein Lehrer der Theologie. Außerdem gibt es manche Kritiker, ja Gegner, die Anstößiges bei ihm suchen.

Nach Huzels Tod schreibt Beck an Freunde in Basel, wie tief ihn das letzte Beisammensein mit diesem Manne bewegt hat. Der Sterbende habe nicht – wie sonst häufig zu erleben – sentimental-pietistisch seine Sünden beklagt, sondern sei mit gutem Gewissen im Glauben an Gottes Gnade gestorben.¹⁹

Bei der Versteigerung des Huzel'schen Nachlasses werden Bücher von Beck vorneweg dem Sohn des Pro-

fessors, dem hiesigen Seifensieder Beck, preisgünstig überlassen. Er erwirbt auch zwei Notenhefte und das Choralbuch von Knech, vermutlich weil sie von den beiden Freunden beim gemeinsamen Musizieren benutzt worden waren. Vielleicht möchte sie der Seifensieder seinem Vater als Andenken an die schönen Stunden mit dem Freund Huzel übergeben. Professor Beck starb am Jahresende 1878.

An den berühmten Theologen erinnert in der Balingener Stadtkirche ein von ihm gestifteter Abendmahlskelch und ein kopiertes Porträt an einer Wand im Chor. Im Leben der Kirchengemeinde nimmt das Johann-Tobias-Beck-Gemeindehaus einen wichtigen Platz ein. Eine kurze Beckstraße in der Nähe des Freibades trägt ebenso seinen Namen und sein Elternhaus ist im alten Stadtkern zu sehen. Seinem Lehrer, Vorbild und Freund Jakob Huzel gebührt auch ein ehrendes Erinnern.

QUELLENNACHWEIS

- 1 Kirchenregisteramt Balingen, Familienregister I. Vater des jüngeren J. Jakob Huzel ist der Sekler Johann Peter Huzel, der mit dem älteren denselben Großvater hat, nämlich den Balingener Nagelschmied Johann Philipp Huzel.
- 2 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Balingener Kirchenkonventsprotokolle, Bestand B 77, Beschluss vom 12. November 1807.
- 3 Wilhelm Foth: Amtsstadt Balingen... Die Daten stammen aus dem Kirchenvisitationsbericht von 1811, jetzt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A 281, Bü 45.
- 4 Wie Nr. 2, Schülerzahlen bei der Visitation am 22. April 1807. Die Knabenschule zählt 189 Schüler für ebenfalls einen Schulmeister und einen Provisor.
- 5 wie Nr. 3.
- 6 Gerd Friederich: Die Volksschule... S. 120
- 7 Stadtarchiv Balingen, Nr. 742, Inventar- u. Realteilung der Verlassenschaft des verst. Johann Jakob Huzel, vorm. Schullehrer dahier v. 30. Juni 1860.
- 8 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A 281, Bü 45, Kirchenvisitationsakten.
- 9 Stadtarchiv Balingen, Pfarrbericht von Dekan Fraas zur „Kirchen- und Schulvisitation“ 1850.
- 10 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bestand A 21, Schreiben an alle Lehrer vom 6. 3. 1840, 3. 3. 1841 und 6. 2. 1842.
- 11 wie Nr. 10, 3. März 1841.
- 12 Stadtarchiv Balingen, zur Holzenteilung Gemeinderatsprotokoll vom 3. Juli 1851.
- 13 wie Nr. 10.
- 14 Stadtarchiv Balingen, Nr. 742, Testament vom 26. Mai 1847.
- 15 wie Nr. 7 Herrn Wolfgang Willig, Balingen, ist diese Erklärung von „Ladenpreis ohne Einband“ zu verdanken, die er im Hause Cotta in Dotternhausen erhalten hat.
- 16 wie Nr. 7.
- 17 wie Nr. 4, „Testaments-Zettel“ vom 15. 5. 1856.
- 18 Näheres im Beitrag des Verfassers über den jungen Lehrer Huzel als 1848er-Revolutionär im Festbuch zum 750-jährigen Bestehen der Stadt Balingen, 2005.
- 19 Das berichtet der Biograph Rigenbach, der sich auf einen „eigenhändigen Lebensabriss“ und Briefe von Prof. Beck stützte, S. 2/3 und 16/17.

LITERATUR

- Foth, Wilhelm: Amtsstadt Balingen/Landvogtei am oberen Neckar, Heimatkundliche Blätter Balingen, 9. Jahrg. 1962, Nr. 6.
- Friederich, Gerd: Die Volksschule in Württemberg im 19. Jahrhundert. Frankfurt 1978.
- Gröner, Eugen: Er hatte eine Stirn wie ein Kieselbatzen – 100. Todestag von Johann Tobias Beck. Zollern-Alb-Kurier, 23. 12. 1978.
- Hoffmann, Willi: Selbstständig, besonnen, vielseitig und kritisch. Vor 200 Jahren wurde Johann Tobias Beck geboren. Evang. Gemeindeblatt für Württemberg Nr. 8/2004.
- Hille, Rolf: Johann Tobias Beck zum 200. Geburtstag. Evangelikale Theologie, Mitteilungen, Mai 2004.
- Klek, Adolf: Aufbruch zu einer kindgemäßen Schule – Pfarrer Neuffer in Frommern 1809.
- In: Festschrift der Stadtverwaltung Balingen „1200 Jahre Endingen, Frommern, Heselwangen, Weilstetten, Zillhausen. Balingen 1993.
- Rigenbach, Bernhard: Johann Tobias Beck – Ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt. Basel 1888

(Ende).

Obstsortenschau im Balingener Landratsamt

Streuobstwiesen prägen das Landschaftsbild unserer Region und sind auch ein wichtiges Indiz für unser Verständnis von Heimat. Über die große Vielfalt der heimischen Obstsorten auf den Streuobstwiesen informiert jetzt eine Obstsortenschau mit Ausstellung zugehöriger Werkzeuge im Balingener Landratsamt, die am Donnerstag vor einer Woche eröffnet worden ist.

Mit alten Instrumenten stimmte die Volkstanzgruppe Frommern während der Eröffnung auf die Ausstellung, für die die Obst- und Gartenbauberatungsstelle des Landkreises weit über 150 Obstsorten zusammengetragen hat, ein. Rund 130 Sorten sind davon allein aus dem Zollernalbkreis. Der Rest kommt aus den umliegenden Landkreisen.

Neben bekannten Sorten sind auch viele lokale Raritäten in der Ausstellung zu finden. Die alten Obstsorten werden ergänzt durch gängige Marktsorten und neue, krankheitsresistente Züchtungen. Der Bogen spannt sich von den Streuobstwiesen über die Hausgärten bis hin zu den Forschungsanstalten. Ziel sei es so Matthias Frankenberg, Erster Landesbeamter, einen Einblick in die Arbeit „in und mit der Obstwiese geben“ und „Appetit auf mehr machen“.

Dass dies gelungen ist, zeigte sich bereits bei der Eröffnung. Im vollbesetzten Sitzungssaal führte Kreisfahrgast Markus Zehnder in die Ausstellung ein. Die Sortenvielfalt in den heimischen Streuobstwiesen, so Zehnder, sei durch Baumschulen entstanden, die vor etwa 100 Jahren von jeder Gemeinde betrieben wurden. So seien viele Lokalsorten entstanden, die sich an die Bodenverhältnisse und das Klima besonders gut angepasst haben.

Weiter beschrieb er in seiner Einführung die Sortenvielfalt der heimischen Streuobstwiesen, machte auf regionale Unterschiede der Sorten aufmerksam, schilderte das Baumwartewesen und den Einsatz traditioneller Werkzeuge im obstbaulichen Alltag.

Zu sehen ist die Ausstellung im Landratsamt noch bis zum 6. Oktober, jeweils montags bis mittwochs von 8 bis 17 Uhr, donnerstags von 8 bis 18 Uhr und freitags von 8 bis 12.30 Uhr. Führungen werden donnerstags um 15 und um 18 Uhr angeboten. Mit der Obst- und Gartenbauberatungsstelle, Telefon (0 74 33) 9053 15, können darüber hinaus Führungen vereinbart werden.

MICHAEL ÜBLACKER

Die Autoren dieser Ausgabe:

Walter Sülzle
Heuetstr. 16
72336 Balingen-Erzingen

Adolf Klek
Wolfenbühlstraße 6
72336 Balingen

Michael Üblacker
Sonnenstraße 3
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

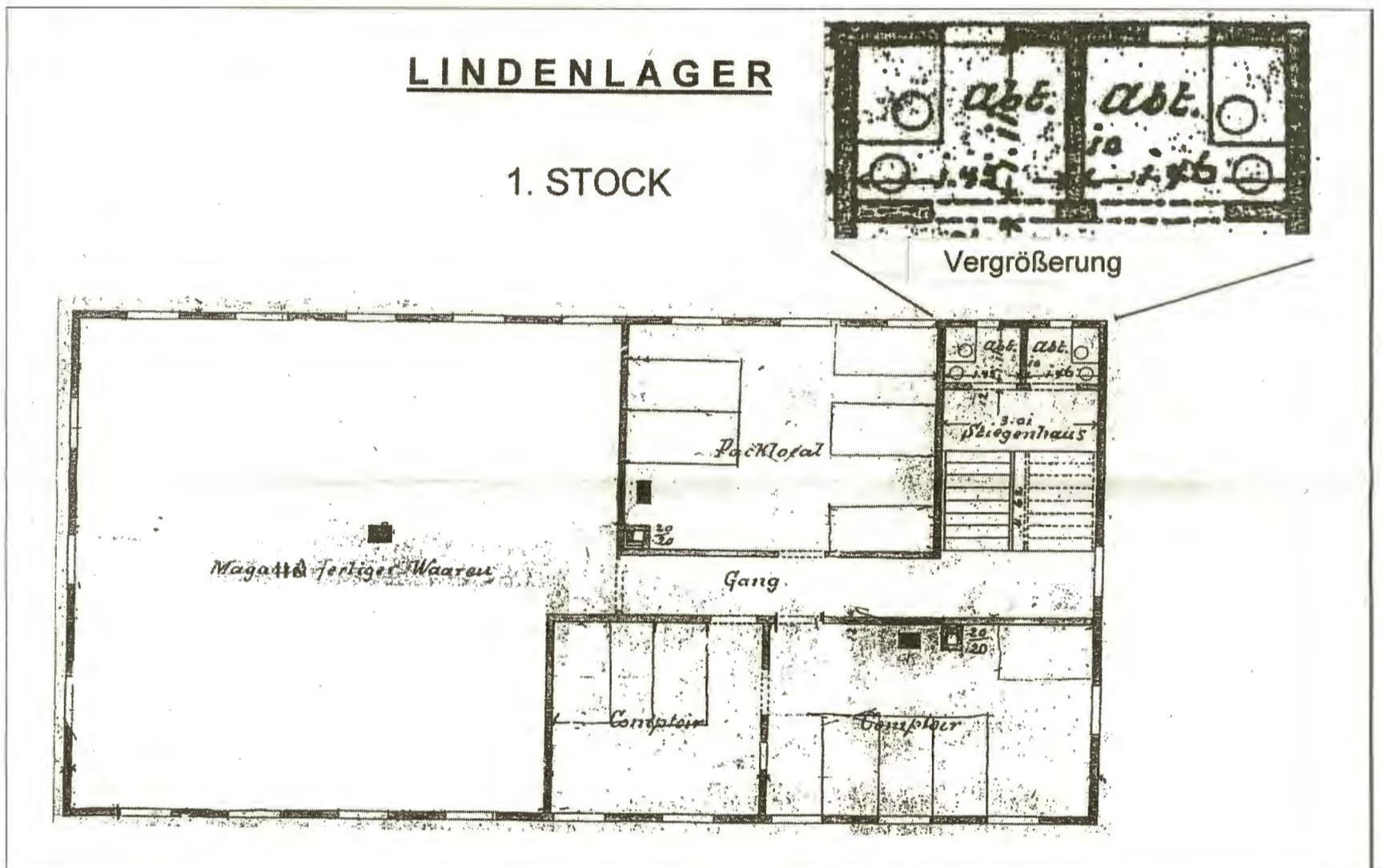
Jahrgang 52

31. Oktober 2005

Nr. 10

Ungeliebt im Schwabenland

Ausländische Arbeitskräfte in Ebingen 1939 – 1945 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang



Schon bald nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ begannen die Historiker, sich mit den Opfern der NS-Herrschaft zu befassen: mit einzelnen Persönlichkeiten des Widerstands, mit den Juden, mit den Sinti und Roma, mit den Behinderten, mit politisch anders denkenden, mit den Opfern von Krieg und Vertreibung.

An einer weiteren, zahlenmäßig nicht unerheblichen Personengruppe ging das Interesse der Historiker jedoch lange Zeit weitgehend vorbei: Das sind die knapp acht Millionen ausländische Arbeitskräfte, die zwischen 1939 und 1945 an Stelle der als Soldaten verpflichteten Deutschen helfen sollten, die deutsche Wirtschaft in Gang zu halten. Dies sollte sich erst nach der Wende ändern, als das Thema „Zwangsarbeit“ wegen der zahlreichen Klagen auf Entschädigung in das Licht der Öffentlichkeit geriet.

Literatur

Dieses Bild der Forschungs-Situation trifft auf die Ebingen Ortsgeschichte zu. In der recht umfassenden Darstellung von Walter Stettner aus dem Jahr 1986 finden sich ganze fünf Sätze zu unserem Thema – zwei seien hier zitiert, denn sie zeigen, was im Gedächtnis haften geblieben ist. „An schönen Sommerabenden konnte man gelegentlich die Lagerinsassen Lieder der Seh-

sucht singen hören. Schöner freilich und sicherer ist die Stadt durch die vielen Fremden nicht geworden.“ – Es ist schon erstaunlich zu sehen, wie hier 41 Jahre nach Kriegsende die NS-Propaganda noch weiter wirkt: Fremde beeinträchtigen die Ästhetik und die Sicherheit.

Das aufkeimende Interesse an unserem Thema hat in Ebingen erst 1996 zu einer kleinen Veröffentlichung geführt: Im August erschien – ganz offensichtlich zum Füllen des Sommerlochs – ein kleiner Beitrag in der Lokalzeitung über die Russengräber auf dem Ebingen Friedhof. Das eklatante Forschungsdefizit wurde allerdings schon wenig später ausgeglichen: Der damalige Lehramts-Student Wolfgang Lederer schloss 1998 eine überaus facetten- und faktenreiche Prüfungsarbeit ab über die ausländischen Arbeitskräfte in Ebingen während des Zweiten Weltkriegs.

Lederer unternahm ausgedehnte Recherchen im Staatsarchiv Sigmaringen, im Stadtarchiv Balingen und selbstverständlich auch im Stadtarchiv Albstadt. Er musste aber feststellen, dass die Quellenlage vergleichsweise dürftig ist. So stützte er sich denn schwerpunktmäßig auf die Aussagen von Zeitzeugen – er führte insgesamt 40 Interviews. Seine Gesprächspartner waren nicht nur Deutsche, sondern auch Holländer, Franzosen, Polen und Russen. Auf diese Weise ent-

stand auf rund 500 Seiten ein äußerst farbiges und lebhaftes Bild der Lebensumstände der ausländischen Arbeitskräfte in Ebingen. Insbesondere beschrieb er die Wohn- und Arbeitssituation wie auch das Verhältnis zur deutschen Bevölkerung. Tiefenschärfe und Faktenreichtum sorgen dafür, dass die Arbeit von Wolfgang Lederer als das grundlegende Werk gelten kann, an dem niemand vorbeikommt, der sich mit diesem Thema beschäftigt. Das gilt natürlich auch für die vorliegende Ausarbeitung.

Quellen

Freilich konnten in der Zwischenzeit noch zwei Quellen ausgewertet werden, die Wolfgang Lederer noch nicht zugänglich waren und die das von ihm gewonnene Bild in einigen Punkten wesentlich ergänzen.

Im März 2001 erhielt das Stadtarchiv Albstadt von privater Seite eine 30-seitige Kladde, in der eine Ebingen Ärztin listenartig alle Behandlungen von ausländischen Arbeitskräften aus der Zeit zwischen Januar 1943 und März 1944 festhielt. Erfasst sind exakt 349 Personen und 481 Untersuchungen. Genannt werden Name, Vorname und Alter der Patienten, und dazu noch, in diesem Zusammenhang besonders wichtig, der Befund wie auch der Zeitpunkt der Behandlung.

Nun zur zweiten Quelle:

Unter dem bürokratischen Titel „Stadt Ebingen, Verzogene und Verstorbene 1940 – 1974“ finden sich in der Hauptregistratur des Rathauses in Albstadt-Ebingen 45 Kartons mit jeweils 1000 bis 1100 Karteikarten, insgesamt also knapp 50 000 Karten. In dieser Kartei finden sich 1608 Karten, die sich auf ausländische Arbeitskräfte beziehen, die zwischen 1940 und 1945 in Ebingen gearbeitet haben. Die Karten enthalten Name, Vorname, Geschlecht, Geburtsdatum, Geburtsort, Familienstand, Glaubensbekenntnis, Beruf, die Adresse in Ebingen und die Daten des Zuzugs wie auch die des Wegzugs. Die Durchsicht der Kartei wie auch das Auswerten der eruierten Fakten mit Hilfe des Computers nahmen mehrere Monate in Anspruch.

Nationale Zusammensetzung

Auf der Grundlage der Einwohnermeldekarten ergibt sich folgende nationale Zusammensetzung: Knapp die Hälfte der ausländischen Arbeitskräfte kommt aus Russland. Mit großem Abstand folgen die Franzosen (20 Prozent) und die Polen (15 Prozent). Andere Nationen spielen daneben eine untergeordnete Rolle, so die 68 Arbeitskräfte aus Tschechien (= 4,2 Prozent), das in der Sprache der Zeit den pompösen Namen „Reichsprotectorat“ führte, sodann die 46 Niederländer (= 2,9 Prozent), die jeweils 33 Belgier und Jugoslawen (= 1,7 Prozent), die 19 Balten (= 1,2 Prozent) und die 17 Italiener (= 1,1 Prozent). Dazu kommt noch je eine Person aus Finnland, Rumänien und Spanien.

Betrachten wir uns nun die Geschlechterverteilung innerhalb der einzelnen Nationen! Wie uns das Schaubild zeigt, haben wir – einerseits – bei den baltischen Arbeitskräften fast ausschließlich Frauen, andererseits bei den ungarischen Arbeitskräften fast ausschließlich Männer. Dies erklärt sich aus den jeweiligen Tätigkeiten: Die Baltinnen waren Krankenschwestern, während die Ungarn, bei der Stadtverwaltung beschäftigt, als Waldarbeiter zum Holzfällen eingesetzt wurden. Zahlenmäßig fallen diese beiden Gruppen indessen wenig ins Gewicht. Fassen wir die größte Gruppe ins Auge, die Arbeitskräfte aus Russland: hier haben wir einen Frauen-Anteil von nahezu drei Vierteln – und diese 560 Frauen aus Russland waren es, die das Bild in Ebingen prägten. Ihnen soll hier, im Rahmen der Frauenkulturtag, unser besonderes Interesse gelten.

Die „Westarbeiter“

Die NS-Bürokratie machte einen grundlegenden Unterschied zwischen Westarbeitern einerseits und Ostarbeitern andererseits, wobei die Ostarbeiter stets aus Russland kommen. Für diese „Ostarbeiter“ galten eine ganze Reihe von stark einschränkenden und diskriminierenden Regelungen. Deren wichtigste sind:

- die Unterbringung in geschlossenen Wohnanlagen,
- die Arbeit in geschlossenen Gruppen,
- das Kennzeichnungsgebot: Alle Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter hatten auf der linken Brustseite ein auf Eck gestelltes Quadrat mit der Aufschrift „Ost“ zu tragen,
- und schließlich: die Einweisung in Arbeitserziehungslager bei einem für strafbar erklärten Verhalten, das „Arbeitsflucht“ genannt wurde.

Diese Regelungen galten für die „Westarbeiter“ nicht. Letztere waren in deutschen Anwerbestellen in den besetzten Westgebieten unter Vertrag genommen worden, wobei die Werber das Blaue vom Himmel herunter versprochen, denn sie wurden auf Provisionsbasis bezahlt und suchten deshalb auf Biegen und Brechen, möglichst viele Leute anzuwerben.

Dementsprechend reagierten die Angeworbenen, wenn sie in Ebingen angekommen waren: Die Lebensbedingungen in der kleinen Industriestadt auf der Westalb müssen auf die Mehrzahl von ihnen schockartig enttäuschend gewirkt haben. 52 Prozent der Tschechen, 43 Prozent der Italiener, 41 Prozent der Jugoslawen und 40 Prozent der Franzosen verließen die Stadt bereits nach wenigen Wochen und Monaten wieder – eine Französin blieb gerade mal fünf Tage – und weitere 35 Prozent der Arbeitskräfte aus Frankreich räumte das Feld schon wieder nach einem Jahr. Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass ab 1943 die Rekrutierungsmethoden auch im Westen repressiver wurden. So konnte es durchaus passieren, dass bei jungen, arbeitslosen Französinen oder Franzosen schon mal diese obskuren Männer mit Ledermänteln und Schlapphüten an der Haustür klingelten.

In Ebingen angekommen, mussten sich die Leute aus dem Westen selbst nach einer Unterkunft umsehen – die Ebinger Gastwirte und Zimmervermieter mach-

ten in dieser Zeit ein gutes Geschäft. Es muss allerdings auch viel Ärger mit diesen Untermietern gegeben haben: Darauf deuten die auffallend häufigen Adressenwechsel auf den Einwohnermeldekarten hin. Die leichte, mediterrane Lebensart der Gäste dürfte sich bisweilen hart im Raume gestoßen haben mit der strengen, pietistischen Lebensart der Ebinger Gastgeber.

Bei den Franzosen und Belgiern war das katholische Marienheim besonders hoch im Kurs, denn die ebendort waltenden Klosterfrauen kochten für ihre Gäste und putzten ihnen obendrein noch das Zimmer. Häufig zogen die jungen Männer trotzdem nach einigen Wochen wieder aus. der Grund liegt wohl auf der Hand: Selbst die sanftmütigsten Nonnen werden bitterböse, wenn sie erfahren, dass ihre Schützlinge sich dem Alkohol hingeben und dass sie Damenbesuch empfangen.

Russinnen und Russen

Vollkommen anders hingegen gestaltete sich das Leben der Frauen und Männer aus Russland. Während die „Westarbeiter“ allein oder auch in kleinen Gruppen in Ebingen eintrudelten, trafen die Russinnen und Russen waggonweise ein. Der erste Transport kam am 1. Juni 1954 in Ebingen an, 37 Personen, Durchschnittsalter 22 Jahre, 22 junge Frauen und 15 junge Männer, oder vielmehr: 15 Jungen, denn der Jüngste von ihnen ist gerade mal 15 Jahre alt. Die meisten kennen sich aus ihrer Heimat – 23 stammen nämlich aus ein und demselben Dorf in der Ukraine, sieben weitere kommen aus einem weiteren Dorf, die restlichen sieben sind aus verschiedenen anderen Dörfern, ebenfalls alle in der Ukraine gelegen.

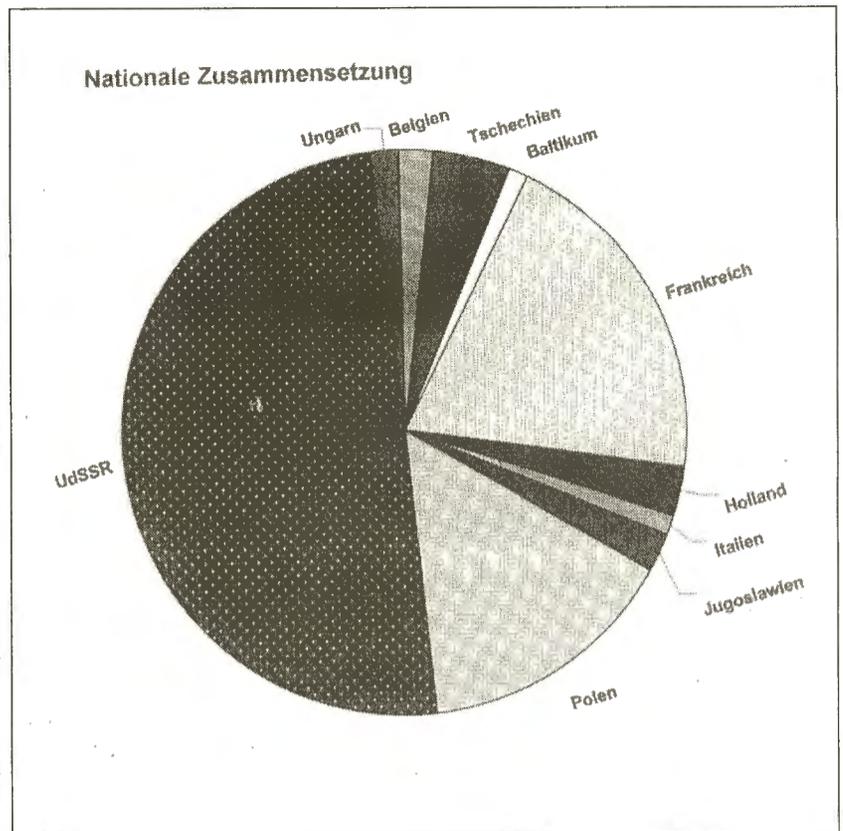
Am 16. Juni erreicht der nächste Schub Ebingen: Diesmal sind es 24 Personen, alle aus einem einzigen Dorf in der Ukraine, Durchschnittsalter 19, 15 junge Frauen und neun Jungen, und abermals ist ein 15-jähriger dabei.

So geht es nun Schlag auf Schlag, und bis Ende 1942 sind 181 junge Russinnen und Russen in Ebingen eingetroffen, alle von dem Zuschnitt wie die ersten beiden Transporte. Im Oktober und November kommen noch einmal 69 junge Leute, doch nun nahezu ausschließlich Frauen, Durchschnittsalter 20. Erst im Mai und Juni 1943 erreichen wieder größere Transporte die Stadt. Wie schon zuvor sind es fast nur junge Mädchen aus Dörfern der Ukraine, ihr Durchschnittsalter beträgt 19 Jahre, die meisten von ihnen sind 18 oder 19, eine einzige Frau ist über 30.

Ziehen wir eine kleine Zwischenbilanz. Mittlerweile sind schon mehr als 400 russische Arbeitskräfte nach Ebingen gekommen. Sie geben ein recht einheitliches Bild ab: Stark überwiegend ganz junge Mädchen, kaum eines über 20 Jahre alt, fast alle aus ukrainischen Dörfern, jetzt in Ebingens Metall verarbeitender Industrie tätig oder präziser: für die deutsche Rüstungsindustrie – von der Landarbeit zur Industrie also. Das heißt, die jungen Mädchen hatten nicht nur den Verlust von Familie und dörflichem Umfeld psychisch zu verkraften, sondern zudem noch die vollkommen andere Art der Betätigung – von der Art ihrer Unterkünfte und dem quasi-militärischen Drill ebendort ganz zu schweigen.

Die psychische Befindlichkeit schlägt sich ganz deutlich in den medizinischen Befunden nieder, die uns für 1943 und Anfang 1944 erhalten sind. Mit 61 von 481 Befunden – gleich 12,7 Prozent – stehen jene Symptome an dritter Stelle, die von psychischen Belastungen herühren können. Es sind dies: Unregelmäßigkeiten bei der Menstruation, Nervosität, Magen- und Verdauungsprobleme, Neurasthenie, nervöse Herzstörungen und Kopfschmerzen.

Betrachtet man die einzelnen Befunde im Kontinuum der Zeit, so ist eine leicht abnehmbare Tendenz zu erkennen. Diese Tendenz legt die Vermutung nahe,



dass die betroffenen Personen nach einigen Wochen und Monaten begannen, sich an die Situation zu gewöhnen, die sie zunächst als unangenehm empfunden hatten.

Das soeben gezeichnete Bild sollte sich mit den ab Herbst 1943 folgenden Russentransporten grundlegend ändern: Am 14. Oktober melden sich 30 Personen auf dem Ebinger Rathaus. Ein bunt zusammengewürfelter-Haufen, so will es scheinen: Der geographische Raum der Ukraine wird verlassen, die Menschen kommen nun auch vereinzelt aus den großen Städten Russlands, außerdem hat sich die Altersstruktur vollkommen verändert. Das Durchschnittsalter beträgt nun 41 Jahre; es sind einige Familien mit kleinen Kindern dabei; elf Personen haben die 50 bereits überschritten, darunter eine Frau im biblischen Alter von 93 Jahren.

Noch extremer sind die Verhältnisse bei dem Transport vom 23. Dezember 1943: Das Durchschnittsalter beläuft sich nun auf 44 Jahre; unter den Ankömmlingen sind einerseits drei Kinder unter 14 Jahren, andererseits aber auch zehn Personen über 50. Über die Hälfte dieser Menschen stammt aus den Großstädten Smolensk und Witebsk, also nicht mehr aus der ländlichen Ukraine.

Hier spiegelt sich die militärische Situation zum Jahresende 1943 in Osteuropa deutlich wider: Die Deutschen sind auf dem Rückzug; die russische Armee hat bereits den Dnjepr überschritten; große Teile der Ukraine mitsamt der Hauptstadt Kiew sind wieder in russischer Hand. Die deutschen Arbeitskräfte-Beschaffer im Osten müssen sich mit dem noch verfügbaren und für ihre Zwecke weniger tauglichen Menschen-Reservoir begnügen.

Im Januar 1944 tritt wieder eine neue Situation ein. Der Zuzug von osteuropäischen Arbeitskräften hält zwar unvermindert an, doch kommen sie nicht mehr unmittelbar aus ihrer Heimat – die 254 Arbeitskräfte aus Russland, die zwischen Januar und Juli 1944 nach Ebingen gekarrt wurden, arbeiteten zuvor im Großraum Stuttgart, hauptsächlich für die Firmen Daimler, Kuby und Bosch. Wie man sieht, verlagerten die genannten Firmen zu dieser Zeit Teile ihrer Produktion auf die Schwäbische Alb – der vielen Bombenangriffe wegen.

Bei dieser Personengruppe beträgt das Durchschnittsalter 28 Jahre – sie ist also älter als die jungen Leute aus der ländlichen Ukraine, aber jünger als die zusammengewürfelte Schar, die Herbst und Winter 1943 nach Ebingen verfrachtet worden waren. Größtenteils handelt es sich um Facharbeiterinnen und Facharbeiter aus den großen Industriezentren Russlands, zwei Drittel davon weiblichen Geschlechts. Der hohe Frauen-Anteil ergibt sich in diesem Fall sicherlich aus der Tatsache, dass die meisten russischen Männer dieser Altersgruppe zur fraglichen Zeit in der Roten Armee gegen die Deutschen kämpften. (Fortsetzung folgt)

Die Sülzle – Eine Rosenfelder Familie

Landmaschinen-Handel als drittes Standbein – Von Walther Sülzle sen./ Schluss

Als drittes Standbein kam der Landmaschinenhandel sowie deren Reparatur und die Außer-Haus-Montage dazu. Das Verkaufsprogramm der verschiedensten Landmaschinen war auf Hersteller aus dem süddeutschen Raum beschränkt.

- Pflüge von Eberhardt, Venzki und Landsberg,
- wobei darauf hingewiesen werden muss, dass Wilhelm Karl den Wendepflug einführte, der in der Lage war, auch schräge Flächen perfekt zu pflügen. Dadurch wurden bei den schmalen Äckern auf dem Kleinen Heuberg zehn Prozent der Fläche mehr genutzt.
- Eggen von Venzki und Eberhardt.
- Sämaschinen von Glas und Tröster.
- Mähmaschinen und Schwadenrechen von Bautz.
- Aufzüge mit und ohne Laufkatze von Duffner und Gauting.
- Futterschneidmaschinen von Speiser und Ködel & Böhm.
- Schrotmühlen von Beilharz und Irus.
- Jauchepumpen für Handel- u. Motorbetrieb von Eisele.
- Dreschmaschinen von Speiser und Ködel & Böhm.

Die gut eingeführte Reparaturwerkstätte mit großem Ersatzteillager reparierte schnell und zuverlässig und war auch in der Lage, fünfzig Jahre alte Maschinen zu reparieren.

Am 30. Januar 1933 übernahm Adolf Hitler die Regierung. Eine schwere Zeit brach für Wilhelm Karl und seine Frau an, da er bereits im Jahre 1929 bei der „Hahnschen Gemeinschaft“ als Pietist seine religiöse Heimat gefunden hatte. Nur einmal sah man ihn und seine Belegschaft samt Festwagen an einem 1.-Mai-Umzug teilnehmen; das war 1934.

Es begann ein widernatürlicher Aufschwung, der auch die Geschäfte der Firma Wilhelm Sülzle stark beeinflusste. Auf einmal gab es keinen Arbeitslosen mehr, die Leute investierten, bauten Häuser, kauften Maschinen und Geräte. Großen Einfluss hatte für den Kleinen Heuberg die Firma Mauser in Oberndorf, die bald dreischichtig arbeitete. Dadurch konnten die kleineren Bauern ihre Landwirtschaft trotzdem umtreiben und hatten eine zweite Einnahmequelle.

Von staatlicher Seite wurde die Preisbindung eingeführt und streng überwacht. Ein Bauer kaufte zum Beispiel eine Breitdreschmaschine. Zur Inbetriebnahme mussten verschiedene zusätzliche kleine, schmale Riemer montiert werden. Man vergaß, diese zu berechnen. Der Bauer erzählte das am Biertisch und schon waren die Kontrolleure da. Eine Strafe war fällig!

1935 wurde der „Laden“ nochmals vergrößert. Man baute Glasvitriolen ein; Silberbestecke, Bleikristall und Geschenkartikel kamen dazu. Im Büro arbeiteten vier bis fünf Männer, drei bis vier Frauen und etliche Lehrlinge. Man hatte ein „Tagebuch“, in das nichtbezahlte Warenlieferungen eingetragen wurden. Eine Anker-Registrierkasse thronte auf dem Ladentisch. Diese bereitete der Buchhaltung viele Sorgen. Jeden Morgen wurde die Kasse gemacht und dann nach den Fehlern gesucht. Auch eine Shell-Tankstelle – Handbetrieb – war vorne an der Hauptstraße. Es gab nur eine Sorte Benzin und Mischung für Zweitakter. Luft pumpete man von Hand!

1937 wurden schon manche Artikel rationiert. Man wurde mit Plakaten aufgefordert, „Kampf dem Verderb“ zu üben, Alteisen und Papier zu sammeln und von der Hitlerjugend abholen zu lassen. Die Menschen wurden organisiert. Als alle Mütter Deutschlands dem Führer ihre Kinder „schenkten“, mussten auch die drei ältesten Kinder zum Jungvolk bis 14 Jahre, zur Hitlerjugend über 14 Jahre und die Mädchen zu den Jungmädchen und danach zum Bund deutscher Mädchen (BdM). Für jede Altersstufe hatte man bestimmte Uniformen, einmal für Sommer, einmal für Winter. Ein „Hitlerbild“, wie es in jedem Haus hing, hatte Wilhelm Karl keines. Seine Kinder sagten: „Wir sind zu arm, um eines zu kaufen!“ Immer wieder wurde Wilhelm Karl auf die NSDAP-Ortsgruppe bestellt, wo er oft wegen Kleinigkeiten verdächtigt wurde. Wie viele Hundert-Reichsmark-Scheine er dort zurückließ, ist nicht bekannt. In dieser Zeit wurden das Saarland und Öster-



Das Sülzle-Geschäftshaus um 1930.

reich in das Deutsche Reich eingegliedert und das Sudetenland besetzt.

Dann wurde 1938 das Metzger-Jakobles-Haus gekauft und abgebrochen und die noch brauchbaren Balken in der Sägemühle Schüehle nachgesägt, wobei für jeden Nagel, der durchgesägt wurde, eine Reichsmark für das zu wechselnde Sägeblatt gezahlt werden musste. Als die Sirenen den Kriegsbeginn mit Polen anzeigten, wurde von der Firma Kipp, Vöhringen die letzte Backsteinlieferung direkt aus dem Ofen gebracht. Beim Abladen der Steine verbrannten sich die Leute – trotz Lederhandschuhen – die Finger. Der Lastwagen war samt Fahrer auf dem Weg zu seinem vorgeschriebenen Einsatzort. Das „Lagerhaus“, ein Vielzweckbau, war bis auf die Giebel fertig gemauert und bis zum Jahresende winterfest.

Alle Männer im wehrtüchtigen Alter mussten einrücken und zwar auch Leute über 50 Jahre. Es gab nur wenige „Unabkömmliche“. Nachdem der Polenfeldzug nach 18 Tagen beendet war, begann am Rhein der Ausbau des Westwalles, was auf einen Angriff auf Frankreich schließen ließ! Frauen kamen in die Fabriken und erledigten Männerarbeit. Auch Fremdarbeiter aus Polen wurden dienstverpflichtet. Das Material wurde knapper. Wilhelm Karl musste nach Berlin reisen, um sein Stahlkontingent für die Produktion erhöhen zu lassen. Er wurde vom Reichsnährstand unterstützt, da er durch seine Produkte, speziell SÜRO-Jauchhahnen, die Ertragslage der Landwirtschaft verbesserte.

1940 begann der Krieg mit Frankreich, wobei die Niederlande, Belgien und Luxemburg auch besetzt wurden. Die ersten französischen Kriegsgefangenen kamen nach Rosenfeld. Wohin? Ins „Lagerhaus“. Die Fenster wurden vergittert und ungefähr zwanzig Mann verbrachten dort weitere vier Jahre. Johan, Marius und Lysian arbeiteten in der „Werkstatt“, bekamen zu jedem Vesper von der Chefin das entsprechend belegte Brot. Sonntags saßen sie am Familientisch, an der Stirn Karl Wilhelm, rechts zwei, links einer der Franzosen, wobei Frau Sülzle im Laufe der Jahre gute Konversation auf Französisch führen konnte. Wie sich das auszahlte, belegt folgende Geschichte:

Beim Einmarsch der Franzosen 1945 war die Garagentüre nicht abgeschlossen. Nachdem kein Widerstand von deutscher Seite geleistet wurde, begannen die französischen Soldaten zu plündern. Einer öffnete das Garagentor und sah einen fahrbereiten Personwagen. Schnell wurde er herausgeschoben. In diesem Moment kam Frau Sülzle des Weges und sah die Bescherung. Sie brüllte die Namen unserer Franzosen, die sofort angerannt kamen. Der Auflauf fiel einem französischen Offizier auf, der seine Soldaten kontrollierte. Die „Sülzle-Franzosen“ hatten den Offizier schnell auf

ihrer Seite, indem sie diesem erklärten, dass diese Frau sie wie eine Mutter über Jahre behandelt hat und dass diese Familie keine Nazis seien. Der Offizier ließ das Auto wieder in die Garage schieben und erteilte Anweisungen, wie das Auto so hergerichtet werden muss, dass niemand mehr Interesse daran hat, es zu requirieren.

Die Nachkriegszeit begann; man wurde ärmer und ärmer, ausgequetscht, bedroht, alle Besiegten wurden Sieger. Der Flüchtlingsstrom schwoll an; die Evakuierten, die aufs Land verschickten Kinder – sie alle mussten versorgt werden. Wilhelm Karl und seine Frau halfen, wo sie nur konnten, doch es reichte einfach nicht. Man baute Öfen, da in manchen Häusern zwei bis drei Familien zusätzlich einquartiert wurden. Nägel verkaufte man 20-stückweise pro Haushalt. Man stopfte Löcher, wo man konnte. Immer wieder gab es von früheren Freuden Hilfe. Es geschahen Wunder!

Die Währungsreform kam. Leute, die noch etwas besaßen, zahlten über hundert Prozent Steuern. Immer wieder wurden neue Aufgaben und Steuern erhoben, zum Beispiel bei der Berlin-Blockade durch die Russen – das „Notopfer Berlin“ – 2 Pfennig pro Brief usw.

Ein junger Kaufmann kam, wurde Geschäftsführer und später Schwiegersohn. Wilhelm Karl war durch die Belastungen und durch die Verantwortung, die er so lange getragen hatte, alt geworden. Nach schwierigen Verhandlungen und unter der Leitung von Rechtsanwalt Dr. Strähler, Ebdingen, wurde die Firma in drei Teile aufgespalten.

Sohn Walther übernahm die Wilhelm Sülzle KG Landmaschinen und Produktion;

Sohn Helmut übernahm die Helmut Sülzle KG Laden- und Eisenhandlung;

Tochter Elisabeth Blickle mit Ehemann Heinrich übernahmen die Heinrich Blickle KG SÜRO-Gerätebau Produktion von Jauchehahnen, Seilrollen und Schubkarrenräder.

Die Verträge waren bis aufs Letzte ausgefeilt. Die Maschinen, Werkzeuge, ja sogar die Arbeitnehmer und Angestellten wurden, ihren Kenntnissen entsprechend, verteilt. Jede Firma hatte ihr eigenes Geschäftshaus. Mit einem Bibelspruch wurde von Wilhelm Karl das Verhältnis zwischen den einzelnen Firmen geregelt. Dieser lautet: „Dass es nicht Streit gibt zwischen deinen und meinen Hirten“.

Für alle Beteiligten war es nicht einfach, die gestellten Bedingungen zu erfüllen, zumal über alles bei Wilhelm Karl Rechenschaft abgelegt werden musste. Am Anfang hatte man beispielsweise einen VW-Käfer Standard, Billigausführung. Man hatte eine gemeinsame Telefonsprechanlage. Das Geschäftsführer-Gehalt war sehr klein. Doch alle haben es überlebt und konnten ihre Geschäfte ausbauen!

Alle drei Firmen zusammen sind heute der größte Arbeitgeber in Rosenfeld und beschäftigen viele Leute vom gesamten Kleinen Heuberg.

- Heinrich Blickle GmbH & Co. KG. Räder- und Rollenfabrik Heinrich-Blickle-Straße 1
- Helmut Sülzle GmbH Stahlhandel- und Eisenbiegerei Hauffstraße 14/15
- H. Sülzle Eisenwaren GmbH Der Spezialist für das Handwerk Hauffstraße 16
- Walther Sülzle GmbH Verbindungselemente Leidringer Straße 40 – 42
- Anker-Flexco GmbH Transportverbinder und Zubehör Leidringer Straße 40

Kurt Georg Kiesinger in Kompaktform

Sammelband fasst Ergebnisse des Symposiums in Albstadt zusammen – Von Dagmar Stuhmann

Im Nachklang zu den Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des „großen Sohnes“ ist jetzt ein Buch erschienen, das die Ergebnisse des „Albstädter Symposiums“ bündelt. Oberbürgermeister Dr. Jürgen Gneveckow und Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang stellten das „gewichtige Werk“ – nahezu 600 Seiten dick – vor kurzem im Rathaus vor.

Eigens aus seinem Wohnort Karlsbad angereist war auch Peter Kiesinger, der Sohn Kurt Georg Kiesingers. Er hatte seinen Sohn Christian mitgebracht. Seitens der Konrad-Adenauer-Stiftung war Peter Lutz anwesend. Außerdem Otto Paul Bitzer, der im Haus von Kurt Georg Kiesingers Bruder in der Raidenstraße aufgewachsen ist und so die Familie aus nächster Nähe kennen gelernt hat.

„Anlässlich des 100. Geburtstages von Kurt Georg Kiesinger – in Ebingen geboren und im Zenit seiner politischen Laufbahn Kanzler der Großen Koalition 1966 bis 1969 – veranstaltete die Stadt Albstadt im April 2004 ein wissenschaftliches Symposium,“ schreibt die Stadtverwaltung zur Buchpräsentation. „Die seinerzeit gehaltenen neun Referate wurden gezielt ergänzt, um sämtliche 'Etappen' im Leben Kiesingers noch ausführlicher zu berücksichtigen. Dergestalt wuchs die Zahl der Beiträge von neun auf 16 an.“ Das Buch ist im Herder Verlag, Freiburg, erschienen. Als Herausgeber fungieren Dr. Günter Buchstab, Zeithistoriker und Leiter des Archivs der Konrad-Adenauer-Stiftung, Dr. Philipp Gassert, Privatdozent an der Universität Heidelberg, und Albstadts Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang, der das ganze „Unternehmen“ von Anfang an begleitete.

„Von den Beiträgen des Bandes befassen sich drei mit Kindheit und Jugend“, heißt es in einer Mitteilung der Stadt Albstadt, „zwei weitere gehen auf Kiesingers Studentenzeit ein und beleuchten damit auch die Umstände seines Eintritts in die NSDAP. Weiter richtet sich der Blick in einem Beitrag auf seine Tätigkeit im Auswärtigen Amt (1940 bis 1945).“

Nach dem Krieg der Einstieg Kiesingers in die Politik: zunächst als CDU-Geschäftsführer in Südwürttemberg-Hohenzollern, dann als Bundestagsabgeordneter (je ein Beitrag). Er wird Ministerpräsident von Baden-



Albstadts Oberbürgermeister Dr. Jürgen Gneveckow (rechts) und Stadtarchivar Dr. Peter Thaddäus Lang (2.v. rechts) stellten zusammen mit Kiesinger-Sohn Peter Kiesinger (Zweiter von links), Enkel Christian Kiesinger (Mitte) und Peter Lutz von der Konrad-Adenauer-Stiftung den Sammelband vor.

FOTO: DAGMAR STUHMANN

Württemberg und Bundeskanzler (jeweils drei Beiträge). Die letzten beiden Beiträge haben Kiesinger als Vorsitzenden der CDU und seinen stufenweisen Rückzug aus der Politik zum Gegenstand.

„Der Band schließt eine Lücke,“ sagt OB Dr. Gneveckow, „er stellt mit Sicherheit eine der wichtigsten Veröffentlichungen über die Person Kurt Georg Kiesinger dar.“ Besondere Aktualität erfahre das Buch durch die laufenden Sondierungsgespräche zwischen CDU/CSU

und der SPD über die Bildung einer gemeinsamen Regierung. Die Große Koalition der 1960er Jahre als echtes Krisen- und Reformbündnis sei dabei durchaus eine Referenzgröße. OB Dr. Gneveckow: „Das Kabinett Kiesinger enthielt bestes Personal. Als 'wandelnder Vermittlungsausschuss' hat Kiesinger Maßstäbe gesetzt. Wer das heute noch nicht beherrscht, muss es sehr schnell lernen.“

DAS AKTUELLE BUCH

Schwäbischer Parnass

Der Parnass – einstiger Musenberg der griechisch-römischen Antike – gilt in der abendländischen Kulturwerkstatt als Symbol der Dichtung schlechthin. Den schwäbischen Dichterkönig bevölkern so illustre Namen wie Friedrich Hölderlin, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Friedrich Schiller, Ludwig Uhland oder Justinus Kerner. Kein deutscher Landstrich hat innerhalb weniger Jahrzehnte so viele Dichter und Denker von Bedeutung hervorgebracht wie das alte Württemberg Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts.

Unter ihnen bestand eine enge geistige Verwandtschaft, der Bernhard Zeller unterhaltsam nachspürt. Kenntnisreich und amüsant präsentiert der Autor die

besonders charakteristischen Wesenszüge der Literatur des Landes und lädt den Leser ein zu einem anregenden Spaziergang durch die Literaturlandschaft Württembergs von der Klassik bis ins 20. Jahrhundert.

Eine Hommage an die Dichter und Denker des Landes – die weithin bekannten, aber auch manche fast vergessenen.

INFO

Bernhard Zeller: „Schwäbischer Parnass“. Ein Streifzug durch die Literaturgeschichte Württembergs, 84 Seiten, 37 Abbildungen, fester Einband. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.

Erinnerungen eines Oberschwaben

„Stocklandzeit. Erinnerungen eines Oberschwaben“ ist die Autobiografie eines hervorragenden Chronisten: Packend schildert Franz Kistler das Dorfleben der zwanziger und dreißiger Jahre und die für ihn grausame Soldatenzeit im Zweiten Weltkrieg.

Stockland hieß das Waldstück, in dem die Tagelöhnerfamilie Kistler Holz schlug. Stocklandzeit heißt für Franz Kistler die Zeit seiner Kindheit in einem ober-schwäbischen Dorf. Eine Zeit der Armut und Arbeit, in der zunächst die Kirche und dann die Nationalsozialisten das Leben bestimmten.

Der Autor versteht es, packend davon zu erzählen, von seinen Jahren im nationalsozialistischen Internat, vom Dorf und dessen Menschen. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, zieht er, siebzehnjährig, freiwillig an

die Ostfront und wird Leutnant bei den Pionieren. Unreflektiert hatte er die Ideale seiner Ausbilder übernommen, aber die Realität des Krieges und die Gräueltaten der Nationalsozialisten im Osten ändern sein Wesen und Denken auf Grund.

Franz Kistler berichtet von einer absurden Normalität, die eine ganze Generation prägte und zeigt, wie diese Erfahrungen bei ihm selbst zu einem starken humanitären Engagement führten.

INFO

Franz Kistler: „Stocklandzeit“. Erinnerungen eines Oberschwaben, 288 Seiten, 15 Abbildungen, fester Einband. Erschienen im Silberburg-Verlag, Tübingen.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Walther Sülzle
Heuetstr.16
72336 Balingen-Erzingen

Dagmar Stuhmann
Untere Vorstadt 3
72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

30. November 2005

Nr. 11

Eindrucksvolle Kirche im Jugendstil

Im November 1954 wurde die Ebinger Martinskirche neu eingeweiht – Von Herbert Friedrich

Am 14. November 1954 fand die „eindrucksvolle Einweihung“ der Martinskirche in Ebingen statt. Gemeint ist die architektonische Innengestaltung, so wie sie die Besucher des Gotteshauses heute vor sich haben. Was hat dazu geführt, die im Jahre 1905/06 außen wie innen im Jugendstil erbaute Kirche im Innenbereich umzugestalten?

Dabei müssen wir unsere Blicke um genau zehn Jahre zurücklenken, zum 11. Juli 1944. An jenem für die Stadt Ebingen denkwürdigen Tag erfolgt nachmittags gegen 13.30 Uhr ein Bombenangriff. Innerhalb von etwa einer Minute – länger hat das Ganze nicht gedauert – sind sämtliche Versammlungsorte der Martinsgemeinde mehr oder weniger unbrauchbar geworden. Die Kapellkirche ist total zerstört. Beim Neuen Vereinshaus (heute die Städtische Galerie) ist das Dach und das oberste Stockwerk weggerissen. Bei der Martinskirche ist zwischen dem Turm und dem Chor eine Bombe detoniert. Sie hat den Konfirmandensaal zerstört, ein großes Loch in das Mauerwerk links des Chorbogens gerissen, die Fenster am ganzen Gebäude zum größten Teil zersplittern lassen und das Dach abgedeckt.

Schon vier Wochen später ist der Schutt „durch die tätige Mithilfe vieler Kräfte aus der Gemeinde“ soweit beseitigt, dass die Kirche am 13. August zu einem Gottesdienst mit Predigt von Landesbischof D. Theophil Wurm benutzt werden kann. Am 20. 8. 1944 schreibt die Leiterin des Singkreises, Dora Haule, an die „lieben Soldatenfreunde“, also an die an der Front kämpfenden Mitglieder des Chors: „Also viele Gemeindeglieder haben sich alle Abend versammelt zum Kirchbau und das war ein Schaffen, Dachziegel tragend, Backsteine abklopfend, Fenstergläser entfernend, staubend, putzend, Steine tragend. Da sind unsere Männer auf dem Kirchendach gestanden, es war ein eifriges Schaffen. Sollte doch am 13. 8. der Herr Landesbischof kommen, die Gemeinde besuchend. Und er kam . . . Von der Orgelempore aus konnte ich über Mesner Stolls zerstörte Wohnung weg herrlich zum Schlossfelsenberg aufsehn. Da ist nämlich ein riesengroßes Loch, weil die Bombe, die den Konfirmandensaal ganz zerstörte, den Ausblick schaffte. Und hier schien also die Sonne herein, die Posaunen schallten über die Trümmer hinaus auch zu denen, die nicht zur Anbetung Gottes herbeigekommen waren.“

Da die Kirche vorläufig, vor allen Dingen in der kalten Jahreszeit, nicht benützt werden konnte, bot die katholische Kirchengemeinde der evangelischen Kirchengemeinde an, ihre Gottesdienste in der St.-Josefs-Kirche zu feiern. Dieses dankenswerte Angebot kann man wohl als die Wurzel der heutigen ökumenischen Zusammenarbeit betrachten.

Es setzt ein unbändiger Wille zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude durch die Pfarrer und den Kirchengemeinderat ein. Bereits am 15. September 1944 werden dem Instandsetzungsfonds der Martinskirche 20 000 RM, der Kapellkirche 3000 RM, der Friedenskirche 1000 RM (sie hatte starke Erdbebenschäden) und dem Glockenfonds 1000 RM zugeführt. Beträge, die dann allerdings der Währungsreform 1949 zum Opfer fallen werden.

In der Martinskirche werden 1946 die Schäden notdürftig repariert, sodass die Kirche wieder benützt werden kann. Damit in der Übergangszeit im Herbst und im Frühjahr geheizt werden kann, werden die Gemeindeglieder im Gottesdienst in den Abkündigungen gebeten „so genannte Ofenmöckel“ (= große Holzscheite) zu spenden.

Bereits im Mai 1946 werden dem Bauunternehmen Julius Schweizer die Arbeiten zum Wiederaufbau des



Die Ebinger Martinskirche: Ein Blick aus dem Chorraum ins Kirchenschiff aus dem Jahre 1946.

FOTO: FOTO/ATELIER BAUER/ARCHIV

„völlig zertrümmerten Konfirmandensaal“ übertragen.

Am 17. Dezember 1950, sechseinhalb Jahre nach deren Zerstörung, wird die wieder aufgebaute Kapellkirche eingeweiht.

Und nur knapp ein Vierteljahr später, am 4. März 1951, ist Glockenweihe sowohl für das neue Geläute der Martinskirche als auch für das der Kapellkirche. Zur Beschaffung des erforderlichen Kapitals hat Stadtpfarrer Edmund Jahn seine Fühler nach den USA ausgestreckt. Doch Julia Fetzer, die Tochter des Ebinger Stadtchronisten und Ehrenbürgers Gottlob Friedrich Hummel, teilt mit: „Dass alle für Spenden nach Deutschland in Frage kommenden Amerikaner durch die allgemeine Liebestätigkeit voll in Anspruch genommen seien, so-

dass mit einem nennenswerten Ertrag für eine Glockensammlung nicht zu rechnen sei.“

Der Onkel der Frau des Herrn Stadtpfarrers, Fred Geiger aus Overbrook in Philadelphia, schreibt am 22. März 1947: „Lieber Neffe! . . . Was die Glocken anbetrifft, denke ich es wäre unrecht Geld für solche auszuliegen wenn so viele hungrig, kleidungsbedürftig und ohne Obdach sind. Unsere Kirchen haben keine Glocken und wir hoffen doch in den Himmel zu kommen. Ich glaube kaum dass eine Sammlung, hier zu Lande, für Glocken erfolgreich wäre.“

Aus den Ortsbeilagen zum Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg erfahren wir in den Jahren 1952 bis 1954 folgendes:

August 1952 – Der Turm der Martinskirche wird in

stand gesetzt. Es erfolgen Verputzarbeiten links vom Turm, am Konfirmandensaal und am Chor der Kirche bis zur Sakristei. „Dann erfolgt noch die seit dem Fliegerangriff von 1944 längst fällige und dringend notwendige Doppeldeckung des Kirchendaches. Ob uns im nächsten Jahr die Mittel zur Verfügung stehen für die Erneuerung des Innenraums?“

In der gleichen Ortsbeilage wurde auch folgendes Gedicht veröffentlicht:

Unsere Martinskirche

Nun steht der stolze Kirchturm
und trotzet wieder Wind und Sturm,
ist wieder heil und repariert,
was Handwerksfleiß hat ausgeführt.
Wir sehen nicht mehr mit Empörung
des letzten Bombenkriegs Zerstörung. –
Des freut sich die Gemeinde sehr,
erfüllt mit Stolz sie umso mehr,
als sie an diesem Werke sieht,
was mit dem Steuergeld geschieht. –
Der erste Teil wär so geschafft.
Jedoch die Lücke, die noch klafft,
ist unser liebes Gotteshaus.
Da sieht es noch ganz übel aus.
Hier muss als nächstes was geschehen;
das wird von allen eingesehen.
Nun heißt es wieder, Opfer bringen
zu einem würdigen Gelingen.
Die kleinste Gabe ist willkommen;
die größte wird auch gern genommen.
Ein jeder gibt nach seiner Habe.
Gott segne Geber, segne Gabe“ –

Immer wieder lesen wir in den folgenden Monaten, dass den Pfarrern und dem Kirchengemeinderat die Beseitigung des Bombenschadens auch im Inneren der Kirche sehr am Herzen liegt. So schreibt Edmund Jahn in der Weihnachtsbeilage 1952: „Die Martinskirche wurde leider vor 50 Jahren in einer nach heutiger Auffassung architektonisch und akustisch so unglücklichen Form gebaut, dass alle Arbeiten am Kirchengebäude außen und innen mit sehr hohen Kosten verbunden sind.“

Zur Innenerneuerung der Martinskirche heißt es im April 1953: „Mit den Arbeiten soll sofort nach Pfingsten begonnen werden und wir hoffen, das sie innerhalb eines Vierteljahres, bis Ende August, beendet werden können.“

Und im August 1953 wird gemeldet: „Die Vorarbeiten für die Innenerneuerung verzögern sich leider immer noch.“

Endlich im Mai 1954 erfährt die Gemeinde: „Die schon länger geplante Innenerneuerung der Martinskirche wird nun in diesen Tagen in Angriff genommen.“

Was die Gemeinde allerdings offiziell nicht erfährt: Im Kirchengemeinderat wird lange über die Pläne diskutiert, eine abgehängte Decke in der Kirche anzubringen. Man beschließt, Pläne des von der Kirchenleitung in Stuttgart empfohlenen Baurats Heim zu verwirklichen. Das erforderliche Holz ist auch schon so gut wie gekauft. Eine Schreinerei aus Biberach erhält den Auftrag. Es geht aber eine zurückhaltende bis schlechte Auskunft über dieses Unternehmen ein. Die Sache wird deshalb verworfen. Mit den rechtlichen Folgen muss sich der Kirchengemeinderat anschließend noch einige Zeit auseinandersetzen.

Baurat Heim legt neue Pläne vor. Es erfolgt eine erneute Ausschreibung. Das Ergebnis haben wir in der heutigen Innengestaltung der Kirche vor uns.

Inzwischen hat Pfarrer Jahn nach 22 Jahren als Seelsorger in Ebingen seine Gemeinde verlassen und eine Pfarrstelle in der Diaspora Oberschwabens angetreten. Er war in all den Jahren die treibende Kraft beim Wiederaufbau der Kapellkirche, bei der Wiederbeschaffung neuer Glocken und bei den Erneuerungsarbeiten an der Martinskirche gewesen. Pfarrer Alfred Mack, der neue erste Pfarrer an der Martinskirche, nimmt sich nunmehr der Sache mit dem gleichen Eifer und der gleichen Intensität an. In der Ortsbeilage vom Juni 1954 schreibt er unter der fast sensationell anmutenden Überschrift: „In der Martinskirche wird geschossen“: „Wer an der Martinskirche vorbeigeht, soll schnell einmal einen Blick hinein tun. Es lohnt sich! Er wird staunen über dieses Riesengerüst, das das ganze Kirchenschiff bis an die Decke durchzieht. Er wird sich vielleicht auch die Ohren zuhalten müssen vor Lärm; denn



Ein Blick vom Kirchenschiff der Ebingen Martinskirche in den Chorraum. Die Aufnahme stammt vermutlich aus den 50-er Jahren des 20. Jahrhunderts.

FOTO: FOTO-ATELIER BAUR/ARCHIV

es wird dort scharf geschossen, sogar mit „Pistolen“. Diese besonderen „Pistolen“ sind eine wunderbare technische Erfindung. Mit ihnen kann man nämlich Holzleisten am stärksten Eisenbeton anschießen. Wo früher in stundenlanger Arbeit Dübel eingemeißelt und -gemauert werden mussten, „schießt“ man jetzt in wenigen Sekunden solch eine Leiste fest. An vielen hundert solcher Leisten wird dann die Holzdecke festgemacht, durch die dem schwer mitgenommenen Kirchen-Innenraum nicht nur ein wärmerer Ton, sondern auch eine bessere Akustik verliehen werden soll.“ Dieser Wunsch hat sich allerdings nicht erfüllt. Besonders dem Kirchenmusiker gefällt die Akustik nicht sonderlich. Das gesprochene Wort wird heute durch eine moderne Übertragungsanlage unterstützt.

Und im August 1954 heißt es in der Ortsbeilage: „Das Gerüst ist gefallen in der Martinskirche, wenigstens zum größten Teil. Der Blick auf die neue Holzdecke ist nun frei. Der warme, lichte Ton des Holzes gibt der Kirche eine ganz neue Note. Holzverkleidungen an den Emporen ergänzen diesen Eindruck. Die Wände werden in schlichtem Kalkputz gehalten. Aus dieser Umgebung werden sich dann umso schöner und leuchtender hervorheben die drei Farbfenster im Chor und das große Wandbild über dem Chorbogen. Die Farbwirkung wird unterstrichen durch die neuen Fenster auf den Emporen. Zum Schluss wird dann noch das Gestühl in Aufstellung und Farbton dem übrigen Kirchenraum angepasst werden.“

Einen Monat später, im September 1954, hören wir: „Unsere Martinskirche rückt nun doch der Vollendung ihrer Innenerneuerung näher. Die Holzdecke ist eingezogen und verleiht der Kirche den erwarteten warmen Ton. Die seitlichen Fenster wurden so umgestaltet, dass das Licht nurmehr von oben herabfällt – ein Sinnbild für unsere Erwartung im Gottesdienst: Gott möge uns mit seinem Licht von oben erleuchten. Nun wird die Empore-Brüstung verschalt und den Bänken eine auf den weiter nach vorne verlegten Altar ausgerichtete Anordnung gegeben. Professor Yelin wird mit seinem Großbild der Kirche das Gepräge geben. Es wird schön! Wir freuen uns auf den Tag der Einweihung.“

Endlich im Oktober 1954 kann Pfarrer Mack dann berichten: „Genau nach sechs Monaten kann die Innenerneuerung unserer Martinskirche zu ihrem Abschluss geführt werden – und man kann sicher sagen: zu einem erfreulichen Abschluss! Unsere Kirche ist schöner geworden als man es nach den anfänglichen Plänen erwarten konnte. Möge dieses Gotteshaus nun vielen

eine Heimat, ein Raum des Segens, der Besinnung und der Stille werden. Den Einweihungsgottesdienst am Reformationsfest hält Herr Oberkirchenrat Pfeifle.“

Allerdings bis zum Reformationsfest wird nicht alles fertig. Tatsächlich findet die „eindrucksvolle Einweihung“ dann zwei Wochen später, am 14. November 1954 statt.

Nach zehn Jahren und vier Monaten sind die Bombenschäden nun auch im Inneren des Gotteshauses beseitigt. Man ist gründlich zu Werke gegangen. Von der ursprünglichen Gestaltung im Jugendstil ist nichts mehr übrig geblieben. Kein Wunder, wenn wir uns an den Satz von Stadtpfarrer Jahn erinnern, den er in der Ortsbeilage vom Dezember 1952 geschrieben hatte. Den Jugendstil ist man zur damaligen Zeit leid. Man findet ihn kitschig. Zudem will man sich der Braun-, Grau- und Violettöne entledigen, die in der Kirche vorherrschen. Man sehnt sich nach einem helleren, freundlicheren Innenraum. Von daher ist zu verstehen, dass das vollendete Werk mit fast überschäumenden Worten gelobt und gepriesen wird.

Heute haben wir ein anderes Verhältnis zum Jugendstil. Es wäre zu fragen, ob man bei der Gestaltung des Innenraums der Martinskirche vielleicht einen Kompromiss hätte finden können? Warum mussten zum Beispiel die großen Fenster nach Süden und nach Norden, die einst bis herunter zu den Dächern der Eingangsbereiche reichten, zu großen Bullaugen verkümmern und die ovalen Fensterdurchbrüche oben auf den Emporen ganz verschwinden? Hätte man die Kapitelle über den Säulen, die die Emporen tragen, nicht erhalten können? Und vor allem: Wären die reich stuckierten Bänder, die quer über das Gewölbe liefen, nicht erhaltungswürdig gewesen? „Wäre, hätte man.“ Es war eine Entwicklung, die sich in guter Gesellschaft mit dem Kirchbau aus vielen Jahrhunderten wieder findet. Wie viele romanische oder gotische Kirchen erhielten zum Beispiel im 18. oder 19. Jahrhundert eine barocke oder eine klassizistische Ausstattung. Man mag das bedauern, aber es ist nicht mehr rückgängig zu machen. Dennoch, wir Ebingen lieben unsere Martinskirche auch so, wie wir sie heute haben.

Zum Schluss erfahren wir von Alfred Mack aus der Ortsbeilage vom April 1955 noch: „Kurz vor der Konfirmation kam der Kruzifixus für das mächtige Kreuz, das seit der Einweihung hinter dem Altar der Martinskirche steht, aus der Werkstatt des Restaurators zurück und mahnt nun die Gemeinde daran, durch was für ein großes Opfer das Heil der Welt geschaffen wurde und wem die Gemeinde ihr Dasein und Leben verdankt. Das Werk stammt aus den Jahren unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg und entstand wohl etwa zur selben Zeit wie die herrliche Kanzel aus dem Jahre 1682. Der Künstler, der den Kruzifix schuf, ist unbekannt... In den Tagen unmittelbar vor Ostern ist nun auch die Figur des auferstandenen Christus, die auf dem Kanzeldeckel angebracht war, wieder aufgestellt worden. Sie wurde gegen weitere Zerstörung durch den Holzwurm gesichert und in den ursprünglichen Farben erneuert. – Nun fehlen nur noch die Apostelbilder, die in der alten Martinskirche an der Orgelepore angebracht waren und die seit 1906 im Konfirmandensaal hingen. Zwei davon gingen bei dem Bombentreffer im Juli 1944 zugrunde. Die erhaltenen Stücke werden wieder instand gesetzt und sollen künftig in der Kirche selbst ihren Platz finden. Wir freuen uns, dass so die Zeugen aus früheren Jahrhunderten sich vereinen mit dem Bau, wie ihn modernes Empfinden im letzten Sommer neu gestaltet hat.“

Im Jahr 2002 erhält die Martinskirche ihre neue Rensch-Orgel. Im Zuge von Baumaßnahmen wird an zwei Stellen an den Decken unter der Nord- und der Westempore die ursprüngliche Gestaltung und Bemalung wieder herausgeholt. Die Apostelbilder kehren nicht mehr an ihren alten Platz zurück, den sie fast fünfzig Jahre lang an der Westwand eingenommen haben. Sie werden im nordwestlichen Treppenhaus der Kirche aufgehängt. An ihrer bisherigen Stelle können jetzt die großformatigen modernen Drucke bewundert werden, die der Künstler Klaus Rensch während des Baues der neuen Orgel geschaffen hat.

QUELLEN

Sitzungsprotokolle des evangelischen Kirchengemeinderates Ebingen aus den Jahren 1944 – 1954

Ortsbeilagen zum „Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg“ aus den Jahren 1952 – 1954

Privatarchiv des Verfassers

Ungeliebt im Schwabenland

Ausländische Arbeitskräfte in Ebingen 1933 – 1945 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Teil 2

Unterkünfte in Ebingen

Bevor der Krieg diese nach vielen Hunderten zählenden Menschenmassen nach Ebingen spülte, reichten einige öffentliche Gebäude aus, um die ausländischen Arbeitskräfte unterzubringen. Unter anderem ist die Ankerschule hier zu nennen: Ständen einmal für eine frisch eingetroffene Schar ukrainischer Mädchen nicht sofort Unterkünfte bereit, so diente diese zweckentfremdete Lehranstalt als vorübergehende Bleibe, die aber augenblicklich geräumt werden musste, sobald anderweitig Abhilfe geschaffen worden war.

Seit Sommer 1954 konnten die in immer größerer Zahl in Ebingen ankommenden Völkerscharen unmöglich in den öffentlichen Gebäuden der Stadt untergebracht werden. Man musste Wohnraum schaffen. Es war vorgesorgt: Bereits im Februar 1942 wurden die ersten einzelnen Arbeitskräfte aus Russland in einer zu diesem Zweck hergerichteten, leer stehenden Fabrik in der Sonnenstraße einquartiert. Zusätzlich wurden im Frühjahr 1942 im Bereich der heutigen Herderstraße Baracken errichtet, lang gestreckte Holzschuppen mit flachen Dächern. Hinzu kam im Sommer 1942 eine weitere Fabrik in der Bitzer Gasse.

Die leerstehende Fabrik in der Sonnenstraße – 1903 errichtet von dem Trikotwarenhersteller Eppler und Schäfer – trägt auf den Einwohnermeldekarten den Namen „Russenslager“; in anderen städtischen Unterlagen heißt sie „Lindenlager“ oder auch „Dreilindenlager“, denn ganz in der Nähe mündet die damals so genannte Lindenstraße (heuter Hardtstraße) in die Sonnenstraße ein. Das dreistöckige Gebäude hat einen Grundriss von 10 x 19,5 Meter und bietet eine Wohnfläche von 526,5 Quadratmetern, bestehend aus vier kleineren Räumen mit Flächen zwischen 14 und 27 Quadratmetern einerseits und drei Fabrikhallen mit Flächen zwischen 101 und 165 Quadratmetern andererseits.

Wenn man mit Wolfgang Lederer von maximal 180 Insassinnen ausgeht, so kommen auf jede Person knapp drei Quadratmeter Wohnfläche. Dies ist in der Tat nicht gerade üppig, doch sollten wir uns hüten, unsere modernen Ansprüche als Maßstab zu nehmen. Genau so wenig wäre es angebracht, von einem Mangel an Intimsphäre zu reden. Eine solche dürfte zu da-

maligen Zeit in den ländlichen Gebieten der Ukraine eher unbekannt gewesen sein.

Hygienische und medizinische Folgen

Was äußerst unangenehm und ungewollt gewirkt haben dürfte, ist der Umstand, dass hier 50 bis 60 Personen dicht an dicht in einem Massenquartier zusammen hausen mussten. In diesem Zusammenhang liegt es nahe, an das Wort „Massenmenschhaltung“ zu denken, analog zu der „Massentierhaltung“. Obendrein resultierte daraus eine erhöhte Ansteckungsgefahr, vor allem im Winter bei Erkältungskrankheiten. In unserer kleinen medizinischen Statistik spiegelt sich dieser Sachverhalt: Unter den Befunden bilden die Erkältungskrankheiten die zweitgrößte Gruppe.

Massive Probleme ergaben sich außerdem hinsichtlich der sanitären Anlagen: Wie die Gebäudepläne zeigen, standen pro Stockwerk zwei Plumpsklos und zwei Wasserhähne zur Verfügung – das heißt: 30 Personen mussten sich ein Klo und eine Waschgelegenheit teilen. Unklar ist, welche Möglichkeiten vorhanden waren, um die Leibwäsche zu reinigen. Nach Ausweis der einschlägigen Literatur zeigten die NS-Stellen in diesem Punkt bewusst wenig Initiative, denn sie wollten erreichen, dass die Nazi-Propaganda hinsichtlich der Sauberkeit von Osteuropäern mit der Realität übereinstimmte. Indem man also die Zahl der Waschgelegenheiten möglichst klein hielt, bewirkte man bei den russischen Arbeitskräften im Laufe ihres Aufenthalts in Deutschland ein zunehmendes, hygienisches Defizit.

Unsere medizinische Statistik belegt dies eindeutig und zweifelsfrei: Unter den Befunden stehen mit großem Abstand an erster Stelle jene, die sich aus mangelnder Hygiene ergeben: Es sind dies vor allem Entzündungen, Hautpilzkrankungen, Abszesse, Geschwüre, Furunkel, Ekzeme und eitrige Ausschläge aller Art. Betrachten wir diese Befunde in ihrer zeitlichen Abfolge, so ist ganz klar zu erkennen, dass die russischen Arbeitskräfte sauber und gesund in Ebingen angekommen sind. Im ersten Monat unserer kleinen medizinischen Auflistung – also ungefähr ein halbes Jahr nach dem Eintreffen des ersten Russentransports – haben wir lediglich drei Befunde. am Ende des Erhebungszeitraums – 15 Monate später – sind wir bereits bei 18 Befunden pro Monat.

Verlassen wir an diesem Punkt das Lindenlager – ein weiteres und weitaus stattlicheres Gebäude stand in der Bitzer Gasse zur Verfügung: Die Fabrik der Trikotwarenfirma Müller und Diemer hat fünf Stockwerke bei einer Grundfläche von 400 Quadratmetern. Die 208 Insassinnen, alle aus Russland, hatten demnach jede Menge Platz. Dafür aber hatten sie unter einem Aufseher zu leiden, der zu sadistischen Ausschreitungen neigte.

Das dritte Lager bestand aus vier kleineren und drei größeren Baracken, wobei die kleineren als Küche, Vorratsraum, Abtritt und Waschraum dienten und die größeren zum Wohnen vorgesehen waren – 50 Personen pro Baracke, insgesamt also 150 Personen.

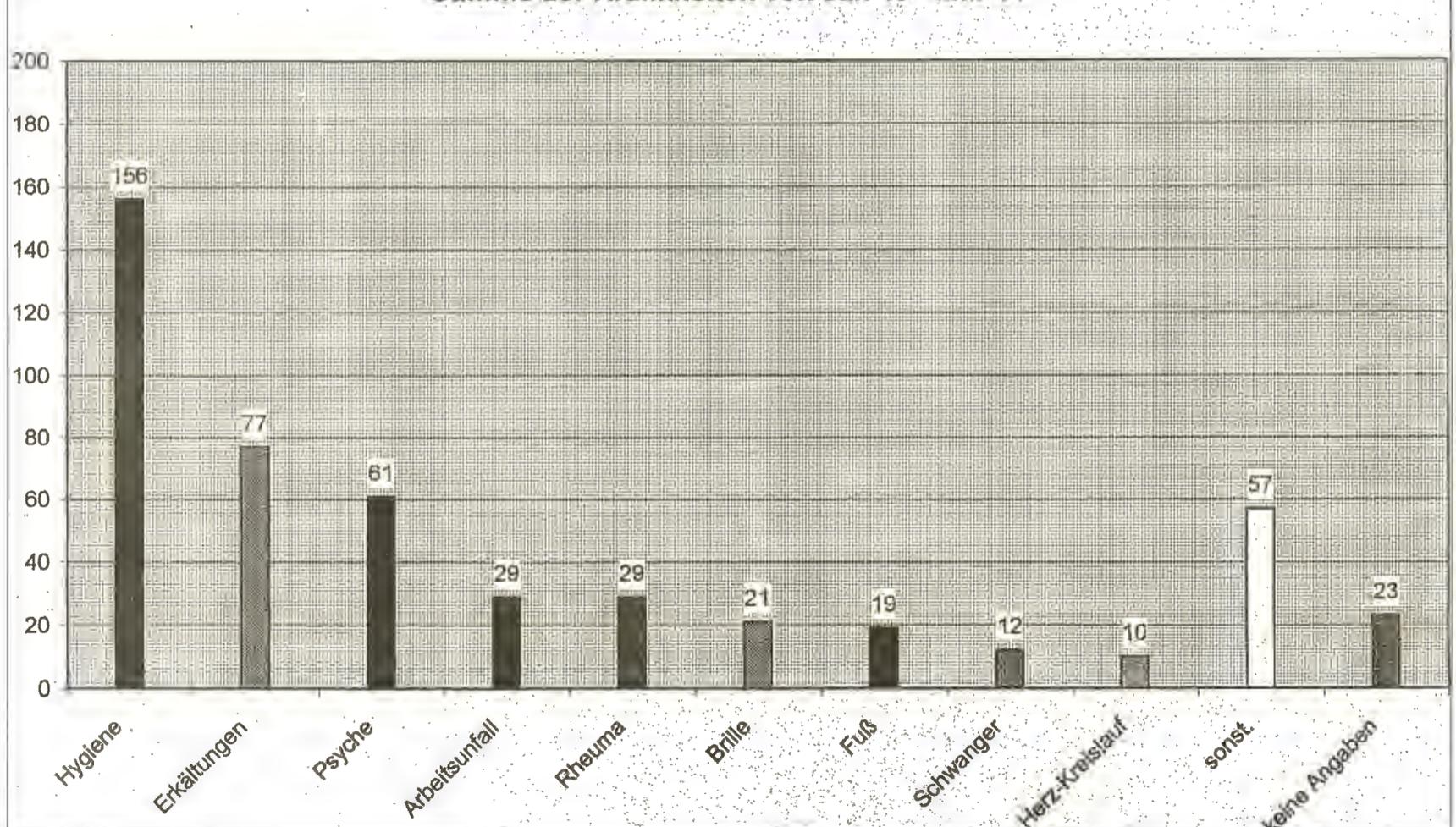
Spätestens ab Herbst 1944 konnte indes nicht mehr von „Wohnen“ die Rede sein, sondern höchstens noch von Schlafen, denn mit 227 Insassinnen (wiederum alle aus Russland) war dieses Lager hoffnungslos überbelegt, oder anders ausgedrückt: mit Stockbetten vollkommen zugestellt. Wie man sich vorstellen kann, wirkte sich diese Überbelegung im Bereich der Hygiene äußerst negativ aus.

Tätigkeiten außerhalb der Lager

Zu ergänzen bleibt, dass nicht alle Russinnen in diesen Lagern wohnten – es gab Ausnahmen: Das waren diejenigen, welche als Küchenhilfen in Gasthäusern oder als Kindermädchen in Privathaushalten tätig waren – einige wenige Dutzend an der Zahl. Den einschlägigen NS-Bestimmungen zu Folge war bei der Auswahl ein möglichst deutsches Aussehen Ausschlag gebend: Die Mädchen sollten blond und blauäugig sein, um die Augen der deutschen Familien durch ihr slawisches Untermenschen-Aussehen nicht zu beleidigen.

Es ist wohl keine Frage, dass es diesen russischen Kindermädchen in den deutschen Familien wesentlich besser ging als in den Lagern. Solches wussten die Mädchen durchaus zu schätzen, weshalb sie sich stets von ihrer allerbesten Seite zeigten. Demzufolge waren die Russenmädchen denn auch überaus beliebt – sie galten als folgsam, freundlich, fleißig und ordentlich, verkörperten somit mithin deutsche Kardinaltugenden. Ganz im Gegensatz zu den deutschen Mädchen, die als Haushaltshilfen verpflichtet worden waren – ihnen eilte der Ruf voraus, faul, frech und mannstoll zu sein. (Fortsetzung folgt)

Summe der Krankheiten von Jan 43 - Mär 44



Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg¹

Vortrag anlässlich der Buchvorstellung am 3. November – Von Dr. Andreas Zekorn

Aus Anlass der 500jährigen Wiederkehr des Tags der Übergabe des Oberamtsbezirks Balingen an Württemberg beschloss die Amtsversammlung des Oberamts Balingen im August 1903, König Wilhelm II. von Württemberg eine Huldigungs-Adresse zu überreichen, die von dem Kunstmaler Karl Caspar, Stuttgart, dem späteren Ehemann von Maria Caspar-Filser, entworfen werden sollte. Diese Adresse bestand aus einer Mappe mit reich verzierten Blättern, unter anderem mit dem württembergischen Wappen und einer Gesamtansicht der Stadt Balingen mit Umgebung inklusive Balingen Berge und Schalksburg. In Stadt und Amt Balingen wurde dem Jubiläum große Bedeutung beigemessen. Es gab einen Festakt am 3. Dezember 1903 in Balingen und nochmals eine Feierlichkeit in Burgfelden. Bleibend erwuchs aus dem Jubiläum eine Festschrift, die aber in wesentlichen Teilen überholt ist, vor allem durch die fundierte Kreisbeschreibung Balingen von 1960/61.²

Insgesamt, so darf man resümieren, stammt die Forschungsliteratur zur Herrschaft Schalksburg und zum Geschlecht Zollern-Schalksburg zu einem großen Teil aus dem 19. Jahrhundert; jüngere Ausarbeitungen zum Thema sind eher rar.³ Deshalb erschien es bei dem skizzierten Kenntnisstand angemessen, den 600. Jahrestag des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg zum Anlass zu nehmen, dem Thema Schalksburg eine wissenschaftliche Vortragsveranstaltung und eine anschließende Publikation zu widmen. Im Oktober 2003 fanden ein Festakt in Balingen und eine Vortragsveranstaltung in Albstadt-Lautlingen statt, woraus die Publikation „Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg“ erwuchs, deren Inhalt im Folgenden näher dargestellt werden soll.

Die Leitfrage, welche die Menschen schon früher beschäftigte und die auch in diesem Buch eine zentrale Frage darstellt, ist folgende: Warum verkaufte Graf Mülli von Zollern-Schalksburg im Jahre 1403 seine Herrschaft an Württemberg und nicht an seine zollerischen Vettern?

Professor Dr. Dieter Mertens, mittlerweile emeritiert und früher Inhaber des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte in Freiburg, befasst sich im ersten Beitrag mit der „erzählerischen Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg.“ Er analysiert dabei zunächst die im 19. Jahrhundert niedergeschriebenen Sagenversionen dieses Vorgangs. Am bekanntesten ist wohl die „Sage vom Hirschguldenden“, die Wilhelm Hauff (1802–1827) nach 1825 niederschrieb. In dieser Version geschah der Verkauf der Herrschaft Hirschberg (!) mit Balingen um einen elenden Hirschguldenden, also zu einem keineswegs angemessenen Preis. Derartige Hirschguldenden wurden als Inflationsgeld jedoch nur in den Jahren 1622/23 geprägt, folglich muss diese Währung erst nach 1623 in die Erzählung eingeflossen sein.

Auf der Suche nach früheren Sagenversionen legt Mertens dar, dass der Ursprung der mündlichen Erzählung bzw. der Sage vom Verkauf der Herrschaft Schalksburg vermutlich in der spätmittelalterlichen Adelsgesellschaft des 15. Jahrhunderts zu suchen ist, denn es galt, die Umstände des Herrschaftswechsels von 1403 zu erklären, als Graf Mülli von Zollern-Schalksburg seine Herrschaft um 28.000 Gulden an Württemberg und nicht an die zollerischen Vettern verkaufte. Diese Veräußerung geschah zwar damals mit Wissen der zollerischen Verwandtschaft, die jedoch den Wert der Herrschaft alsbald anders einschätzte und danach strebte, den Verkauf rückgängig zu machen. Sie klagte sogar vor dem Hofgericht Rottweil, allerdings vergeblich. Die Zollern argumentierten, dass die – wie sich bald nach der Transaktion herausstellte – recht ertragreiche Herrschaft um einen viel zu niedrigen Preis verkauft worden sei. Tatsächlich ist die von Württemberg entrichtete Kaufsumme, im Vergleich mit dem Verkaufswert anderer Herrschaften in der damaligen Zeit, als durchaus adäquat einzustufen. Den Zollern war jedoch daran gelegen, dass ihre Sichtweise Verbreitung fand. So sind aus dem 16. Jahrhundert die ersten schriftlichen Versionen der bis dahin wahrscheinlich nur mündlichen Erzählungen über den Verkauf in der Zimmerischen Chronik und in der zollerischen Hauschronik überliefert. Auf letztere stützte sich um 1598 der Balingen Lateinschullehrer und Dichter Ja-

kob Frischlin, als er im Auftrag der Zollern das in Reimen geschriebene Werk „Hohenzollerische Hochzeit“ abfasste und darin auch auf die Schalksburgveräußerung einging. Im Sinne der Auftraggeber übernahm Frischlin die zollerische Sichtweise und wurde damit zum geschickten Propagandisten der Erzählung vom allzu niedrigen Verkaufspreis. Kurze Zeit später sollte er eine zollernfeindliche Version der Geschichte liefern.

Reichspolitisch bedeutsam könnte die Sage geworden sein, als die Zollern 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. In der zollerischen Hauschronik des 16. Jahrhunderts hatte es bereits geheißsen, dass die Zollern königlichem und fürstlichem Geschlecht entstammten, aber den fürstlichen Titel verloren hätten, weil ihr territorialer Besitz geschwunden sei, womit auch die Herrschaft Schalksburg gemeint war. 1623 erhielten die Zollern also – aus ihrer Sicht – nur den alten Rang zurück. In diesem Zusammenhang könnte die Schalksburg-Erzählung neu aufgegriffen worden sein. Auf jeden Fall kam just nach 1623 der elende Hirschguldenden in die Sage. Damit wurde der Gegensatz zwischen der hohen dynastiegeschichtlichen Bedeutung des Verkaufs und der – vermeintlichen Geringfügigkeit des Verkaufspreises bis ins Extreme gedehnt. Der Urheber dieser neuen Version ist bisher unbekannt.

Die Schalksburg und die Veräußerung der Schalksburg herrschaft interessierten die Menschen in der Region also weiterhin und gaben Anlass, zu immer neuen Varianten der Erzählung. In der im 19. Jahrhundert von Wilhelm Hauff poetisch ausgestalteten Version des Verkaufs ist die Sache nochmals dahingehend zugespitzt, dass der Hirschguldenden über Nacht völlig entwertet wurde, so dass die geprellten zollerischen Vettern nicht einmal mehr ihre Zeche für den Wein bezahlen konnten, in dem sie ihren Kummer ertränkten.

Nach diesem Beitrag über die Erzähltradition des Verkaufs werden in den folgenden Aufsätzen die historischen Hintergründe aufgearbeitet: Der Beitrag von Professor Dr. Wilfried Schöntag, früherer Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, befasst sich mit der „Herrschaft Schalksburg im Spannungsfeld zwischen Hohenzollern und Hohenberg im 13. Jahrhundert“. Um 1179 hatten sich die Linien Hohenberg und Zollern getrennt, der Besitz wurde aufgeteilt. Obendrein finden sich die Verwandten nach der Linientrennung in unterschiedlichen politischen Lagern wieder: Die Hohenberger zählten nach dem Tode des Stauferkaisers Friedrichs II. im Jahre 1250 zur Klientel der Habsburger, wogegen sich die Zollern mit Württemberg verbündeten. Die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Parteien führte zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Zollern und Hohenbergern in einem Zeitraum, der mit den Jahren 1267 und 1286 markiert werden kann. Zudem kam es um 1267 zu einer weiteren Besitzauseinandersetzung zwischen den beiden Linien. Andererseits verloren die Zollern damals nicht nur Gebiete aufgrund von Teilungen, sondern sie konnten auch Zugewinne verbuchen, wie die Herrschaft Mühlheim in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Fortan trachteten die Zollern offenbar danach, den Bereich zwischen der alten Grafschaft Zollern und der Herrschaft Mühlheim an sich zu bringen, um eine möglichst großflächige Herrschaft zu errichten: Wahrscheinlich erwarb man Balingen 1255 von den Erben der Grafen von Urach, danach die Schalksburg und die alte Herrschaft Burgfelden von den Grafen von Veringen. Als im Jahre 1288 die Linie Zollern-Zollern eingerichtet und von der neuen Linie Zollern-Schalksburg getrennt wurde, erhielt die neue Linie genau diese frisch erworbenen Gebiete: die Herrschaft Mühlheim und die neu konstruierte Herrschaft Schalksburg, deren Zentrum Balingen werden sollte. Die Besitzteilung und Linienbildung erfolgte im Rahmen einer gängigen Teilung innerhalb einer Adelsfamilie und nicht aufgrund politischen Drucks, etwa um einen „Pufferstaat“ zwischen den verfeindeten Hohenbergern und Zollern zu bilden, wie dies in älteren Forschungsarbeiten zum Teil angenommen wurde. Obwohl der Streit zwischen Zollern und Hohenbergern auf Reichsebene verlagert worden war, als die Zollern auf der Seite Württembergs gegen König Rudolf von Habsburg und die mit ihm verbundenen Hohenberger gestanden waren, nahm der

König die Zollern 1286 doch wieder in seine Huld auf, und die Linienbildung blieb von diesem Zwist unbeeinflusst.

Eigens hingewiesen sei auf das Forschungsergebnis Schöntags, dass sich im Randbereich der aneinandergrenzenden Herrschaftsgebiete der Hohenberger, Zollern und Württemberger der dort ansässige Ortsadel teilweise von der Herrschaft emanzipieren und im 15. Jahrhundert den Weg in die Reichsritterschaft finden konnte. Als Beispiele seien die ritterschaftlichen Herrschaften in Geislingen, Roßwangen-Dotternhausen oder Lautlingen genannt.

Dr. Casimir Bumiller, Historiker und Publizist, befasst sich mit dem „schalksburgischen Jahrhundert“ in der hohenzollerischen Geschichte, also mit der Linie Zollern-Schalksburg und den näheren Umständen des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg 1403. Sein Beitrag unterstreicht nochmals, dass die Besitzteilung von 1288 als ein üblicher Vorgang innerhalb von Hochadelshäusern und nicht als fremdbestimmter Eingriff anzusehen ist. Die Linie Schalksburg dürfte dabei mit den Herrschaften Schalksburg und Mühlheim den bedeutenderen Besitz erhalten haben. Die Teilung der Linien 1288 brachte zwar einen Machtverlust für die Zollern mit sich, konnte andererseits aber theoretisch zum Erhalt der Familie beitragen. Die Linie Zollern-Schalksburg erlosch allerdings bereits nach 120 Jahren als im Jahre 1408 Graf Mülli starb. Die Linie existierte also vornehmlich im 14. Jahrhundert. Dieses Jahrhundert war von wirtschaftlichen und demographischen Krisen gekennzeichnet: Unter anderem erlebte die adlige Herrschaft des Rittertums einen Einbruch, der an den militärischen Niederlagen von Ritterheeren deutlich wird. Die Pestwellen führten zu einem Rückgang der Bevölkerung.

(Fortsetzung folgt)

Bibliographische Angaben

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg. Herausgegeben von Andreas Zekorn, Peter Thaddäus Lang und Hans Schimpf-Reinhardt im Auftrag des Zollernalb-Kreises und der Städte Albstadt und Balingen. bibliotheca academica Verlag: Epfendorf/Neckar 2005. Festeinband, 254 Seiten, 45 z. T. farbige Abbildungen ISBN 3-928471-56-2. Ladenpreis 29 Euro.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Herbert Friedrich
Schloßbergstr. 23
72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Dr. Andreas Zekorn
Kreisarchiv
Landratsamt Zollernalbkreis
Hirschbergstr. 29
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörrikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53

208 ✓

Heimatkundliche Blätter Zollernalb



Heimatkundliche Vereinigung Zollernalb e.V.

Jahrgang 52

31. Dezember 2005

Nr. 12

Der Kleiber – Vogel des Jahres 2006

Mit dem Kopf voraus den Baum hinunter – Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch

Ein kleiner Singvogel erhielt nach der größten Eule Europas, dem Uhu, den Titel Vogel des Jahres. Es ist der bekannte Kleiber. Seine Rufe und sein Gesang ertönen in Gärten, Parkanlagen und vor allem in Wäldern. Im Winter lässt er sich oft in einer dominanten Rolle am Futterhäuschen beobachten. Meisen, Rotkehlchen und selbst Amseln weichen bei seinem Eintreffen. In unserem Raum ist der Kleiber der einzige Singvogel, der mit dem Kopf voraus Baumstämme hinunter laufen kann. Sein Bestand ist stabil, die Art ist nicht gefährdet. Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern machen mit dieser Wahl jedoch auf das Ökosystem Wald aufmerksam, insbesondere auf die mitteleuropäischen Misch- und Laubwälder mit Eichen und Buchen. Diese Wälder verfügen über eine reiche Vogelwelt. Die Verbände setzen sich für den Schutz und Erhalt solcher Lebensräume ein und weisen auf Gefährdungen hin.

Verbreitung: Das Brutareal der bei uns vorkommenden und zur Ordnung der Sperlingsvögel gehörenden Kleiberart (*Sitta europaea*) erstreckt sich im Westen vom südlichen Waldgürtel der kalt-gemäßigten Zone Nordeuropas bis in die höheren Lagen Marokkos, im Osten von der Waldzone der Taiga bis zur südlichen Waldsteppe. Das europäische Festland ist somit, außer einigen Lücken in Rumänien und in der Ukraine, nahezu geschlossen besiedelt. In Baden-Württemberg brütet der Kleiber in allen Landesteilen, auch in höheren Lagen. Die Karten der Höhenverbreitung (Hölzinger, J.: Die Vögel Baden-Württembergs, Bd. 2) zeigen jedoch, dass die Siedlungsdichten oberhalb 800 m stark abnehmen. Die Verbreitung im Winter entspricht, abgesehen von den höchsten Lagen des Schwarzwaldes, Oberschwabens und der Frankenhöhe derjenigen des Sommers. Im Raum Balingen kommt der Kleiber z. B. auf dem Heuberg, im Schädelhärtle, im Eichenwäldle, auf dem Binsbol, in Parkanlagen und in Gärten vor.

Wanderung und Zug: Bei uns gehört der Kleiber mehrheitlich zu den Standvögeln. Diese halten sich normalerweise ganzjährig in ihrem Revier auf, streifen jedoch je nach Witterung darin umher. Die Tendenz zum Umherziehen ist bei den Jungvögeln stärker ausgeprägt. Die dabei von den Neststandorten zurückgelegten Entfernungen betragen meistens weniger als 40 Kilometer. Ab und zu verlassen in Mitteleuropa Kleiber massenweise ihre Reviere. Diese Ausflüchte werden als Evasionen bezeichnet. Entsprechende Beobachtungen ermöglichen die zeitliche Einordnung der gelegentlich vorkommenden jahreszeitlichen Wanderungen. Für Baden-Württemberg häufen sich danach die Wegzüge in der Zeitspanne von Ende August bis Mitte Oktober, die Frühjahrszüge fallen in die erste Aprilhälfte. Ringfunde belegen, dass auch hier Entfernungen über 40 Kilometer selten sind.

Kennzeichen: Der volkstümlich oft als Spechtmeise bezeichnete Kleiber misst von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende etwa 12 bis 15 cm. Sein Gewicht ist mit durchschnittlich 23 g mehr als doppelt so groß wie dasjenige des Zaunkönigs, einem Vertreter der entfernten Verwandtschaft. Der Vogel hat einen relativ großen Kopf, einen langen spitzen Schnabel und einen kurzen Schwanz. Die Oberseite ist graublau, die Kehle weiß und die Unterseite orange bis zimtbraun gefärbt. Ein schwarzer Augenstreif ist ein weiteres Merkmal. Die Flanken sind beim Männchen, im Gegensatz zum Weibchen, rostbraun abgesetzt. Der weit hörbare Gesang des Männchens besteht aus Pfeiflauten, die in der Tonhöhe abnehmen und aus Trillerstrophen. Die Rufe setzen sich aus Folgen von twit-twit-twit-Lauten zusammen. Die Lautäußerungen nehmen zwar von Ende Dezember bis in das Frühjahr hinein zu, sind aber, ent-



gegen manch anderer Darstellungen, auch in den übrigen Jahreszeiten zu hören. Auffallend ist die Art und Weise der Fortbewegung. Der Kleiber kann mit dem Kopf voraus die Baumstämme abwärts klettern. Der Vogel setzt dabei abwechselnd jeweils einen Fuß nach unten, während er sich mit dem anderen weiter oben noch festhält (s. Foto). Die starken Krallen der Hinterzehen begünstigen dies. Auch das Klettern stammwärts geschieht nach demselben Schema. Die Bewegungsbahn zieht sich spiralförmig um Baumstämme oder Äste. Der Name Kleiber leitet sich von der Fähigkeit ab, das Einflugloch einer Bruthöhle oder eines Nistkastens so mit Lehm zu verkleben, dass er gerade

noch durchschlüpfen kann. Verhaltensweisen bei der Nahrungssuche, die denjenigen der Spechte ähnlich sind und der Größenvergleich mit der Kohlmeise sind in dem volkstümlichen Namen Spechtmeise zusammengefasst. In der Systematik steht dieser Name allerdings für die gesamte Familie (Sittidae oder Spechtmeisen). Der wissenschaftliche Gattungsname *Sitta* könnte auf die sitt-Kontaktrufe beim Umherschweifen zurückgehen.

Lebensraum und Brutbiologie: Der Kleiber bewohnt unterschiedliche Waldgesellschaften. Bevorzugt werden Laubwälder, die mit einer größeren Zahl an alten Bäumen mit breitem Kronendach bestockt sind. Bei

ausreichendem Angebot an Nahrung und Nisthöhlen besiedelt der Kleiber auch Feldgehölze, Alleen, Parkanlagen, Friedhöfe, Streuobstwiesen und Gärten. Er meidet reine Nadelwaldbestände und Feldfluren mit kleinen, isolierten Gehölzen. Tabelle 1 zeigt, dass sich Brutbiotope und Aufenthaltsbereiche im Winter entsprechen.

Biotoptyp	Anteil in %
Wald	54,2
Streuobstwiesen	17,1
Siedlungen (Parkanlagen, Gärten, Friedhöfe)	20,4
Feldgehölze, Wiesen mit Einzelbäumen	5,3
Ödland, Heide	2,9

Tabelle 1: Verteilung des Kleibers im Winter auf verschiedene Biotoptypen (1428 Beobachtungen, verändert nach: Die Vögel Baden-Württembergs, Atlas der Winterverbreitung, Ulmer 1995)

Beispiele für Siedlungsdichten sind in einigen älteren Untersuchungen veröffentlicht: Auf einer 5 ha großen Fläche im Schönbuch mit einer Hainsimsen-Eichen-Buchengesellschaft und einem hohen Totholzanteil wurden vier Brutpaare gezählt (NABU, Leinfelden - Echterdingen, 1991); eine 19 ha große Fläche eines Laubmischwaldes bei Freiburg beinhaltete 10 Reviere (zitiert in: Hölzinger, J., Bd. 2), im Schlosspark, Bad Wurzach, brüteten auf einer 40 ha großen Fläche vier Paare (Ornithologische Jahreshefte für BW, 1992). Künstliche Bruthöhlen erhöhen die Siedlungsdichten. Aus 38 kontrollierten Nistkästen wählte der Kleiber z. B. auf dem Binsbol in Balingen fünf aus, um darin seinen Nachwuchs aufzuziehen (Olaf Renaux, 2005). Sogar in reinen Nadelwaldbeständen und Gärten lassen sich Kleiber durch Aufhängen von Nisthilfen ansiedeln.

Jungvögel sichern sich bald nach dem Selbständigwerden ihre Reviere, die jedoch bis in das nächste Frühjahr hinein, z. B. bei Verlust eines Partners, ausgetauscht werden können. Kleiber sind sehr reviertreu. Angestammte Brutplätze werden nur nach Störungen verlassen. Die Nistplätze innerhalb der Reviere des Höhlenbrüters befinden sich in Spechthöhlen, in ausgefallenen Stamm- oder Astlöchern, in Spalten und Felshöhlen sowie in Nistkästen. Dabei werden hochgelegene Standorte besonders geschätzt. Die Balzhandlungen beginnen Ende Februar. Sie können aus langsamen Imponierflügen bestehen oder aus Verhaltensmustern, in denen sich das Männchen mit aufgefächertem Schwanz, gespreizten Flügeln und aufgeplustertem Gefieder präsentiert.

Die Nestbauphase erstreckt sich von der zweiten Märzhälfte bis in die erste Aprilhälfte. Holzstückchen und Rindenschuppen, selten dürres Laub, bilden die Unterlage des Nestes, das vor allem durch das Weibchen ausgestaltet wird. Dazu gehören weiter das Abrunden der Ecken, das Verkleben des Einflugloches sowie von Spalten und Ritzen. In den tieferen Lagen Mitteleuropas erfolgt die Eiablage in der zweiten und dritten Dekade im Monat April. Das Gelege umfasst in der Regel sechs bis acht weiße mit rotbraunen Flecken versehene Eier, die vom Weibchen, meistens nach Ablage des letzten Eies, bebrütet werden. Die Jungen schlüpfen in Baden-Württemberg im Mittel nach 17 Tagen. Beide Altvögel übernehmen die Fütterung mit Raupen, Blattläusen und Schwebfliegen. Der Aufenthalt in den Nestern schwankt zwischen 23 und 26 Tagen. Nach weiteren 8 bis 10 Tagen der Betreuung durch die Altvögel lösen sich die Familienverbände auf. Zerstörte oder ausgeraubte Gelege werden gelegentlich ersetzt, Zweitbruten kommen selten vor.

Im März 2004 inspizierte ein Kleiberpaar in einem Garten drei aufgehängte Nistkästen, zwei Meisenkästen und einen Starenkasten. Sie vertrieben von allen drei Kästen ihre möglichen Mitkonkurrenten, insbesondere die Kohlmeisen. Der Starenkasten wurde schließlich als Brutplatz gewählt und das Einflugloch bis zur entsprechenden körpergroßen Öffnung verklebt. Dabei wur-

den kleine Lehmkügelchen an die Unterlage gedrückt und dann mit der Schnabelspitze durch Klopfen befestigt. Das Gelege bestand aus fünf Eiern. Vier Jungvögel flogen aus und wurden in der Umgebung geführt. Das ausgesprochene harte Klebematerial konnte nur mit Hammer und Meißel entfernt werden (Beobachtung: Christina Maulbetsch).

Die Schlüpfraten sind bei Kleibern günstig. Diese liegen in Baden-Württemberg etwa um 90%. Trotzdem erreichen nur ein Viertel aller Jungvögel das erste Lebensjahr. Manche sterben an Unterkühlung und Nahrungsmangel, andere werden Beute von Sperbern, Waldkäuzen, Buntspechten und Mardern. Wenige können bis zu neun Jahre alt werden. Die Nahrung der Altvögel setzt sich aus Spinnen, Insekten und Samen zusammen. Letztere stehen vor allem im Frühjahr mit Eicheln, Eschen- und Ahornsamen und im Winterhalbjahr mit Bucheckern und Haselnüssen auf dem Speiseplan. Die hartschaligen Samen werden in Spalten und Ritzen eingeklemmt und dann mit dem langen spitzen Schnabel aufgehämmert. Bei großem Nahrungsangebot werden Vorräte angelegt.

Entfernte Verwandte, Bestand: Der Felsenkleiber besiedelt Südosteuropa und Vorderasien, der Korsenkleiber nistet auf Korsika. Weitere etwa 20 Arten aus der Gattung der Kleiber (*Sitta*) leben in Nordamerika, Südostasien und in Australien. Von der europäischen Art, zu der unser Kleiber gehört, haben sich viele Unterarten herausgebildet, die sich vor allem in der Färbung unterscheiden. Zwei weitverbreitete, häufig vorkommende und mit den Kleibern entfernt verwandte Arten sind die Baumläufer. Der Waldbaumläufer brütet in Baden-Württemberg in allen Naturräumen. Er bevorzugt zusammenhängende Hochwälder mit Totholzanteilen. Der Gartenbaumläufer liebt lichte Laub- und Mischwälder mit einem hohen Laubholzanteil. Er besiedelt aber auch Streuobstwiesen, Feldgehölze, Parkanlagen, Friedhöfe und Gärten (s. Tabelle 2). Höhenlagen über 800 m werden gemieden. Die Baumläufer klettern hüpfend stammaufwärts. Beide Arten können in unserem Raum z. B. im Schädelhärte und in Streuobstwiesen im Tal beobachtet werden.

Der Kleiber steht bezüglich der Häufigkeit der Brutvögel innerhalb Baden-Württembergs an 21. Stelle. Zählungen und Hochrechnungen ergaben Ende der 80er Jahre für das gesamte Land einen Bestand von 180 000 Revieren. Für den Raum um den Bodensee konnten 1990 über 5000 Reviere kartiert werden. Für Deutschland dürfte der Brutbestand schätzungsweise zwischen 600 000 und 1,4 Millionen Paaren liegen. Der NABU geht davon aus, dass rund 8% der europäischen Population in deutschen Wäldern leben. Das Nahrungsangebot reguliert die jährlichen Siedlungsdichteschwankungen.

Gefährdungen und Hilfen: Der Kleiber gehört nicht zu den bedrohten Arten. Die europäischen Gefährdungskategorien kennzeichnen ihn als eine weit ver-

breitete Art; dessen Bestände stabil sind. Die Verbände weisen allerdings auf Gefahren hin, die von Eingriffen in seinen Lebensraum ausgehen. Dabei hatten die Vertreter bei ihren Begründungen für die Wahl zum Vogel des Jahres nicht nur die Wechselbeziehungen zwischen Wald und Vogelwelt im Visier, sondern auch Funktionen des Waldes. Zum Beispiel: Der Wald ist mit seinem Wurzelsystem ein enormer Wasserspeicher. Die Wasserführung von Quellen und Wasserläufen kann dadurch ausgeglichen werden. Die Schneeschmelze vollzieht sich langsamer. Die täglichen Temperaturschwankungen sind geringer. Die Bäume, insbesondere die Laubbäume, filtern Schadstoffe und Staub heraus und sie sind Senken für Kohlenstoffdioxid. Die Erosionsraten in Waldgebieten sind geringer.

Die Verbände kritisieren den in einigen Bundesländern teilweise massiven Holzeinschlag in alte Bestände. Sie mahnen den Schutz alter Eichen- und Buchenwälder an. Sie werben dafür, dass alte Bäume mit Totholzanteilen stehen und Altholzinseln erhalten bleiben sowie für die Verlängerung der Umtriebszeiten. Von einer nachhaltigen Waldwirtschaft profitieren nicht nur Spechte, Greifvögel, Meisen, der Kleiber u. a., sondern sie ist auch ein Beitrag zum Klima- und Hochwasserschutz.

Im Siedlungsbereich kann dem Kleiber durch Aufhängen von Nistkästen geholfen werden. Der Boden eines solchen Kastens sollte möglichst 14 bis 20 cm breit sein und das Einflugloch einen Durchmesser von 3,2 cm haben. Bei hohen Schneedecken und langen Frostperioden ist auch eine Winterfütterung sinnvoll. Dazu kann eine Masse aus Rindertalg und Weizenkleie im Gewichtsverhältnis 5:1 angereichert mit Sonnenblumenkernen und Hanfsamen in einen Blumentopf gegossen werden. Ein Zweig, der durch das Loch des Topfes vor dem Eingießen der warmen Masse gesteckt wird, dient als Aufhänger.

Literatur

- Bauer, H.-G. u. a.: Die Vögel Baden-Württembergs, Atlas der Winterverbreitung, Ulmer-Verlag 1995
- Bauer, H.-G. und Berthold, P.: Die Brutvögel Mitteleuropas, Aula-Verlag, 1996
- Berthold, P.: Vogelzug, Darmstadt 1996
- Fitter, R. u. a.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973
- Gatter, W.: Vogelzug und Vogelbestände in Mitteleuropa, Aula-Verlag 2000
- Grzimek Tierleben: Band IX, Vögel 3, Lizenzausgabe 1977
- Hölzinger, J.: Die Vögel Baden-Württembergs, Singvögel 2, Stuttgart 1997
- Löhr, H.: Nisthöhlen, Kunstnester und ihre Bewohner, Stuttgart 1973
- NABU-Informationen: Vogel des Jahres 2006
- Treuenfels, C.-A. von: Wie die Alten sangen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Aufsatz vom 8. 10. 05, S. 9
- Bildnachweis: Foto NABU/M. Delpho

Tabelle 2: Entfernte Verwandte

Art	Kennzeichen	Vorkommen, Lebensraum
Waldbaumläufer	Oberseite braun-weiße Musterung; Unterseite weiß; Überaugenstreif weiß; gebogener Schnabel	Hochwälder mit alten Beständen und Totholz; auch Mischwälder mit Eichen und Buchen; gewisse Vorliebe für Fichtengestänge; zwei Drittel aller Neststandorte sind in Fichten und in Höhen bis zu ein Meter zu finden; Schwerpunkte der Verbreitung in BW in den zusammenhängenden Waldgebieten der Schwarzwaldes, des Schwäbisch-Fränkischen Waldberges; im Schönbuch und im Odenwald.
Gartenbaumläufer	Ähnlich Waldbaumläufer: Oberseite etwas heller, braun-weiße Musterung ausgeprägter, Körperseite bräunlich; gebogener Schnabel länger	Lichte Wälder mit Eichen; meidet geschlossene Fichtenbestände; Verbreitungsschwerpunkte in BW: Oberrheinebene, Tauberland, mittlerer Neckar, Bodenseebecken; Verbreitungslücken in Hochlagen des Schwarzwaldes, der Schwäbischen Alb, des Allgäus; Hälfte aller natürlichen Neststandorte befinden sich in einer mittleren Höhe von einem Meter in Eichen und Silberweiden

Ungeliebt im Schwabenland

Ausländische Arbeitskräfte in Ebingen 1933 - 1945 – Von Dr. Peter Thaddäus Lang, Schluss

Als ab Jahresbeginn 1944 die ausländischen Daimler-, Kuby- und Bosch-Leute in Ebingen eintrafen, musste weiterer Wohnraum geschaffen werden. So entstanden neue Baracken-Unterkünfte im Osten der Stadt, vor allem auf den sumpfigen Wiesen nahe der Straße nach Straßberg. Die größte Baracken-Einheit unter diesen wurde „Bleuel-Lager“ genannt – ein Name, der vielen älteren Ebingern bis heute im Gedächtnis haften geblieben ist, denn als diese Baracken nach Kriegsende leerstanden, fanden hier zahlreiche Heimatvertriebene eine erste, vorübergehende Bleibe.

„Wegzug“

Die schon mehrerwähnten Einwohnermeldekarten liefern uns unter der Rubrik „Wegzug“ eine ganze Reihe weiterer Informationen über die konkreten Lebensumstände der jungen Russinnen. Es war nämlich keineswegs so, dass die russischen Arbeitskräfte ausnahmslos bis Kriegsende in der Stadt blieben: Insgesamt zogen 767 Personen vor dem Ende des Kriegs wieder weg, darunter 210 Russinnen und Russen. Das bedeutet, dass sich per Saldo nie über 1000 ausländische Arbeitskräfte in Ebingen aufhielten. Der Höchststand war im September 1944 mit 991 Personen erreicht. Nach einem leichten Rückgang stieg die Zahl im Februar 1945 dann abermals auf 991 Personen an. Unter den 210 aus Ebingen wieder wegziehenden, russischen Arbeitskräften sind zunächst jene 28 zu nennen, die zwischen Juli 1942 und Juli 1943 in ihre Heimat zurückgeschickt wurden. Der Grund: Arbeitsunfähigkeit. Allerdings ist unbekannt, was sich im Einzelnen hinter diesem Sachverhalt verbirgt.

Drei weitere Personen wurden im März und April 1944 nach Großsachsenheim bei Bietigheim geschickt – drei junge Russinnen, 17, 18 und 19 Jahre alt. In Großsachsenheim befand sich ein großes Lager für kranke Zwangsarbeiter. Diese Einrichtung diente unter anderem dazu, bei schwangeren Zwangsarbeiterinnen Abtreibungen vorzunehmen. Man wird also davon ausgehen können, dass diese drei Mädchen schwanger waren und dass sie nach Großsachsenheim mussten, um abtreiben zu lassen. Nach Ebingen kamen sie nicht zurück. Die Unterlagen von Großsachsenheim wurden bei Kriegsende vernichtet. Deshalb ist über ihr weiteres Schicksal nichts in Erfahrung zu bringen.

Strafmaßnahmen

Hatte man Arbeitsunfähige zunächst noch schlankweg einfach in ihre Heimat zurückgeschickt, so zog man später andere Saiten auf. Nun wurde der Tatbestand der „Bummelei“ eingeführt, wogegen man mit drastischen Maßnahmen vorging. In Rudersberg bei Welzheim befand sich ein so genanntes „Arbeitererziehungslager“ für Frauen, mit dem wohl immer wieder gedroht wurde, wenn die Disziplin in den Augen der Nazis zu wünschen übrig ließ. Natürlich verliert eine solche Drohung an Überzeugungskraft, wenn sie nicht irgendwann einmal in die Tat umgesetzt wird.

Dieser Fall trat denn am 16. Juni 1944 auch ein: Eine 18-jährige Russin aus Charkow wurde nach Rudersberg „verschubt“, wie es auf der Einwohnermeldekarte ausgedrückt wird. Man schickte die junge Frau allerdings nach einiger Zeit wieder zurück – wohl mit der Absicht, damit sie erzählen konnte, wie schlimm es ihr in Rudersberg ergangen war.

Für Männer stand ein entsprechendes Arbeitererziehungslager in Oberndorf bereit. Aus Ebingen wurden vier Russen und ein Jugoslawe dort eingeliefert.

Mit der Überstellung nach Oberndorf pflegte unter anderem auch Fluchtversuche geahndet zu werden, und es ist denkbar, dass nur ein Teil dieser Fälle über die Einwohnermeldekarte nachzuweisen ist. Oder mit anderen Worten: Möglicherweise hat es eine ganze Reihe weiterer Fluchtversuche gegeben.

Flucht

Einige Fälle gelungener Flucht sind indessen akten-

kundig, sechs an der Zahl. So flohen im Juni und August 1944 vier Russen, jeweils zwei am gleichen Tag. Die Tatsache der Gleichzeitigkeit könnte auf eine sorgfältige Vorbereitung hinweisen. Aber nicht nur Männer machten sich aus dem Staub: Ebenfalls im August floh die erst 15-jährige Russin Lidia aus dem Bleuel-Lager und im Februar die 20-jährige Olga. Möglicherweise sind noch weitere ausländische Arbeitskräfte geflüchtet, ganz unbemerkt – so unbemerkt, dass der zuständige Beamte auf dem Ebinger Rathaus sie unter „unbekannt verzogen“ registrierte. Diese Eintragung nahm er bei 193 ausländischen Arbeitskräften vor, davon 44 aus Russland.

Umsetzungen

Unter „Wegzug“ sind auch jene – kleineren oder größeren – Trupps von Arbeitskräften erfasst, die von Ebingen aus in andere Orte zur Arbeit verbracht wurden, wo man sie wohl dringender benötigte als in der Stadt unter dem Schlossfels. Rund 150 Personen sind davon betroffen. In der näheren Umgebung sind die Zielorte Tailfingen, Onstmettingen, Hechingen und Schömberg; dann aber auch entlegene Orte in Sachsen und in Schlesien. Das Wegzug-Karussell drehte sich zunächst langsam, dem Kriegsende zu aber immer schneller, so dass man in dem vielen hektischen Hin und Her die Nervosität der Nazi-Organisatoren zu erkennen glaubt. Noch im März 1945 schickte man 43 Daimler-Leute nach Wiesensteig, wo seit Herbst 1944 Flugmotoren gefertigt wurden.

Einen Sonderfall unter diesen Verschickungen bildet jener Transport vom 14. August 1944 in das Schieferwerk Schömberg, das zu dem berüchtigten „Unternehmen Wüste“ gehörte. Oder im Klartext: Es handelte sich um ein Konzentrationslager. Nur wenige der dort gehaltenen Menschen haben die ihnen zugemuteten Strapazen überlebt. Elf junge Russen wurden dorthin verbracht, von denen einige kaum dem Kindesalter entwachsen waren. Weshalb sie auf diese grausame Weise bestraft wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit einer Verhaftungswelle der Gestapo im Juni und Juli 1944, bei der in zahlreichen süddeutschen Städten Russen verhaftet werden. Die Gestapo glaubte nämlich, gegen organisierten Widerstand vorgehen zu müssen. Ob dieser Widerstand tatsächlich gegeben war oder nur vermutet wurde, muss bei dem gegenwärtigen Wissensstand dahingestellt bleiben.

Todesfälle

In übertragenem Sinn kann man von „Wegzug“ reden, wenn ein Mensch stirbt. Die Ebinger Kommunalverwaltung schließt sich dieser Sehweise an, wenn sie die Verstorbenen mit den Verzogenen in eine Kartei zusammen nimmt. Die Zahl der verstorbenen ausländischen Arbeitskräfte ist bei weitem nicht so hoch, wie es die Zahl der Russengräber auf dem Ebinger Friedhof erwarten lässt. Abzuziehen sind diejenigen Verstorbenen, die nicht in Ebingen gelebt hatten, und auch diejenigen, die in dem russischen Lazarett ihren Verletzungen erlagen, das in der Ebinger Postschutz-Schule untergebracht war. Somit bleiben 38 Todesfälle, die sich auf das Jahr 1944 (mit 16 Fällen) und die ersten Monate des Jahres 1945 (mit 18 Fällen) konzentrieren. Als Todesursachen lassen sich feststellen:

1. Gewalteinwirkung, elfmal belegt. Es sind zum einen sieben Russinnen und Russen, die dem Bombenangriff am 14. Juli 1944 in Ebingen zum Opfer fielen. Zum anderen sind es vier russische Opfer eines nicht näher bezeichneten „Terrorangriffs“ am 24. April 1945, an dem Tag also, an welchem die Franzosen in Ebingen einmarschierten.
2. 2. Ansteckende Krankheiten, achtmal belegt, nämlich sechsmal TBC und zweimal Fleckfieber. Es handelt sich ausschließlich um Russinnen und Russen.
3. Herzinsuffizienz, fünfmal belegt. Betroffen sind ältere Russinnen und Russen, Alter zwischen 47 und 69 Jahre.

4. Kinderkrankheiten, ebenfalls fünfmal belegt. Es handelt sich um zwei französische und drei russische Kinder im Säuglings- und Vorschulalter.
5. Unter „Sonstige“ finden sich einmal Krebs, einmal ein „Ödemkrankheit“ und einmal Epilepsie.

Was die nationale Verteilung der Todesfälle anbetrifft, so liegen die Russen mit 25 Toten (= 75 Prozent) an der traurigen Spitze. Dies ist weitaus mehr als ihr Anteil an der Gesamtzahl der ausländischen Arbeitskräfte ausmacht, nämlich 50 Prozent. Alle anderen Volksgruppen sind bei den Sterbefällen deutlich unterrepräsentiert.

Natürlich stellt sich die Frage, ob die Sterblichkeit unter den ausländischen Arbeitskräften höher war als unter den Ebingern. Wenn man alles einschlägige Zahlenmaterial zusammenträgt und auswertet, so ergibt sich, dass die Sterberate der Ebinger bis 1943 einschließlich höher liegt als die der ausländischen Arbeitskräfte.

Das resultiert aus der Tatsache, dass die ausländischen Arbeitskräfte im Durchschnitt wesentlich jünger waren als die Ebinger Gesamtbevölkerung. Für das Jahr 1944 liegen die Raten dicht beieinander: Trotz ihres jugendlichen Durchschnittsalters hat sich die Situation der ausländischen Arbeitskräfte demnach sichtlich verschlechtert. Im Frühjahr 1945 ist deren Sterblichkeitsrate doppelt so hoch wie die der Ebinger. Kommentar überflüssig.

Zurück in die Heimat

Wie nicht anders zu erwarten, strebten die ausländischen Arbeitskräfte nach dem Einmarsch der Franzosen mit aller Macht in ihre Heimat zurück. Mit Ausnahme der Polen allerdings: Nachdem die Russen die östliche Hälfte Polens annektiert hatten, waren die Menschen aus diesem Gebiet heimatlos geworden. Mit ihrem Wegzug aus Ebingen ließen sich die meisten von ihnen Zeit. Die anderen jedoch zogen rasch und in großen Pulks von dannen.

Eine eindrucksvolle organisatorische Leistung brachten die Russen zu Wege. Sie hatten in der alten Villa Haux ein Repatriierungsbüro eingerichtet, das die Rückreise generalstabsmäßig vorbereitete. So konnten denn im August 1945 ganze 484 Russinnen und Russen auf einen Schlag in ihre Heimat zurückkehren. Im Dezember 1945 hielten sich schließlich nur noch 161 ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Ebingen auf, dreizehn davon aus Russland.

LITERATUR

- Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. 2. Auflage 1999.
- Peter Thaddäus Lang, In der Blüte ihres Lebens mussten sie sterben. In: Zollern-Alb-Kurier 10. 8. 1996. Erschienen auch unter dem Titel: „Sie starben jung. Russengräber in Ebingen“. In: Heimatkundliche Blätter, Juli 2001.
- Peter Thaddäus Lang, Von Abritzkaja bis Zwojenko. Einwohnermeldekarten als Quelle zur Geschichte ausländischer Arbeitskräfte in Ebingen 1939 – 1945. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 62, 2003, S. 385 – 408.
- Wolfgang Lederer, Ausländische Arbeitskräfte in Ebingen während des Zweiten Weltkrieges. Zulassungsarbeit an der Pädagogischen Hochschule Weingarten 1998. Masch.-Schr. 495 S.
- Wilfried Reininghaus/Norbert Reimann (Hrsgg.), Zwangsarbeit in Deutschland 1939 – 1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien. 2001.
- Annette Schäfer, Zwangsarbeiter und NS-Rassepolitik. Russische und polnische Arbeitskräfte in Württemberg, 1939 – 1945. 2000.
- Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939 – 1945. 2001.
- Rolf Vogt, Zwangsarbeit und Ausländerbeschäftigung während des Zweiten Weltkrieges in Hechingen. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 124, 2002/2003, S. 553/672.

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg¹

Vortrag anlässlich der Buchvorstellung am 3. November – Von Dr. Andreas Zekorn, Teil 2

Auch die Schalksbürger waren offenbar von den Krisen betroffen, denn sie sahen sich zu Besitzveräußerungen gezwungen. Hierbei mag auch die Notwendigkeit, Aussteuern für Familienmitglieder aufzubringen, eine Rolle gespielt haben. Die Ministerialität, die Gefolgschaft, der Grafen dünnte ebenfalls im Laufe des 14. Jahrhunderts aus; vor allem konnten die Schalksbürger keinen Hof mehr als gesellschaftlichen Mittelpunkt – gerade für die adeligen Ministerialen – entwickeln, über die Bumiller einen Überblick gibt. Die Grafen von Schalksburg standen ihrerseits in Bündnissystemen und in Fürstendiensten. Je nach politischer Konstellation und Interessenlage finden sie sich sowohl auf Seiten Habsburgs als auch Württembergs.

Schließlich beleuchtet Bumiller die konkreten Umstände zur Zeit des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg: Graf Mülli befand sich damals in einer deprimierenden Lage, denn bereits 1377 war der Bruder in der Schlacht bei Reutlingen gefallen und der einzige Sohn verstarb just im Jahre 1403. Obendrein dürfte die wirtschaftliche Lage des Grafen nicht rosig gewesen sein, so mussten unter anderem sieben Geschwister Mitgiften erhalten. Aus der wirtschaftlichen Notlage heraus hatte er schon 1391 die Herrschaft Mühlheim veräußert. Wegen seiner vermutlichen Schulden und weil er kinderlos war, sah sich Graf Mülli offenbar dazu gezwungen, auch die Herrschaft Schalksburg zu verkaufen. Eine Veräußerung an die zollerischen Vettern schloss sich dabei wohl aus, denn diese befanden sich selbst in einer desolaten familiären und wirtschaftlichen Lage, so dass sie die Mittel für einen Erwerb der Herrschaft nicht aufbringen konnten. Jedenfalls geschah der Verkauf der Schalksbürgerherrschaft mit Wissen, wenn nicht gar Zustimmung zumindest eines Teils der zollerischen Verwandtschaft. So besiegelte Graf Friedrich Ostertag als Vogt Verena von Kyburgs, die als Ehefrau Graf Müllis Mitverkäuferin der Schalksbürgerherrschaft war, die Verkaufsurkunde. Bereits die Veräußerung Mühlheims war offenbar mit „rat“ der zollerischen Verwandtschaft geschehen. Dass die Herrschaft Schalksburg gerade an Württemberg ging, lag nahe, denn diesem Hause war Graf Mülli verbunden. Damit dürfte Bumiller die historischen Umstände des Verkaufs erfasst haben, die sich anders darstellen als in der späteren mündlichen Erzähltradition.

Dr. Volker Trugenberger, Leiter der Abteilung Staatsarchiv Sigmaringen des Landesarchivs Baden-Württemberg, untersucht im Anschluss den „Erwerb der Herrschaft Schalksburg im Kontext der württembergischen Territorialpolitik“. Württemberg war bestrebt, sein Territorium gegen den Konkurrenten Habsburg auszudehnen. Verschiedentlich konnte es im Raum zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb bzw. zwischen Neckar und Donau im 14. Jahrhundert Gebiete erwerben, in den Jahren 1306/17 beispielsweise die Stadt Rosenfeld und weiteren Besitz der Herzöge von Teck oder aus der hohenbergischen Besitzmasse Ebingen, die untere Stadt Haigerloch (1367) und den Ort Winterlingen. Habsburg gelang es im Gegenzug 1381 die Herrschaft Hohenberg um 66.000 Goldgulden an sich zu bringen. 1403 war wieder um Württemberg an der Reihe, als es die Herrschaft Schalksburg für 28.000 Goldgulden erstand und das Gebiet arrondierte, indem es Tieringen, Hossingen und Meßstetten von Konrad von Hölstein kaufte.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bildete Württemberg das Amt Balingen. Innerhalb dieses Amtes kam der Stadt Balingen eine herausgehobene Stellung zu: hier war der Sitz von Vogt und Keller, hier war der Gerichtsort. Zudem kam die Stadt in den Genuss besonderer Fördermaßnahmen, um Neubürger anzulocken, von denen die wichtigste wohl diejenige von 1469 war, als die Stadt auf ewige Zeiten von der Schatzung befreit wurde, was begreiflicherweise den Unmut der Dörfer weckte, die weiterhin steuerpflichtig blieben. Zu den Förderungen sind ferner die Stiftungen im kirchlich-karitativen Bereich zu rechnen.

Bald nach dem Kauf erwies es sich, dass Stadt und Amt Balingen recht finanzkräftig waren. Wie etwa im Falle der Herrschaft Hohenberg die dortigen Untertanen von Habsburg zur Finanzierung des Kaufes herangezogen wurden, so bat vermutlich auch Württemberg die Balingen Untertanen für den gleichen Zweck zur

Kasse: Da Graf Eberhard III. den Kaufpreis nicht aufzubringen vermochte, verpfändete er zunächst die neu erworbene Herrschaft. Kurz darauf, im Jahre 1410, mussten die Untertanen wohl selbst zu ihrer Auslösung beitragen, weshalb Balingen bereits zu diesem Zeitpunkt auf 20 Jahre von der Schatzung befreit wurde. Dennoch trug die Stadt im Jahre 1425 mit 800 Gulden zur Schatzung bei. Damals stand das Amt Balingen mit einer Steuersumme von 6 943 Gulden (inklusive des Balingen Beitrags) an sechster Stelle der württembergischen Ämter. Beim durchschnittlichen Vermögen nahm Balingen einen Spitzenplatz unter den württembergischen Ämtern ein. Auch bei der Erhebung der wehrfähigen Mannschaft um 1430 ergab sich ein ähnliches Bild von der Qualität des Amtes wie bei der Steuererschätzung: Balingen lag mit 698 Mann an elfter Stelle in Württemberg und brachte damit doppelt so viel wie das Amt Rosenfeld auf (zum Vergleich: das Amt Urach stand mit 1755 Mann an der Spitze).

Graf Eitelriedrich von Zollern erkannte infolge dieser Schatzung von 1425 den Wert der Herrschaft Schalksburg und focht den Verkauf von 1403 vergeblich vor dem kaiserlichen Hofgericht in Rottweil an. Er argumentierte, dass die Herrschaft nicht 28.000 Gulden sondern, wenn man die Schatzung zugrunde legte und hochrechnete, 150.000 Gulden wert sei. Der Verkaufspreis wäre folglich zu gering gewesen. Allerdings hatte er mit dieser Argumentation vor Gericht keinen Erfolg. Die Zollern mussten im Gegenteil bald froh sein, dass ihr Herrschaftsgebiet im 15. Jahrhundert nicht selbst von Württemberg vereinnahmt wurde, als die Familie auszusterben drohte. Erst ein relativ später Kindersegnen und die Anlehnung der Zollern an Habsburg brachten eine gewisse Sicherheit für den Fortbestand ihres Hauses.

Dr. Stefan Uhl, Inhaber eines Büros für historische Bauforschung, untersucht die Burgen in der Herrschaft Schalksburg und deren Bezüge zu den Grafen von Zollern. Zunächst befasst er sich mit der vermuteten Burg Hirschberg in der Nähe von Balingen, deren Existenz in der Literatur zum Teil bestritten wurde. Anhand der Bodenbefunde nimmt er an, dass sich dort eine Burgstelle befand, die sich in Hauptburg, Vorburg und Zwingeranlage gliederte. Außer diesem Befund gibt es lediglich Keramikfunde aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, aber keine schriftlichen Quellen, die eine Burg Hirschberg erwähnen. Die Burg, so vermerkt Uhl, war spätestens in der Mitte des 13. Jahrhunderts abgegangen. Nachweisbare Verbindungen zu den Zollern gibt es keine, wohl aber zu den Herren von Schalksburg, die in dieser Gegend noch im 14. Jahrhundert Grundbesitz hatten.

Die zweite Burg, die Schalksburg, war zeitweilig eine bedeutende militärische Anlage. Die erste nachweisbare Burg entstand vermutlich an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert, wie aus Keramikfunden zu schließen ist. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts existierte eine großflächige Buranlage. Vor dem Jahr 1266 erwarben dann die Zollern die Schalksburg. Uhl untersucht den genauen Baubestand und verweist insbesondere auf die Größe der Anlage, die knapp 3 ha umfasste und auf der, einer Quelle aus dem Jahre 1458 zufolge, eine Besatzung von 100 Mann stationiert sein sollte. Eine entsprechende Infrastruktur muss also vorhanden gewesen sein. So gab es nachweislich Brunnen, Zisterne, Mühle und wohl auch eine Bäckerei sowie eine Hofkapelle. Die Burg befand sich bis zum Verkauf der Herrschaft Schalksburg 1403 in zollerischem Besitz. Württemberg vergab sie 1458 als Pfand an Ulrich von Rechberg. So konnte es geschehen, dass ein Zollergraf im Auftrag Württembergs die Burg 1464 während einer Fehde zerstörte. Später war die Schalksburg nochmals von 1511 bis 1554 als Pfand in zollerischer Hand, geriet aber in Verfall. Nach 1557, als die Burg erneut in württembergischem Besitz war, brach man die auffälligen Burg-Gebäude ab. Auch die Schalksburg erweist sich damit nicht als eigentliche Zollernburg, sondern war wohl schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichtet worden.

Schließlich befasst sich Uhl mit dem früheren Balingen Zollernschloss, das in den 1930er-Jahren abgetragen und unter teilweiser Verwendung alten Gebäcks wieder aufgebaut wurde. Dendrochro-

nologische Untersuchungen ergaben als Fälldatum des Bauholzes die Jahre 1371/72. Der Hauptbau des Zollernschlosses entstand folglich in der Zeit der Grafen von Zollern-Schalksburg. Er wurde damit nicht, wie bisher angenommen, als Sitz der württembergischen Obervögte errichtet, sondern als Stadtburg der Zollern. Allein das Zollernschloss in Balingen ist von den drei untersuchten Burgen also tatsächlich eine Burg der Zollern.

(Fortsetzung folgt)

Bibliographische Angaben

Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg. Herausgegeben von Andreas Zekorn, Peter Thaddäus Lang und Hans Schimpf-Reinhardt im Auftrag des Zollernalbkreises und der Städte Albstadt und Balingen. bibliotheca academica Verlag: Epfendorf/Neckar 2005. Festeinband, 254 Seiten, 45 z. T. farbige Abbildungen ISBN 3-928471-56-2. Ladenpreis 29 Euro.

Krippenfahrt

Die erste Tagesfahrt im neuen Jahr führt am Mittwoch, 18. Januar, zu Krippen in der Hedinger Kirche in Sigmaringen, ins Kloster Siessen bei Saulgau und nach Heiligkreuztag. Abfahrt ist um 8 Uhr bei der Stadthalle Balingen und um 8.30 Uhr beim Busbahnhof Albstadt-Ebingen. Die ehemalige Klosterkirche Hedingen besitzt eine bedeutende Barock-Krippe. In Siessen sind es Krippen aus verschiedenen Epochen. In Heiligkreuztal ist mit der Besichtigung einer alten Krippe auch eine Führung durch die Kirche und das ehemalige Kloster verbunden, das nach Vernachlässigung und langjähriger Sanierung der Stefanus-Gemeinde als Bildungszentrum dient. Heiligkreuztal gilt mit seiner Bausubstanz als besterhaltenes mittelalterliches Frauenkloster im württembergischen Landesteil. Anmeldung bei Erich Mahler, Mörikeweg 6, 72379 Hechingen, Telefon (0 74 71) 15 540, Fax (0 74 71) 12 283, oder bei Ingeborg Pemsel, Talwiesen 12, 72469 Meßstetten-Oberdigisheim, Telefon (0 74 36) 210.

Die Autoren dieser Ausgabe:

Dr. Karl Eugen Maulbetsch
Am Stettberg 9
72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Stadtarchiv Albstadt
Postfach 125
72422 Albstadt

Dr. Andreas Zekorn
Kreisarchiv
Landratsamt Zollernalbkreis
Hirschbergstr.29
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Zollernalb

Vorsitzender:
Christoph Roller, Am Heuberg 14,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 77 82

Geschäftsführung:
Erich Mahler, Mörikeweg 6,
72379 Hechingen
Telefon (0 74 71) 1 55 40
E-Mail: e.mahler@t-online.de

Redaktion:
Daniel Seeburger, Grünwaldstraße 15,
72336 Balingen, Telefon (0 74 33) 2 66-1 53